NEGRELLI-MOLDELBE

Die LÜGE *von* SUEZ

DIE LÜGE VON SUEZ

Meinem lieben Karl Heinrich,
zu Weihnachten 1942.

NIKOLAUS NEGRELLI-MOLDELBE

DIE LÜGE VON SUEZ



Alois von Negrelli im Alter von 46 Jahren
(Nach einer Lithographie von Prinzhofer, 1845)

NIKOLAUS NEGRELLI-MOLDELBE

DIE LÜGE VON SUEZ

Der Lebenskampf des deutschen Ingenieurs Alois von Negrelli

14. bis 21. Tausend

VORWERK-VERLAG · DARMSTADT/BERLIN

Entwurf für Schutzumschlag und Einband: Else Drießen, Berlin
Mit 18 Abbildungen auf Tafeln

1.-5. Tausend im August 1940
6.-8. Tausend im Dezember 1940
9.-13. Tausend im September 1941
14.-21. Tausend im Februar 1942

609/4

Gedruckt und gebunden von Buchdruckerei Kichler, Darmstadt

VORWORT

Ein halbes Jahrhundert lang war der Suezkanal das geistige und wirtschaftliche Monopol der westeuropäischen Großmächte. Für England bedeutete diese Wasserstraße Weltpolitik, für Frankreich aber unversiegbar fließendes, blankes Gold. Ein Werk, das nach dem Willen seines Schöpfers der Wohlfahrt und dem Frieden der Welt dienen sollte, war zur Melkkuh französischer Aktionäre und zum Machtinstrument englischer Politiker geworden.

Fünfzig Jahre lang galt der gigantische Durchstich der Landenge von Suez als Schöpfung des Franzosen Lesseps. Ein ganzes Menschenleben hindurch herrschte Albion über diesen Schlagbaum des Weltverkehrs. Die übrigen seefahrenden Völker der Erde aber standen ergeben vor dieser Pforte der Welt, entrichteten willig Wegmaut und Durchfahrttribut und mußten wehrlos zusehen, wie die Herren des Kanals ihren Seehandel lähmten und ihre Kolonialträume erwürgten.

Nach dem Weltkrieg erst rührte das erwachende Weltgewissen an die Lüge von Suez. Die deutsche Fachforschung warf die ersten aufhellenden Lichtstrahlen in das Dunkel um den weltenverbindenden Kanal. Jahr um Jahr ward offenkundiger, daß England sein angemaßtes Besitzrecht an diese künstliche Wasserstraße durch geistigen Diebstahl, politisches Ränkespiel und brutale Vergewaltigung erworben habe.

In langjähriger, mühevoller Kleinarbeit ist es einem kleinen Kreis Wissender gelungen, einer Weltwahrheit den Weg zu bahnen, zu beweisen, daß der geistige Schöpfer dieser menschlichen Großtat nicht der Franzose Lesseps, sondern der Österreicher Negrelli war, und aufzuzeigen, welche Verdienste

und Anrechte sich Deutschland und Italien um das Werden des Suezkanals erwarben.
Der Gedanke, Leben und Werk meines Ahnen zu erforschen und festzuhalten, ist schon im Winter 1915 in mir aufgestiegen. In einer Minenwerferstellung der Südfront, von der aus mein Blick die Berge von Primiero erfassen konnte, entstand die erste Skizze dieses Buches. Über zwei Jahrzehnte mußten vergehen, ehe sich die Öffentlichkeit für Alois Negrelli und seine Schöpfung zu interessieren begann. So schrieb ich denn, wieder Soldat, wiederum im Krieg, die Schlußkapitel dieses Buches: die Geschichte einer großen Friedenstat, im Donner der Geschütze begonnen und vollendet.
Wenn ich in meinem Buche „Die Lüge von Suez“ meinem Urgroßvater, dem österreichischen Ingenieur Alois Negrelli, ein schlichtes Denkmal errichte, wenn ich mithelfe, den Mann der Vergessenheit zu entreißen, der dem Weltenschöpfer in den Arm fiel und das Antlitz der Erde veränderte, so erfülle ich damit ein Gebot der Pietät und der Sippentreue.
Darüber hinaus aber, und das ist wohl das Wesentliche, steuere ich einen Baustein zur Wiederaufrichtung der deutschen Weltgeltung bei. Ungeduldig, aber erfüllt von tiefem Vertrauen auf den Endsieg der Wahrheit, habe ich den Tag erwartet, der die Schöpfung meines Ahnen aus einem Monopol der Westmächte zum freien Schiffahrtsweg freier Völker macht.
Noch umkrallen englische Fäuste den Schlüssel zum blauen Tor des fernen Ostens. Noch speist das Gold erpreßter Durchfahrtzölle die Tresors französischer Banken. Die Wahrheit um Suez aber ist auf dem Weg. Die Welt lauscht; es ist an uns, ihr zu sagen, wie man sie betrogen hat.

Frühjahr 1940 *Nikolaus Negrelli*
Ritter von Moldelbe

PROLOG:

MÄRCHENFAHRT DURCH DIE WÜSTE

Die Glocke schlägt an, ein paar verspätete Passagiere, riesige arabische Teppichhändler und kleine italienische Monteure, erklettern rasch das Fallreep, dann heult die Sirene auf und langsam verläßt unser Schiff den Hafen von Suez. Es ist Mitternacht, hell schimmern die Häuser der Stadt im Silberglanz der vollen Mondscheibe, und spiegelglatt ist das Wasser des Golfes, das unser Schiff nun rauschend durchpflügt.

Betreut von einem alten Lotsen fahren wir, an verankerten Riesenbaggern vorbei, in den Suezkanal ein. Das Meer bleibt zurück, die lange Reise durch die arabische Wüste beginnt.

Ein eigenartiger Zauber liegt über dieser nächtlichen Fahrt. Vor uns die schnurgerade, künstliche Wasserstraße, hinter uns die zuckenden Lichter von Suez und Port Tewfik, zu beiden Seiten aber, soweit der Blick reicht, endlose Sanddünen, über die nur selten der Schattenriß einer einsamen Palme aufragt.

Die Maschinen laufen mit gedrosselter Kraft, ganz leise nur vibriert der Schiffskörper, und vorn am Bug tastet der grellweiße Lichtkegel eines Scheinwerfers die Fahrstraße ab. Ein großer Nachtvogel gerät in die Lichtgarbe, beginnt erschreckt zu torkeln und stößt dann wieder querab in die Dunkelheit.

Die beiden Bitterseen unterbrechen die Monotonie der Kanalfahrt, das ölige Wasser klatscht gegen die Planken des Dampfers und die Salzablagerungen der Seeufer, die großen Salzgärten, rings um die armseligen Fischerdörfchen, blinken und gleißen wie Silber. Im Morgengrauen nimmt uns wieder die enge Fahrrinne auf, die Blinklichter einsamer Kanalstationen

und die Positionslaternen vertäuter Lastkähne verlöschen im Glanz der plötzlich aus Sandbergen brechenden Sonne. Wieder verbreitert sich das Kanalbett, die Weite des Timsah-Sees tut sich auf und gibt den Blick auf die Häuser von Ismailia frei. Von zahlreichen kleinen Booten schreiender und winkender Händler umschwärmt, genießen wir eine Stunde das geschäftige Getriebe des Hafens. Die Zauberwelt eines Basars aus Scheherezades Märchen lebt um uns auf. Die ganze, bunte Welt des Orients entrollt sich vor unseren Augen. Schwarze und braune Gesichter, weiße Burnusse und rote Wollkittel, klirrende Armspangen und nackte Kinder, Türken und Araber, ernste Beduinen und finster blickende Abessinier, englische Matrosen, Bettelmusikanten und Schlangenbeschwörer, all das vereinigt sich da unter uns auf dem sonneüberfluteten Kai zu einer prachtvollen Symphonie aus Farbe, Lärm und Bewegung. Unter den schmetternden Blechklängen eines Militärmarsches braust an uns ein nach Massaua weiterfahrender italienischer Transportdampfer vorbei. Die Soldaten stehen enggedrängt an Deck, sitzen auf den Aufbauten, hängen im Seilwerk und schwenken die Stutzen und Dolche zum Gruß. Eine schmucke Luxusjacht, an deren Mast das Sternenbanner weht, gleitet vorbei und schwerbeladene Segelkähne queren den See.

Wieder läutet die Glocke, brüllt die Sirene, die letzten braunen Taucher zeigen uns ihre Kunst, dürre Händlerarme recken noch einmal anpreisend ihre Stoffe, Obstkörbe und Muschelketten empor, einmal noch brandet das Sprachengewirr dieses Völkerbabels zur Reeling herauf, und dann beginnt die Weiterreise, nimmt uns wieder der Kanal auf.

Wieder nichts als Wüste, gelber, welliger Sand. Hie und da ein Tamariskengebüsch, ein paar dornige Ranken und ganz selten einzelne Palmen, die ihre Fächerarme sehnsüchtig nach dem

Wasser des Kanals strecken. Eine unendliche Einsamkeit liegt über der weiten Landschaft, in der alles Leben zu heißem, rieselnden Sand geworden ist.

Weit vor uns stechen die Mastspitzen und Schornsteine eines von Port Said kommenden Ostindiendampfers in die flirrende Luft. Grotesk wirkt der überraschende Anblick der Dampferaufbauten, die da, weit vor uns, durch die Wüste gleiten. Wir biegen in eine Ausweiche und lassen das große Schiff passieren. Fast hilflos wirkt der Ozeanriese, der da seinem Element, dem weiten, blauen Meer entrissen, langsam und vorsichtig durch die schmale Wasserfurche der Sandwüste zieht. Ein wirkliches „Schiff der Wüste", ein weißer, majestätischer Schwan, der in eine Pfütze geraten ist.

Bei der Mittagtafel muß uns der Kapitän einen kleinen Vortrag über den Suezkanal und seine Bedeutung für die Weltschiffahrt halten. Nach diesem Bericht ist die Wasserstraße einhundertsiebenundsechzig Kilometer lang, hat eine Spiegelbreite von einhundert bis einhundertfünfunddreißig Meter und zehn Meter Tiefgang. Der ferne Osten, Indien, Ostafrika und Australien, sind durch den Kanal um ein beträchtliches Stück Seefahrt an Europa herangerückt. Im Vergleich zu der früher einzig möglichen Route um das Kap der Guten Hoffnung an der Südspitze Afrikas, verkürzt der Suezkanal die Strecke London—Bombay um nahezu fünftausend Seemeilen, also um fast die Hälfte des ursprünglichen Weges. Die Entfernung Hamburg—Bombay erfährt durch den Kanal eine Verkürzung von dreiundvierzig Prozent, die Wegersparnis der Linie Triest—Bombay beträgt sogar über sechzig Prozent.

Im Jahre 1934 haben dreitausendundeinundsiebenzig Schiffe Großbritanniens mit insgesamt achtzehn Millionen Netto-Registertonnen den Kanal benützt. Damit liegt England an der

Spitze aller den Suezkanal frequentierender Nationen. An zweiter Stelle stand damals Deutschland, das fünfhundertneun Dampfer mit drei Millionen Tonnen durch den Kanal laufen ließ. Italien besetzte 1934 nach den Niederlanden den vierten Platz, liegt aber heute, durch seinen starken Abessinienverkehr, bereits an zweiter Stelle.

Die Verwaltung des Kanals obliegt der „Compagnie universelle du canal maritime de Suez". Diese Gesellschaft, die in Paris ihren Sitz, in Ägypten aber ihr Arbeitsgebiet hat, sollte nach den Bestimmungen ihres Statuts internationalen Charakter tragen. Da nun aber Frankreich die Verwaltungsratsstellen besetzt und England mit etwa achtundvierzig Prozent Anteil der größte Aktionär ist, steht dieses reichste Verkehrsunternehmen der Welt völlig unter englisch-französischem Einfluß. Alle anderen Nationen müssen sich damit begnügen, durch die Abstattung wucherischer Durchfahrtsgebühren die Dividenden der westeuropäischen Großaktionäre zu erhöhen. Ein Zustand, der Italien um die Früchte seiner Kolonisationsarbeit bringt, Deutschlands Devisenmarkt aber unerträglich belastet.

Die heißeste Stunde des Tages liegt mit brütender Glut über unserem Schiff. Alles schleppt sich, träge und energielos in das Schattendunkel des Vordecks, schläft oder blinzelt gähnend auf den jetzt rotbraunen, wellig erstarrten Sand.

Stunden vergehen, in denen nichts um uns ist als stumme, schweigende Wüste, kreisende Schöpfräder und zuweilen die wirren Trümmer halbverwehter Lehmhütten. Dann aber entdeckt man schon hie und da kleine Oasen, die kümmerlichen Ansätze einer Dammbepflanzung, Spitzzelte schmutziger Beduinenlager, und einmal zieht drüben, auf der Backbordseite, eine lange Kamelkarawane nordwärts. Neben dem Kanal laufen die Schienen der Eisenbahnstrecke Port Said—Ismailia.

Einmal überholt uns stählern klirrend der Wüstenexpreß. Eine träge, braune Staubwolke, aufgepeitscht von der lebenden Wucht des Luxuszuges, schiebt sich über den endlosen, kaum nennenswert überhöhten Uferdamm.

Vor uns stößt ein ungeheurer Dampfbagger seine Schöpfschaufeln in den Kanal, ringt ächzend und schnaubend mit dem heimtückischen Sand, der sich an den Schutzdämmen trotzig aufbäumt und dem dünnen Wasserfaden immer wieder die Herrschaft über die Wüste entreißen will.

Ein Torpedoboot der englischen Kriegsmarine schiebt sich an uns vorbei, irgendwo über uns, im grausam hellen Himmel, surrt ein Flugzeug, und dann weitet sich die Fahrstraße, wird zur blauen Fläche des Menzaleh-Sees. Rote, gelbe und weiße Segel leuchten auf, fliegende Fische, die sich aus dem Roten Meer hieher verirrt haben, schnellen sich hoch aus dem Wasser, Motorboote schießen an uns vorbei, und ein dichter Vogelschwarm zieht kreischend über uns hinweg nach Südwesten. Zum Nil, zu den Pyramiden, vielleicht aber auch nur nach dem Sumpfparadies der Deltaniederung.

Da sich der Tag seinem Ende zuneigt, naht das Ziel unserer Märchenfahrt durch die arabische Wüste. Wir passieren das prunkvolle Direktionsgebäude der Kanalgesellschaft, stoßen ins freie Meer, und vor uns liegt Port Said.

Leise rauschen die Wellen an den wuchtigen Steinquadern der Mole vorbei, glucksen um Ankerbojen, klatschen an schlüpfrige Steinstufen und schaukeln die Korke fischender Knaben. Es riecht nach Teer, verbranntem Öl und verwesenden Fischen. Das Wasser aber im Hafen ist dunkel und unsagbar schmutzig. So dunkel und schmutzig, wie die Geschichte des großen Kanals, die da erzählt von Lug und Trug und wilder Gier nach Ruhm und Gold.

Leise rauschen die Wellen und lautlos rieselt der Sand. Ein Spiel nur, geboren aus Welle und Wind. Einmal aber ist der härteste Stein zernagt, die höchste Palme begraben.
Vergiß das nicht, Mann aus Erz, der du von deinem hohen Steinsockel herabschaust auf unser wegmüdes Schiff!
Die Weltgeschichte ist am Werk, Ferdinand von Lesseps!
Sie sucht die Wahrheit!

JUGEND UND HEIMAT

Fröstelnd schlurft der alte Pfarrer des Marktfleckens Primiero in Südtirol in die Sakristei seiner Kirche. Es ist früh am Morgen, beißend liegt die Winterkälte in dem dunklen Kirchenschiff. Mühsam malt der Pfarrer das Datum des Tages — 23. Jänner 1799 — ins Sakristeibuch. Er läßt sich das Meßgewand überziehen, wärmt sich noch einmal die blaugefrorenen Hände über dem Lichtpünktlein eines Wachsstockes und trippelt dann, den Greisenkopf demütig gesenkt, zum Altar. In einem der seitlichen Chorstühle kniet der angesehenste Mann des kleinen, weltabgeschnittenen Marktes, der Gutsbesitzer Angelo Michele Negrelli. Die sonnigsten Weingärten und saftigsten Weidewiesen der Hochfläche von Primiero, die fruchtreichsten Ölbäume und der grüne Nadelwald an den Hängen des Cismonetales sind sein Eigentum. Sein Gutshof thront wie ein Herrensitz mittwegs zwischen den rötlichen, kahlen Felswänden der Dolomiten und dem Dunstschleier der italienischen Ebene.

Angelo Michele Negrelli ist nächst dem Pfarrer der mächtigste Mann von Primiero, des kleinsten Verwaltungsbezirkes der Monarchie. Seine Frau, eine Deutsche, die vor ihrer Heirat Elisabeth Württemberg hieß, ist der gute Engel der ewig hungrigen Winzerkinder.

Vor zwei Tagen erst ist Angelo Negrelli von einem langen Ritt heimgekehrt, der ihn weit hinausführte in die Lombardei. Nun aber liegt er auf den Knien in der Kirche, vergräbt den Kopf in den Händen, betet und ringt mit Gott. Genau so wie irgendeiner der armen Teufel, die da die Not ihres Leibes und ihrer Seelen auskramen vor dem Herrn der Welt.

Eintönig hallen des greisen Priesters Worte durch das dunkle Kirchenschiff. Angelo Negrelli aber kniet regungslos in seinem reichgeschnitzten Chorstuhl und überdenkt seines Lebens Gang und Verlauf. Er könnte wohl zufrieden sein mit seinem Geschick. Er ist reich und angesehen und hat eine Frau, die schön, mild und anmutig ist, wie die blonden Engel des Tizianbildes im Nachbarort Transaqua. Sechs Kinder laufen und kriechen durch die geräumigen Stuben seines Gutshofes. Alles ist gut, und doch ringt Angelo mit dem Herrn um eine letzte, große Gnade.

Einen Steinwurf weit von der Kirche, in einem weißgetünchten Zimmerchen des Gutshofes, will Frau Elisabeth, zum siebtenmal in ihrem noch so jungen Leben, Mutter werden. Die ächzende Not ihrer schweren Stunde hat Angelo in die Kirche getrieben, und nun bittet er, der sechs Mädchen sein eigen nennt, das siebente Kind möge ein Knabe, ein Leibeserbe sein.

Später überquert Angelo den Kirchenplatz und sieht mit Sorge hinter den erleuchteten Fenstern seines Hauses dunkle, eilige Schatten huschen, poltert die Holzstiege in den ersten Stock hinauf und wird bleich, da er im Vorsaal plötzlich vor Giuliana, der alten Kinderfrau steht. Die aber lächelt, hemmt des Ungestümen lärmende Hast, legt den Finger an die Lippen und flüstert: „Signor, un ragazzo!"

Angelo Negrelli, der starke, lebensfrohe Mann, der mächtige Patron des Cismonetales, der Herr von Primiero, sinkt, von Angst und Sorge einer endlos langen Nacht befreit, auf eine buntbemalte Kleidertruhe des Vorsaals, lehnt das Haupt an die kalte Steinwand und birgt seine feuchten Augen vor Giulianas forschendem Blick.

„Ein Knabe..." lispeln seine zuckenden Lippen; dann reißt er sich hoch und stürzt in das Zimmer seiner Frau. Bildhaft

schön im Widerschein erfüllter Sehnsucht, liegt Elisabeth in den Kissen, weist mit rührend matter Gebärde nach der hölzernen Wiege.
Scheu küßt Angelo Negrelli die gerunzelte Stirn seines winzigen Söhnchens, bebend vor innerer Erregung legt er das Kindlein in den Arm der Mutter, seine Lippen aber formen die prophetischen Worte: „Du wirst mein Stecken sein und mein Stab!"

Neun Jahre sind seit diesem kalten Wintermorgen vergangen. Aus dem winzigen Menschenwürmchen ist ein großer, braungelockter Knabe geworden. Nikolaus Alois Maria Vinzenz Negrelli ist ein Kind von offenem Wesen, klug und wißbegierig, und sein Erzieher, der Hofmeister Serafino Pastorini, wundert sich oft über seines Zöglings rasche Auffassung.
Heute, an einem wunderbaren Maitag, sind Lehrer und Schüler auf Maultieren das düstere Tal des Cismone abwärts geritten und lagern nun, wo die Schlucht den ersten Blick auf die Ebene freigibt, im Schatten einer Weingartenmauer. Zu ihren Füßen schäumt der Gießbach über riesige Steinblöcke. Vor ihnen lacht und lockt die unendliche Weite der Landschaft, über ihren Häuptern aber strahlt ein wolkenloser, tiefblauer Himmel.
Serafino Pastorini plaudert mit dem Knaben, erzählt ihm von den Wunderwerken der romanischen Kunst, zerteilt einen zarten Blütenkelch und offenbart ihm so die Mysterien der Natur. Im Geist durchwandert er die Kuppelhallen marmorweißer Dome, berichtet von der Schönheit unsterblicher Bildwerke und weckt damit in der Seele des Knaben die Sehnsucht nach dem Schönen und Großen.
Pastorini ist zwar Österreicher, wie alle Menschen in diesem

umstrittenen Grenzgebiet, sein Herz aber fühlt romanisch, und seine Zunge, die vier Sprachen beherrscht, führt einen ewigen Kampf gegen die Härte des nordischen Idioms. Er haßt Österreich und weiß nichts vom deutschen Wesen, aber er verehrt Frau Elisabeth, die deutsche Mutter seines Schutzbefohlenen, und er vergißt nie, daß im Blute des Knaben Nord und Süd sich formend mengen.

Mann und Knabe liegen im kühlen Schatten, die beiden Maultiere zerraufen das kärgliche Gras des Wegrands, und von irgendwoher ertönt das melodische Geläut einer Campagnileglocke.

Pastorini aber wühlt in dem reichen Schatz seiner Erinnerungen. Aus dem blauen Dunst der Ferne läßt er Paläste erstehen, beschreibt die schwerelose Schönheit des Mailänder Doms, versinkt in die Märchenpracht des Dogenpalastes, führt den Knaben unter den Marmorhimmel der Peterskirche, malt Werk und Leben der großen italienischen Künstler in glühenden Farben, und der Knabe starrt in die Ferne, an deren Rand man schon das Meer ahnt.

Da greift der kleine Alois in die Tasche, zieht ein Blatt Zeichenpapier hervor und reicht es seinem Lehrer. Er hat das Schloß Pietra gezeichnet und wollte mit der Skizze seinem geliebten Mentor eine Namenstagfreude bereiten. Nun aber zwingt ihn etwas, sein Geheimnis vorzeitig preiszugeben, und so legt er denn die Zeichnung wortlos in des Lehrers Hand.

Pastorini weiß wohl, daß der Knabe über Zeichentalent und gute Raumvorstellung verfügt, aber er ist trotzdem von der sicheren und linienklaren Darstellung des alten Kastells überrascht. Er spricht wohl nur ein paar anerkennende Worte, seine Hand aber fährt liebkosend über des Knaben Scheitel und die Zeichnung nimmt er sorglich zu sich. Er wird sie morgen den

Vater des Knaben zeigen und erneut erklären, daß er sein Werk an dem Buben getan habe und daß es hoch an der Zeit sei, diesen ins Seminar nach Feltre zu senden.
Der Knabe aber träumt davon, einst ein großer Architekt zu werden. Zuerst will er durch kühne Bauwerke den bösen Cismone zähmen, der alljährlich des Vaters Wiesen vermurt. Dann aber wird er in die weite Welt ziehen, schauen, lernen und Werke schaffen, denen gleich, die sein Erzieher als Großtaten des menschlichen Geistes preist.
Zwei Reiter träumen von der Zukunft. Der Torrente rauscht sein ewiges Wanderlied, die Maultiere aber schreiten achtsam zu Berg.

Man schreibt das Jahr 1809. Die Sturmglocken auf den Türmen der Talkirchen, die lodernden Gipfelfeuer, deren flammende Kette sich von den Höhen um Feltre bis zu den Felstürmen der Dolomiten zieht, rufen zu den Waffen. Die Franzosen kommen, der Kaiser Franz ist in Not! Die allzeit getreuen Südtiroler schließen sich den kaiserlichen Truppen an.
Das stille Primiero bleibt von der Unrast dieser Wochen nicht unberührt. In der Stube des Gemeindeamtes haben sich die angesehensten Bürger des Ortes versammelt. Angelo Negrelli, der vor einigen Tagen aus Feltre gekommen ist, berichtet über die Ereignisse der letzten Zeit. Er hat mit eigenen Augen die Wachtfeuer der französischen Reiter gesehen, er sprach mit Flüchtlingen, die ihm mit angstverzerrten Gesichtern von den Greueltaten der großen Armee erzählten. Der Rauch brennender Dörfer und der ferne Donner der Kanonen hat ihn heimgetrieben, und nun ruft er seine Mitbürger zum Widerstand gegen den Korsen auf.
Er ist, wie alle Primolaner, mit Leib und Seele österreichischer

Patriot und er weiß, was dem armen Bergdorf und seinen Bewohnern droht, wenn es den Franzosen gelingt, in die Berge einzubrechen. Daher schlägt er vor, die Talengen der Heimat zu verschanzen, die Cismoneschlucht unpassierbar zu machen und solange Widerstand zu leisten, bis österreichische Truppen Hilfe bringen.

Sein Vorschlag findet wohl den Beifall der Ortsältesten, aber der Gutsbesitzer Casimir von Bosio hat einen anderen Plan. Bosio, der mit Negrelli den Landsturm organisierte, ist ein Mann von glühender Leidenschaft. Er empfiehlt in einer flammenden Rede, den Feind anzugreifen, den Landsturm ins Gebiet von Feltre vorzuwerfen und so dem Heimatorte die Schrekken des Krieges fernzuhalten.

Der Vorschlag ist toll. Wahnwitzig scheint es, dem geschulten französischen Heer das kleine, mangelhaft bewaffnete Häuflein der Landstürmer entgegenzustellen. Bosio dringt vorerst mit seinem Antrag nicht durch. Da verstärkt der Ehrgeizige den bestechenden Klang seiner Worte durch das feine Klirren des Goldes. Achttausend Gulden, den Großteil seines Vermögens, stellt er zur Bewaffnung und Verpflegung des Primolaner Landsturmes zur Verfügung. Dieses Angebot gibt den Ausschlag. Trotz Negrellis Einspruch wird der Marsch gegen Feltre beschlossen.

Zwei Tage später verläßt das Freikorps den Heimatort. Greise schreiten neben Buben, Gewehrläufe blitzen neben Sensen, und der dumpfe Klang der Trommel bringt keinen Gleichschritt in die bunt zusammengewürfelte Schar. Kein Jubel ist um sie, da sie den Ort verläßt. Die Frauen weinen vor den still gewordenen Häusern, und auf den Gesichtern der Männer, in ihren scharfgeschnittenen, wie mit dem Schnitzmesser gekerbten Zügen, liegt der düstere Ernst des letzten Einsatzes.

Die Trommel verstummt, da der beschwerliche Abstieg ins Tal beginnt. Die eisernen Waffen klirren leise, und nur die Rufe der Tragtiertreiber übertönen das Rauschen des Cismone.
Die Kinder des Ortes geben der Truppe Bosios das Geleit bis zum letzten Gehöft. Der kleine Alois Negrelli hält mit den Männern tapfer Schritt, bei der Bachbrücke aber fällt er weinend einem blutjungen Landstürmer um den Hals, küßt ihn auf den Mund und läuft dann heim. Der Soldat da in der Uniform des österreichischen Landsturms ist ja gar kein Mann, sondern seine tapfere Schwester Josefine, die mit Vaters bestem Kugelstutzen gegen die Franzosen zieht.

Acht Tage später liegt das Grauen über dem verödeten Dorf. Versprengte Landstürmer sind über halsbrecherische Bergsteige heimgekehrt und haben traurige Kunde gebracht. Was Negrelli voraussah, ist eingetroffen.
Die Franzosen haben die Primolaner Freiwilligen bei Feltre im ersten Ansturm geschlagen. Wenige nur entkamen den Säbeln der Kürassiere, und wer nicht niedergehauen wurde, den band man an die Schweife der Rosse und schleppte ihn vor das Kriegsgericht nach Feltre.
Ein kleiner Trupp nur vermochte zu fliehen, erreichte die Berge, kämpfte sich zum Heimatdorf durch und trägt nun die Unglücksbotschaft von Haus zu Haus.
Primiero ist schutzlos den Franzosen preisgegeben. Zitternde Frauenhände reißen das Vieh aus dem Stall. Kinder beladen weinend kleine Gebirgskarren mit Bettwäsche und Lebensmitteln. Wer kann, flüchtet in höher gelegene Bergdörfer und wer zu alt ist, um fliehen zu können, schleppt sich in die Kirche und erwartet dort das drohende Strafgericht.
Um die Mittagszeit klappern die Hufe einer welschen Küras-

sierschwadron über das Pflaster des Marktplatzes. Gellende Hornrufe hallen durch die verlassenen Straßen, Reiterpistolen knallen, Steine fliegen an die geschlossenen Fensterläden, und das ächzende Geräusch aufgebrochener Türen erfüllt den Ort. Ein alter Mann, den man durch Säbelhiebe gefügig gemacht hat, weist dem Kommandanten der Schwadron den Weg zur Gemeindekanzlei. Dorthin bringen die französischen Reiter, fluchend und prügelnd, alles was an Menschen noch im Orte lebt.

Unter denen, die dort ihren Urteilspruch erwarten, steht auch Michele Angelo Negrelli. Er hat wohl seine Familie in Sicherheit gebracht, ist selbst aber geblieben. Er ist Österreicher, hat seine Pflicht getan und fürchtet die Franzosen nicht.

Auf ihn, den einzig aufrechten Mann unter weinenden Weiblein, heulenden Kindern und ratlosen Greisen fällt die ganze Wucht des französischen Zornes. Nach einem kurzen Verhör, in dessen Verlauf Negrelli seine Reichs- und Kaisertreue unumwunden gesteht, wird er in Fesseln gelegt. Zwei Kürassiere erhalten den Befehl, ihn als Gefangenen in das Fort Palanza einzuliefern.

Zwischen den Rossen der welschen Reiter schreitet Negrelli durch den verödeten Markt und wirft einen letzten Blick zurück nach den fernen Berghöhen, hinter denen er seine Lieben in Sicherheit weiß, beißt die Zähne zusammen und stolpert zwischen den auf dem steilen Steinpfad immer wieder strauchelnden Pferden der Tiefebene, dem Kerker zu.

Jahre vergehen, Frau Elisabeth ist längst wieder mit den Kindern nach Primiero zurückgekehrt. Der Vater aber schmachtet noch immer in französischer Haft. Die Frau, die in diesen

Jahren für neun Kinder zu sorgen hat, verrichtet wahre Wunder der Tatkraft. Mit ihren schwachen Händen bewahrt sie das Gut, trotz der Abwertung der Bankozettel auf ein Fünftel ihres Wertes, trotz drückender Steuern und Mißernten, vor Verschuldung. Der einstige Wohlstand der Familie aber schwindet, und bald fehlt es an Mitteln, die Söhne studieren zu lassen.

In diesem Zeitpunkte naht der heldenhaft kämpfenden Frau die Versuchung, ein Angebot der französischen Regierung, zwei ihrer Söhne auf Staatskosten in die Militärakademie zu Pavia aufzunehmen. Das Angebot ist verlockend, zwei Kinder wären versorgt, ihre Zukunft gesichert. Frau Elisabeth aber schwankt nicht eine Stunde. Sie vermag ihre Kinder kaum zu ernähren und zu kleiden, aber sie lehnt das Anerbieten der französischen Heeresverwaltung ab. Sie verzichtet auf die Gnade derer, die das Land bedrücken und ihren Mann schon jahrelang gefangen halten.

Sie rafft das letzte Bargeld zusammen und schickt den vierzehnjährigen Sohn Alois und seine zwei jüngeren Brüder in das Seminar nach Feltre. Ihre Söhne werden niemals freiwillig den Waffenrock des landfremden Eroberers tragen.

Endlich, nach fast fünfjähriger Haft, kehrt Angelo Michele Negrelli als freier Mann in die Heimat zurück. Er findet die Ställe leer, die besten Grundstücke verpfändet, er ist wie alle seine Nachbarn verarmt, aber er ist endlich wieder mit seiner Frau vereint, und die Kinder sind wohlauf.

Wie ein Lasttier schuftet der Mann, die Frau arbeitet ohne Unterlaß, die Mädel helfen in der Wirtschaft und auf den Feldern. Eine ganze Familie stemmt sich gegen den Untergang. Im Frühjahr 1815 vernichtet eine Überschwemmung des Cismone alle Erntehoffnung, der Steuereinnehmer erpreßt die

letzten Barmittel, und Negrelli muß seinem Sohn Alois schreiben, er sei außerstande, die Auslagen für ein weiteres Studium zu bestreiten.

Die Schulbrüder aber, denen die Leitung der Erziehungsanstalt anvertraut ist, setzen auf Alois Negrelli, den besten Schüler des Seminars, große Hoffnungen. Er ist ihr bester Mathematiker, und seine architektonischen Zeichnungen wurden bei einer Reihe von Schulausstellungen mit Ehrenpreisen bedacht. Selbst Kaiser Franz, der nach dem Friedensschluß auf der Durchreise die Lateinschule des berühmten Seminars inspizierte, äußerte sich anerkennend über die zeichnerischen Leistungen des Knaben.

Die Schulbrüder wehren sich gegen den Gedanken, ihren besten Zögling zu verlieren, und sie finden auch einen Ausweg. Sie wissen, daß Kaiser Franz, der soeben die wiedergewonnenen Südprovinzen bereist, in Venedig weilt und erwirken dem jungen Negrelli eine Audienz bei ihrem kaiserlichen Herrn. Ein dem Knaben mitgegebener Brief des Rektors der Anstalt verweist auf die Verdienste der Familie Negrelli um das Vaterland und empfiehlt das Kind der Fürsorge des Monarchen.

Im braunen Saal der Prokuratien zu Venedig versammeln sich zwanzig Knaben aus venetianisch-lombardischen Schulen, die dem Kaiser vorgestellt werden sollen. Es sind zumeist junge Adelige. Alois Negrelli ist der einzige Bürgerliche unter ihnen. Vor drei Stunden ist er in Mestre aus der Kutsche gestiegen, hat zum erstenmal das Meer gesehen, ließ sich wie im Traum nach der Dogenstadt rudern, trank mit durstigen Augen die märchenhafte Schönheit des Markusplatzes und steht nun wie ein Traumwandler in dem düsteren Prunksaal. Ein Hofbeamter hat ihm den Empfehlungsbrief abgenommen. Weißbehand-

schuhte Lakaienhände stellen ihn an den richtigen Platz. Nun steht er in seinem einfachen Wams mitten unter den aufgeputzten Junkern, und sein Herz klopft laut. So laut, daß er befürchtet, der dumpfe Schlag durchbreche die beklemmende Stille des Audienzsaales.
Der Zeremonienmeister des Kaisers hat den Saal betreten. Die Hofbeamten haben ihre Plätze eingenommen. Die Reihe der Knaben ist zu Stein erstarrt. In die große, erwartungsvolle Stille fallen die Stundenschläge der Glockenmänner des Uhrturmes von San Marco. Eine Flügeltür öffnet sich, der Kaiser betritt den Saal. Langsam schreitet der Monarch die Reihe der Knaben ab und läßt sich Bericht erstatten. So kommt er zu Alois. Der Bub blickt seinem Kaiser fest in die Augen. Ein Hofbeamter liest dem Kaiser aus dem Empfehlungsbrief des Rektors ein paar Zeilen vor:
„Die Familie Negrelli ist, seit sie im zwölften Jahrhundert Genua verließ und in die habsburgischen Erblande einwanderte, immer treu zu Kaiser und Reich gestanden. Ein General Negrelli hat unter Leopold dem Ersten die Brücke von Ala erfolgreich gegen die Franzosen verteidigt. Der Vater des der kaiserlichen Güte empfohlenen Knaben organisierte den Trentiner Landsturm gegen den Erbfeind und verbrachte fünf Jahre in französischer Gefangenschaft. Die Schwester des Bittstellers, Giuseppina Negrelli, nahm im Alter von achtzehn Jahren, als Mann verkleidet an der Verteidigung Primieros teil und bewies im Gefecht von Feltre Mut und Unerschrockenheit. Die Familie ist unter französischer Herrschaft verarmt, und empfehle ich unseren braven Zögling der kaiserlichen Huld."
Der Kaiser schmunzelt. Die Tat des Generals Negrelli ließ ihn kühl, tapfere Generäle hat er genug, aber die junge Amazone imponiert ihm. Fast möchte er das mutige Mädel her-

befehlen, aber er muß ja schon morgen weiterreisen. Die Residenz wartet. Dem Buben da aber, dem will er gerne helfen. Er neigt sich zu dem Knaben nieder:
„Sag deinem Rektor, daß die Kosten deines weiteren Studiums meiner Privatschatulle anzulasten sind. Darüber hinaus übernehme ich die Kosten einer vierwöchigen Studienreise nach Padua. Mach die Augen auf, Bub, sieh dir alles gut an, was die alten Meister geschaffen haben und bleib brav!"
Die Audienz ist zu Ende. Der junge Alois steht auf dem sonneüberfluteten Markusplatz, hat fünfzig blanke Gulden in der Tasche, darf weiterstudieren und schluchzt vor Freude und Glück.

Dank des kaiserlichen Stipendiums vermag der junge Negrelli seine Studien in Feltre fortzusetzen. In den nun folgenden drei Jahren widmet sich Alois seinen Lieblingsfächern Mathematik und Physik, überragt im architektonischen Zeichnen alle seine Klassenkameraden und findet im steigenden Maße die Anerkennung seiner Lehrer. In den Sommerferien, die der Student bei den Eltern in Primiero verbringt, schwärmt er davon, ein berühmter Baumeister zu werden, er entwirft phantastische Dome, kühn geschwungene Brücken, und die Mutter sammelt all diese spielerisch hingeworfenen Pläne.
Der Vater, bedrückt durch wirtschaftliche Sorgen, ist stolz auf den Reichbegabten, aber als nüchterner Rechner weiß er, daß ein freier Beruf viel Geld kostet und lange nichts einbringt. Darum legt er dem Sohn immer wieder nahe, sich dem Staatsdienste zu widmen.
Die Ausbildung, die Alois in Feltre genossen hat, genügt für die Aufnahme in den technischen Staatsdienst, und so muß denn der junge Student von seinem Lieblingsgedanken, ein

frei schaffender Baukünstler zu werden, immer mehr abrücken.

Es fällt dem nunmehr Achtzehnjährigen nicht leicht, all die kühnen Zukunftsträume seiner Phantasie einzusargen. Des Kaisers Gnade aber noch einmal anzurufen, widerstrebt seinem Stolz. Er sieht, wie schwer es dem Vater fällt, die kinderreiche Familie zu versorgen, und so geht er denn, nach Abschluß der Seminarstudien, nach Innsbruck, um sich vorerst in der deutschen Sprache zu vervollkommnen.

Den schönen, sonnigen Herbst und den milden Winter nützt er zu weiten Wanderungen in die Welt der nordischen Berge. In kleinen Dörfern, unter Holzfällern und Säumern, bei den Almsennern des Brennerpasses und zwischen den heiteren Menschen der Vorarlberger Täler wird ihm die deutsche Sprache wieder geläufig. Aus der Vielfalt der Dialekte ersteht ihm die knappe Klarheit der Schriftsprache. In Primiero und in Feltre sprach man nur italienisch, während der jahrelangen Abwesenheit vom Elternhaus hat Alois die Sprache seiner deutschen Mutter fast verlernt. Nun aber trinkt sein Ohr den altvertrauten Klang, der seine Kindheit erwärmte, und sein Herz erschließt sich willig deutscher Art.

In dem Dörfchen Ach bei Bregenz, an der Mündung des Rheins in den Bodensee, erlebt er die Schrecknisse einer Überschwemmung. Schon als Kind sann er oft darüber nach, wie man wohl den wilden Cismone bändigen könne, und nun sieht er betroffen, wie verheerend sich das Hochwasser großer Flüsse auswirken kann.

Auf schlecht erhaltenen Gebirgsstraßen lernt er die Not der Fuhrleute und die Gefahren der Wanderer kennen, Erdrutsche und Steinlawinen, die ganze Straßenstücke vernichten, halten ihn oft tagelang in einsamen Sennhütten zurück.

Negrelli, der mit offenen Augen das Land Tirol durchwandert, ringt sich zu der Erkenntnis durch, daß den Techniker des neuen Jahrhunderts große Aufgaben erwarten. Die Zeit verlangt nicht nach Kirchen und Palästen, sie schreit nach Straßen und Brücken. Dem Verkehr zu dienen, scheint wichtiger und ehrenvoller, als die Pflege der ästhetischen Kunst.
In Tirol, dessen Wirtschaft endlose Kriege schwer erschüttert haben, findet Negrelli Straßenverhältnisse vor, die jede Aufwärtsentwicklung des Landes unmöglich machen. Wohl gibt es schon Wegdirektionen und Straßenbauämter, aber die von den Organen dieser Ämter geplanten Wege entbehren jedes organischen Zusammenhanges, folgen sklavisch jeder Neigung des Geländes, weisen im Gebirge schier unüberwindliche Steilstrecken auf und sind eigentlich nicht viel mehr als schmale Streifen grob aufgeschütteten Schotters. Es ist eine Qual auf diesen Straßen zu reisen, die man von Bettlern und Sträflingen notdürftig erhalten läßt und die jeder Regenguß in einen abgrundtiefen Sumpf verwandelt. Monatelang durchwandert der junge Negrelli Tirol, steigt auf steilen Saumpfaden die Berge hinan, läßt sich auf der schlechten Poststraße über Innsbruck und Wörgl nach Kufstein die Seele aus dem Leib rütteln und sehnt sich nach den wohlgepflegten Straßen Venetiens.
Aus diesen Wanderfahrten aber steigt ihm die Erkenntnis auf, daß den Straßenbautechniker größte Aufgaben erwarten. So tritt er denn, am 20. Februar 1818, als vorerst unbesoldeter Praktikant, in den Dienst der k. k. Baudirektion für Tirol und Vorarlberg in Innsbruck.
Zwei Jahre vergehen, randvoll mit technischen und praktischen Studien, die wichtigste Fachprüfung ist bestanden, und schon steht der erst einundzwanzigjährige Ingenieur mitten im Leben.

LEHR- UND WANDERJAHRE IN TIROL

An einem sonnigen Märztag des Jahres 1820 sitzt Alois Negrelli im Wartezimmer des Grafen Karl Kothek, des Vizepräsidenten der Regierung für Tirol und Vorarlberg. Im Kamin brennt noch das Holzfeuer, draußen aber zerrt schon der warme Föhn an den Ästen der Kastanien, und von den Steilhängen der Innsbrucker Nordkette wehen die weißen Fahnen der Staublawinen.

Graf Kothek, vor kurzem noch Leiter des Gouvernements von Triest, vom Kaiser wegen seiner Tüchtigkeit hochgeschätzt, hat heute Empfangstag. Man sagt von ihm, daß er als Feind der starren Bürokratie in die Amtsstuben Istriens jungen, frischen Geist getragen habe und einer der ganz wenigen hohen Verwaltungsbeamten sei, die den Mut aufbrächten, kurzsichtigen Maßnahmen der Wiener Ministerien entgegenzutreten. Graf Kothek ist noch nicht lange in Tirol. Aber er hat schon in dieser kurzen Zeit die Beamtenschaft der Landesverwaltung von Unfähigen und Protektionskindern gesäubert, und man weiß von ihm, daß er seine Mitarbeiter nach dem Maßstabe ihrer Leistung wertet.

Negrelli ahnt nicht, warum er zu seinem Vorgesetzten gerufen wurde. Er fühlt nur schon seit einiger Zeit, daß ihm der allmächtige Vizepräsident wohlgesinnt ist, und freut sich auf die bevorstehende Unterredung mit dem weit vorausblickenden Mann.

Die Polstertüre öffnet sich, die Köpfe der Wartenden fahren auf, ein Diener flüstert einen Namen, und Negrelli betritt den Arbeitsraum des Chefs. Gerade aufgerichtet, die beiden Hände auf eine große, den ganzen Ministerschreibtisch

deckende Straßenkarte Tirols gelegt, empfängt Graf Kothek seinen jungen Untergebenen. Er reicht dem jungen Mann bei der Begrüßung nicht die Hand, aber er läßt ihn neben sich Platz nehmen und geht ohne Umschweife auf das Wesentliche der Unterredung los.

„Herr Ingenieur, Sie wurden mir von meinem Mitarbeiter Duile warm empfohlen. Ich halte von Befürwortungen nicht viel, ich schau mir die Leute und ihre Leistungen lieber selber an; aber ich habe da unlängst Ihr Elaborat über die Wasserbauten im Etschtal gelesen und möchte Ihnen Gelegenheit bieten, Ihr theoretisches Können auch praktisch zu verwerten. Was halten Sie von der von Duile erstmals in ein System gebrachten Wildbachverbauung?"

„Wenn ich meine Meinung offen sagen darf, Herr Graf, dann glaube ich, daß neben der Herstellung guter Straßen, die Unschädlichmachung der Wildwässer eine der vordringlichsten Aufgaben unserer Baudirektion darstellt. Ich habe aus den Akten der Tiroler Grundkommissionen festgestellt, daß ein gutes Drittel der Anbaufläche dieses Landes alljährlich durch Überschwemmungen, durch Vermurung, aber auch wegen Versumpfung erträgnislos bleibt. Es ist meine feste Überzeugung, Herr Graf, daß die von Duile empfohlenen Uferschutzbauten viel vergeudetes Volksvermögen retten könnten. Ich habe auch, wie aus meinem Elaborat hervorgeht, eigene Vorschläge ausgearbeitet, die da Abhilfe schaffen könnten."

Graf Kothek zieht einen dicken Akt aus seiner roten Mappe, blättert ihn flüchtig durch und erwidert:

„Sie sind noch sehr jung, und Ihnen fehlt wohl auch noch ein Gutteil der so nötigen Praxis, aber Ihr Exposé enthält eine ganze Reihe richtiger Schlußfolgerungen. Ihr Gedanke, große Talgebiete durch ein System von Entwässerungskanälen, ja

sogar durch künstliche Laufverlegung der Flüsse, zu entsumpfen, verdient zweifellos Beachtung. Daß Sie aber nicht nur als Techniker denken, beweist mir Ihr Vorschlag, Interessengruppen der Talbauern zu bilden und die einzelnen Grundbesitzer zu Sach- und Arbeitsleistungen heranzuziehen."

„Was ich hier vorschlage, Herr Präsident, das haben die Bauern meines heimatlichen Cismonetales schon vor Jahren praktisch getan. Es kommt nur darauf an, den Leuten durch gemeinverständliche Aufklärungsarbeit die Vorteile der staatlichen Flußverbauung mundgerecht zu machen. Dann werden sich die Leute der Notwendigkeit gewisser Opfer bestimmt nicht verschließen."

„Sehen Sie", unterbricht Kothek den jungen Ingenieur, „das wäre eine dankenswerte Aufgabe, zu der ich Sie gerne heranziehen möchte. Vertiefen Sie sich vorerst in die Wasserbauwerke von Dr. Franz Zallinger zum Thurn und Freiherr von Arentin, gehen Sie mit dem tüchtigen Duile noch ein paar Monate ins Gelände, und dann melden Sie sich wieder bei mir. Ich denke daran, Sie bei den Wasserbauten im Inntal und im Ampezzanertal zu verwenden. Erfüllen Sie meine Erwartungen, dann schicke ich Sie später ins Suganatal, also in ihre engere Heimat. Also, halten Sie sich an die Arbeit und rechtfertigen Sie mein Vertrauen."

Negrelli spricht noch ein paar Dankesworte, Graf Kothek reicht ihm die Hand zum Abschied, der Diener öffnet die Flügeltür, und die für das künftige Schicksal des jungen Ingenieurs entscheidende Unterredung ist beendet.

Die Bäume des Hofgartens ächzen im Ansturm des Föhns. Laut heult der Südwind um die Ecken der engen Straßen und zerrt am Mantel des jungen Mannes, der da seiner Dachkammer am Innquai zustrebt. Negrelli kann heute nicht mehr

zurück in die dumpfe Kanzlei der Baudirektion. Er sieht die erste, große Aufgabe vor sich und will allein sein. So kämpft er sich denn, dem Sturm entgegen, der Innstadt zu, hört die Glocken nicht, die von allen Türmen die Mittagsstunde ankündigen, übersieht die hübschen Füßchen der Klosterschülerinnen, die der Föhn, neckisch kichernd, aus den faltenreichen Röcken schält, und strebt heim. Heim zu seinen Büchern und Plänen, die ihm mehr bedeuten als das lockende, brausende Leben.

Der Innsbrucker Provinzial-Baudirektor, Graf Reisach-Sternberg, vereint umfassende Bildung mit unermüdlicher Tüchtigkeit. Er legt großen Wert darauf, daß die jungen Beamten seiner Baudirektion ein anständiges und feines Benehmen an den Tag legen. In dieser Zeit gelockerter Sitten, in der manche glauben, ein lärmendes, rohes Gebaren bezeuge Persönlichkeit und Lebenskraft, hält er die jungen Leute seines Ressorts zu einer vorbildlichen Lebensführung an. Er haßt die aus den Bierstuben und Studentenbuden bis in die Kanzleien und Salons gedrungene „Unsitte des Tabakrauchens", verlangt, daß seine Beamten ihre religiöse Pflicht erfüllen, und warnt sie immer wieder vor Leichtsinn und standeswidriger Aufführung. Dabei denkt er nicht daran, der Jugend ihr Recht auf Freude und Geselligkeit zu vergrämen. Er selbst verschafft seinen jungen Beamten den Eingang in die besten Innsbrucker Kreise, schickt sie selbst zu allen Festlichkeiten und Bällen der ziemlich stillen Stadt, läßt aber jeden unbarmherzig fallen, der gegen die Umgangsformen und Moralgesetze des Tiroler Adels verstößt.
Es freut ihn daher sehr, zu sehen, daß der junge Negrelli, auf den auch er große Stücke hält, in den ersten Kreisen der

Hauptstadt den besten Eindruck hinterläßt, überall als Muster der Wohlerzogenheit gilt und sich von den mitunter etwas zweifelhaften Vergnügungen der jungen Offiziere und Studenten fernhält.
Negrelli wiederum spielt den Musterknaben nicht der Wirkung wegen, sondern ist anständig und ernst, weil er gar nicht anders sein kann. Er hat eine sorgfältige Erziehung erhalten, ist tief gottgläubig, ohne dem Kirchendogma eine übertriebene Bedeutung beizumessen, und hat nicht umsonst jahrelang am Hungertuch genagt. Er denkt nicht daran, sein Leben zu verzetteln. Er will etwas werden.
In diesen Lehr- und Wanderjahren hat er sich eng an seinen unmittelbaren Vorgesetzten, den zwanzig Jahre älteren Baudirektionsadjunkten, Ingenieur Duile, angeschlossen. Duile, dessen Vater im Vintschgau die Straßen säuberte, hat von der Pike auf gedient. Vom Wegmachergehilfen kämpfte er sich aus eigener Kraft bis zum Kreisingenieur von Bozen durch. Nun ist er der Innsbrucker Baudirektion zugeteilt, hat ein bahnbrechendes Buch über die Wildbachverbauung geschrieben und ist wohl der beste Freund und Berater, den der junge Negrelli finden konnte.
Im Jänner des Jahres 1823 triumphiert zum erstenmal Negrellis Herz über Vernunft und Verstand. Der Vierundzwanzigjährige, in Fragen der Liebe noch ein reiner Tor, lernt auf einem Ball in den Innsbrucker Stadtsälen ein junges Mädchen kennen, deren Zauber er hilflos verfällt.
Von Graf Reisach der altadeligen Familie Sarnthein vorgestellt, kreuzt der junge Mann den Lebensweg der kaum den Kinderschuhen entwachsenen Komtesse Nanni Sarnthein. Sie haben den Kotillion zusammen getanzt und sitzen nun, in der großen Pause, nebeneinander am großen Ehrentisch der Land-

stände. Komtesse Nanni, in ihrem weißen, hochtaillierten Jungmädelkleid, ist wunderschön. Tiefschwarz fallen die Ringellocken auf die noch rührend kindlichen Schultern, Freude blitzt aus dem blauen Spiegel der verträumten Augen, das schmale Gesichtchen der blutjungen Komtesse aber zeigt jene seltsame Marmorblässe, die Negrelli von den Ölbildnissen der venetianischen Dogaressen her kennt.

Die jungen Leute, die da mitten unter hohen Standespersonen, unablässig beobachtet, zum erstenmal den Gleichklang ihrer Herzen verspüren, sprechen nicht viel. Sie sitzen beisammen, sehen sich kaum an und lauschen der Musik. Zwischendurch berichtet Negrelli von seiner bevorstehenden Dienstreise ins obere Inntal, und die Komtesse zählt eine Reihe von Schlössern auf, die er sich unbedingt ansehen müsse. Dann aber ist die Tanzpause zu Ende, die Musik wirbt für eine welsche Galoppade, und der junge Ingenieur reicht seiner Tischdame den Arm und entführt sie in den angrenzenden Tanzsaal.

Jetzt könnten sie sich in die Augen sehen, aber sie tun es nicht. Jetzt könnten sie andeuten, was ihr Herz erfüllt, aber sie bleiben wortkarg. Sie schweigen, empfinden die enge Gemeinsamkeit des Tanzes wie einen zauberischen Bann und ertrinken in Lichterglanz und Geigenklang.

Die gräfliche Familie bricht bald auf. Negrelli verabschiedet sich an der Freitreppe der Stadtsäle von den Eltern seiner Tänzerin, hilft den Damen in die Equipage, wird aufgefordert, an einem der nächsten Nachmittage im Hause Sarnthein zu erscheinen, und sieht den Wagen in der Dunkelheit der Straße entschwinden.

Langsam fallen die Schneeflocken, gleiten durch den Lichtkegel der Portallaternen und sterben im dunklen Kotbrei der Straße einen raschen, stummen Tod.

Negrelli hat keine Lust mehr in den Saal zurückzukehren. Er holt Hut und Mantel, stellt den Kragen hoch und stapft, seltsam froh, seiner Behausung zu.

In der Karnevalszeit, die hier in Tirol den Gleichlauf der Tage kaum beeinflußt, ist Negrelli wiederholt Gast der Familie Sarnthein. Die Eltern der Komtesse, die durch Graf Reisach hinlänglich über den Charakter des jungen Mannes unterrichtet sind, schenken ihm vollstes Vertrauen. Die jungen Leute aber durchwandern das Traumland der ersten, wunschlosen Liebe, deren Zauber jedes Menschenherz nur einmal im Leben verspüren kann.

Am 13. April 1823 fällt der erste Reif auf das junge Glück. Negrelli kommt, um sich von der Familie Sarnthein zu verabschieden. Am nächsten Morgen trägt ihn die Postkutsche ins Ampezzanertal. Ein Jahr lang hat er dort zu tun, und Zeichentisch und Nivellierinstrument müssen ihm die liebgewordenen Dämmerstunden im gastlichen Hause Sarnthein ersetzen.

Vor der endgültigen Verabschiedung lassen die Eltern das junge Paar ein Weilchen allein. Die Herzensnot der Trennungsstunde öffnet Luigi, wie ihn sein Vater nennt, die Lippen. Er spricht zu Nanni von seiner Liebe, gesteht, was wochenlang unausgesprochen sein ganzes Sinnen erfüllte, sieht Tränen in den Augen des Mädchens und küßt zum erstenmal den kleinen, wehmütig zuckenden Mund.

Selbst tief unglücklich, tröstet er die Liebste, sagt, daß er ja doch wiederkehren werde, verspricht sie nie zu vergessen. Das Komteßchen aber weint große, stille, traurig niederperlende Tränen, ist so unglücklich und verzweifelt, als gäbe es keinen Trost für ihr Leid.

Dann aber wirft die Verzweifelte ihre Arme um den Scheidenden, bedeckt sein Gesicht mit hilflosen Küssen, stürzt aus dem Salon und vergräbt sich in ihr kleines, weißes Zimmerchen.
Negrelli hat sich von den Eltern Nannis verabschiedet, hat versprochen, sein Herz ein Jahr lang zu prüfen, mußte sich ehrenwörtlich verpflichten, die ganze Zeit über keinen Brief zu schreiben, und steht nun auf der Straße.
Er scheidet schwer von der Stadt seiner Liebsten, aber er weiß, daß er wiederkehren wird. So beißt er die Zähne zusammen und stürmt in die weite Welt.

Mit leichtem Gepäck, aber schwerem Herzen reist der junge Bauingenieur Negrelli über Sterzing und Bruneck nach Ampezzo. Drei Tage dauert die Fahrt auf elenden, oft tief verschneiten Straßen. In Sterzing heißt es stundenlang warten. Das aus Italien heimkehrende Heer sperrt mit seinen Fuhrwerken die Straße. Am Toblacherfeld zerrt der Schneesturm an der hin und her schwankenden Kutsche, in Ampezzo aber erwartet ein warmes Zimmer den erschöpften, halbverhungerten Reisenden.
Als selbständiger Leiter der Trassierungsabteilung vermißt nun Negrelli die Trasse einer neu zu errichtenden Straße von der italienischen Grenze bis zum Toblacher Feld. Dieses Teilstück der Straße, die von Conegliano aus, längs der Piave, über Ampezzo nach Tirol führen soll, stellt an den Landvermesser große Anforderungen.
Negrelli arbeitet wochenlang, ohne sich auch nur einen Ruhetag zu gönnen. Er kann es aber nicht verhindern, daß zeitweilig aus den Ziffern und Linien seines Zeichenblattes, ein schwarz-

lockiger Mädelkopf aufsteigt und seine Gedanken heimzwingt, in die stille Stadt am rauschenden Inn.
Die langen Abende verbringt Alois meist in Gesellschaft des Ampezzaner Richters Constantini, der mit seinem Vater die französische Festungshaft teilte und von mancher harten Stunde zu erzählen weiß.
Nach Vollendung der Arbeiten geht er aus dem Pustertal ins Etschtal. Der Sommer ist vergangen, die Weinreben leuchten golden aus dem Grün der Blätter, als Negrelli in Trient, seinem neuen Dienstsitz, einzieht. Das vom deutschen Blut der Mutter nur leicht gedämpfte südliche Temperament flammt unter der heißen Sonne Trients rasch auf. Wohl weht vom alten Kastell die schwarzgelbe Fahne der Habsburger, wohl ist das Trentino österreichisch, aber die flachen Dächer der Häuser, die engen, hohen, winkeligen Straßen, mit ihren von Fenster zu Fenster gespannten Wäschegirlanden, sind schon italienisch. Die Landschaft ist südlich heiter, welsch sind Sprache und Art der Menschen, und die dunklen Augen der Frauen Trients sprechen von Leidenschaft. In den Kasernen und Kanzleien hängen die Bilder des Kaisers, in den versteckten Hinterzimmern der Osterien aber ertönen bereits, vorsichtig gedämpft, die ersten Kampflieder der erwachenden Irredenta.
Die Etsch hat im Valsugana ungeheure Verwüstungen angerichtet. Der Herbst vergeht in angestrengter Tätigkeit, erst zu Weihnachten findet Negrelli Zeit, seine Eltern in Primiero zu besuchen.
Fünf Jahre lang war Alois nicht mehr in seiner Heimat. Inzwischen ist aus dem weltfremden Buben ein junger Mann geworden, der ein gutes Stück Welt kennt. Da er die stillen Ortschaften des Cismonetales durchreitet, ergeht es ihm wie allen empfindsamen Menschen, die nach langer Abwesenheit an die

Stätten ihrer Kindheit wiederkehren. Nichts ist mehr so, wie es in seiner Erinnerung lebte. Zum erstenmal sieht er, wie schmutzig und verwahrlost die kleinen Häuschen sind, schaudert vor dem Elend, das aus den Fensterchen der Steinhütten starrt, und erst im Elternhaus vergißt er die Ernüchterung dieser Heimkehr. Des Vaters Haar ist an den Schläfen ergraut, die Mutter ist sichtlich gealtert, den Geschwistern ist er entfremdet, und die Jugendfreunde sind in alle Welt verstreut. Bald merkt Alois, wie arm seine Eltern geworden sind. Mit ein paar mühsam ersparten Guldenscheinen bannt er die Sorgen der Eltern, sichert seinen Geschwistern ein frohes Christfest. Am Dreikönigtag reitet Negrelli wieder ins Suganatal. Den Fasching verlebt er diesmal in Trient. Hier wirft die Karnevalslust schon höhere Wellen als in Nordtirol. Nacht um Nacht verbringt er im „Casino nobile“ der Stadt, hübsche Frauen umschmeicheln den guten Tänzer und blendenden Gesellschafter, immer toller wird das freudetrunkene Treiben der entfesselten Stadt. Vielfach ist die Versuchung, in vielen Gestalten tritt sie an Alois heran, der Herzensmagnet aber in der fernen Tiroler Bergstadt bewahrt seine Anziehungskraft. Im Trubel der tollsten Nächte, mitten in den Orgien des Trienter Karnevals, denkt Alois an sein deutsches Lieb.

Bitter weh tut ihm, daß er der Geliebten nicht schreiben darf. Graf Reisach hat ihm nur einmal in einem Brief flüchtig angedeutet, die kleine Komtesse sei krank. Sonst aber weiß er nichts von der Stadt am grünen Inn und ihren Menschen.

Der Fasching verweht, die Tanzmusik der deutschen und italienischen Kapellen verstummt, den Hochaltar des Trienter Doms deckt das Bußtuch der Fastenzeit, als Negrellis Arbeit im Etschtal zu Ende ist.

Frühlingsblumen sprießen an den Südhängen, als Alois im Postwagen Trient verläßt. Die Ungeduld sitzt ihm zur Seite in der holpernden Kutsche, das Hornlied des Postillions singt die Melodie seiner Sehnsucht, und die braven Gäule erscheinen seiner Unrast wie ein kriechendes Schneckengespann.

In Bozen und Bruneck gibt es nur kurzen Aufenthalt, ein Radbruch bei Sterzing ist bald behoben, dann aber kommt Steinach, die Brennerstraße und im Morgengrauen tauchen die ersten Häuser von Innsbruck aus dem Frühnebel des Inntales.

Fast ein ganzes Jahr war Negrelli von der Liebsten getrennt. Seine Neigung aber hat sich vertieft, und er ist entschlossen, sich noch heute den Eltern Nannis zu eröffnen. Rasch sucht er sich ein Quartier, meldet bei der Baudirektion kurz seine Rückkehr und stürmt um die Mittagstunde zu ihr, der sein Herz für immer gehören soll. Ein Strauß südlicher Blumen, den er noch in Trient binden ließ und den ein Bote schon am ersten Morgen in Nannis Haus trug, hat ihn bereits angemeldet.

Das Tor des gräflich Sarntheinschen Hauses ist verschlossen. Seltsam dumpf hallt der Ton des bronzenen Türklopfers durch die Vorhalle. Ein alter Mann öffnet, gibt den Weg in den ersten Stock frei. Der Jüngling stürmt die Treppe empor und klopft an die Wohnungstür. Die Gräfin öffnet, starrt dem Gast wie einem Fremden ins Gesicht, scheint plötzlich die vertrauten Züge zu erkennen und wendet sich ab. Alois sieht im Halbdunkel des Vorraumes, daß die Frau weint. Er ist betroffen, weiß nicht, was er denken soll, und bittet um Erklärungen. Da kommt Graf Sarnthein, führt die fassungslos schluchzende Frau in ein Nebengemach und weist den Gast durch eine stumme Handbewegung an, in den Salon zu treten.

Verwirrt steht Alois in der Mitte des großen Raumes. Er hört aus dem angrenzenden Zimmer das hemmungslose Weinen der

Gräfin, vernimmt des Gatten tröstende Worte und fühlt plötzlich eine furchtbare Angst in sich aufsteigen.

Die vergoldete Stutzuhr am Marmorkamin, die ihm einst so viele glückliche Stunden schlug, steht. Wie leblos hängt der Perpendikel mit der funkelnden Sonnenscheibe zwischen den Alabasterpfeilern. Der ganze Raum aber ist erfüllt von einem eigentümlich süßlichen Geruch, der irgendwie an verwelkte Lilien gemahnt.

Graf Sarnthein kommt zurück, schüttelt seinem Gaste wortlos die Hand, will etwas sprechen, die bebenden Lippen kommen aber mit den Worten nicht zurecht. So geht er denn stumm zur Flügeltür des roten Zimmers, öffnet und schiebt Alois in das verdunkelte Gemach.

Der Graf ist verschwunden. Der junge Mann aber steht, die Hände vor Angst verkrampft, in dem stillen Raum. Vor ihm baut sich ein breites, schwarzes Lager auf. Zuckende Kerzen werfen ihren Schein auf eine ruhende, weiße Gestalt. Sanft, wie zärtlich kosend gleitet das Spiel aus Licht und Schatten über ein schmales Gesichtchen und zwei blütenweiße, gefaltete Hände.

Tot und starr, von den Frühlingsblumen seines Straußes umflossen, erwartet Komtesse Nanni ihren Liebsten.

Alois kennt den Tod noch nicht. Zum erstenmal steht er an einer Bahre. Unvermittelt zerbrach der Sensenmann das Glück seines Lebens, und doch fühlt er weder Scheu noch Grauen, nur tiefen, alle Gedanken erstickenden Schmerz.

Eine Stunde fast kniet der Jüngling neben der Toten. Er blickt mit tränenlosen Augen auf das wachsbleiche Gesichtchen, liebkost die dunklen Locken, die ein weißes Kränzchen nur mühsam bändigt, hört die Kerzen leise knistern und nimmt Abschied von seines Lebens bestem Teil.

Als er aber nach dieser Stunde seines ersten, großen Schmerzes den Salon wieder betritt, da ist in ihm ein Licht erloschen, das keine Lebensstunde mehr in ihm entfacht.
Kurz ist der Abschied von Nannis Eltern. Alois erfährt, daß ein schweres, unheilbares Leiden Nannis Leben zerbrach, schon damals gefährdete, als er von ihr Abschied nahm. Er hört, daß sein Name ihr Trost und ihre Hoffnung, aber auch der letzte Seufzer des entschwindenden, jungen Lebens war.

Freudlos verläuft für Negrelli das Jahr 1824. Die Verhältnisse bei der Innsbrucker Baudirektion werden immer unerquicklicher. Die aus tiefeingewurzeltem Schlendrian aufgerissene Beamtenschaft beantwortet das straffe Regime der Grafen Kothek und Reisach mit passiver Resistenz. Kreishauptmänner und Kreisingenieure sabotieren die gesunden Maßnahmen der Baudirektion, entdeckte Bestechungsaffären wirbeln viel Staub auf, und so erlebt denn der noch immer elend besoldete Baupraktikant Negrelli manche Enttäuschung. Sein Idealismus wird von den Kameraden verlacht, sein Arbeitseifer als Streberei bezeichnet, und das Vertrauensverhältnis, in dem er zu seinen Vorgesetzten steht, löst Neid und Haß aus. Immer einsamer wird es um den jungen Ingenieur, der, seit sein Herz verwaist ist, die Geselligkeit meidet und jede freie Stunde mit seinem Lehrmeister Duile verbringt.
Da blitzt in das eintönige Grau dieser Monate eine frohe Nachricht. Graf Reisach hat beschlossen, seinen tüchtigen Mitarbeiter dienstlich in die Reichshauptstadt zu entsenden. Negrelli soll Wien, die Kaiserstadt, das Ziel alter Sehnsucht, sehen und erleben.
Die Entsendung Negrellis zu der obersten Baubehörde des

Staates ist ein ehrenvoller Auftrag, denn man überantwortet dem jungen Beamten eine wichtige Mission. Soll er doch bei dem Wiener Baudirektor Kudriaffsky, dem Erbauer der ersten Kettenbrücke über den Donaukanal, bei dem Chef des Hofbaurates Josef Schemmerl, bekannt als führender Brückenfachmann des Kontinents, und bei Ingenieur Schnirch das aus England übernommene System der Eisenbrücken studieren und später sein Fachwissen im Zuge der Tiroler Straßenbauten auswerten.

Der Gedanke, eiserne Brücken zu bauen, ist ja noch neu und viel umstritten. Bisher behalf man sich mit Holzkonstruktionen, die, besonders im waldreichen Tirol, freilich von einer staunenswerten Vollendung waren. Diese Balkenbrücken verursachten aber enorme Instandhaltungskosten, erlaubten nur begrenzte Spannweiten und vertrugen nur eine geringe Belastung.

Das Innsbrucker Bauamt, dessen Arbeitsprogramm eine ganze Anzahl großer Brücken vorsieht, beauftragt daher Negrelli, sich die ersten Eisenbrücken Österreichs, die Überbrückung des Wiener Donaukanals und die Marchbrücke bei Straschnitz anzusehen, ihre Konstruktion zu studieren und über ihre Verwendbarkeit zu berichten.

Die Haupt- und Residenzstadt Wien, die sich von den Leiden der Franzosenkriege längst wieder erholt hat, wird dem jungen Negrelli zu einem Erlebnis. Er wohnt im Trattnerhof, besucht die Bildergalerien Esterhazys, Lichtensteins und die des Belvedere, verbringt jeden Abend in einem anderen der Wiener Theater, lernt Raimund kennen und findet Eingang in die Salons der Wiener Aristokratie. So lernt er Wien und die Wiener, das freundliche Volk der Vorstädte und die noch immer fran-

zösisch parlierende Herrenschicht der Kaiserstadt kennen. Er trinkt seinen Wein in den Buschenschenken Sieverings, schlürft den chinesischen Tee der englischen Gesandtin, steigt in die düsteren Katakomben von St. Peter und erklettert die Höhe des Stephansturmes.

Sein Herz ist noch wund, seine Augen aber ergötzen sich an dem modischen Geschmack der reizenden Wienerinnen, und ein Ballett in der Leopoldstadt entringt ihm den Tagebuchseufzer: „Herr, führe uns nicht in Versuchung!"

Am 23. März empfängt Kaiser Franz den jungen Ingenieur. Die Audienz währt nicht lang, aber Negrelli ist begeistert von der Liebenswürdigkeit des Monarchen, der sich des armen Studenten aus Feltre wieder erinnert und gütige Worte des Ansporns und des Lobes findet.

Freilich, nicht alles in Wien gefällt den kritischen Blicken des scharfen Beobachters Negrelli. Da er den verbitterten Chauvinismus der Italiener kennt, fühlt er sofort, daß dem Wiener das Staats- und Volksgefühl völlig fehlt. Deutlich zeigt sich ihm auch der scharfe Trennungsstrich, der Bürgertum und Arbeiterschaft der Hauptstadt scheidet. Er findet Luxus und Not zu enge vereint und fühlt die Katastrophe instinktiv voraus, die, zwei Jahrzehnte später, Wien in ein Meer von Blut und Flammen tauchen wird.

Eine einzige Urlaubswoche nur gönnt sich Negrelli, dann vergräbt er sich in die Brückenbaupläne des Hofbaurates, kopiert die englischen Konstruktionsentwürfe der ersten Kettenbrücken, fährt nach Straschnitz, um sich dort vom Erbauer der Marchbrücke, Ingenieur Schnirch, alle Einzelheiten des Bauwerkes erklären zu lassen, macht dann seine Abschiedsbesuche und kehrt nach Innsbruck zurück.

Am letzten Tag vor seiner Rückreise nach Tirol, lernt Negrelli einen Mann kennen, der berufen ist, der Geschichte des festländischen Verkehrs ganz neue, bisher noch unerschlossene Wege zu weisen. Es ist Franz Anton, Ritter von Gerstner, Professor am Wiener Polytechnikum. Der Gedanke dieses Mannes, Postkutschen und Stellwagen künftig auf Eisenschienen laufen zu lassen, bildet seit einigen Jahren ein vielumstrittenes Problem. Im Arbeitszimmer Gerstners, einem großen, hellen Gemach des Polytechnikums, sitzen sich die beiden Männer gegenüber, und Gerstner erzählt den Werdegang seiner Idee, die endlich vor ihrer Verwirklichung steht.
Wie eine Vision steigt das Erlebnis eines schon siebzehn Jahre zurückliegenden Vorfrühlingstages vor ihm auf, jenes Erlebnis, das der erste Anstoß zu seinem Lebenswerk wurde.
An einem Märztag des Jahres 1807 knarrt eine vierspännige Postkutsche schwerfällig die Straße zum Kerschbaumer Sattel, einem Taleinschnitt nahe der oberösterreichisch-böhmischen Grenze, empor. Die Peitsche des Kutschers knallt, die Pferde ziehen schnaubend an ihren Strängen, und doch scheint es zuweilen, als könne der Wagen das letzte Steilstück der tiefgefurchten, geröllüberschütteten Landstraße nicht mehr bewältigen.
In der Kutsche sitzen nur zwei Passagiere, ein etwa fünfzigjähriger Mann und ein halbwüchsiger Knabe. Das Leid der gequälten Zugtiere scheint den beiden Reisenden ans Herz zu rühren, denn sie verlassen, gerade vor der letzten Steilkehre, den Wagen und wandern, an den verschnaufenden Tieren vorbei, der Sattelhöhe zu.
Oben, auf dem windumhauchten Paß, bleiben die beiden Reisenden stehen und blicken entzückt auf das zu ihren Füßen liegende, waldreiche Hügelland. Der Vater aber zieht den

Knaben enge an sich, fährt ihm liebkosend durch die windzerzausten Locken und spricht:
Nun stehst du am Kerschbaumer Sattel, der Wasserscheide zwischen Donau und Moldau. Jahrhunderte schon hemmt diese Höhe, hemmen aber auch die elenden Straßen des Mühlviertels den Güteraustausch zwischen Nord und Süd. Wer sie überlistet, wer zwischen Linz und Budweis einen neuen, besseren Weg erschließt, der schlägt eine Brücke zwischen Nordsee und Schwarzem Meer.
Ernst sieht der Knabe zum Vater empor, hüllt sich enger in den flatternden Mantel und erwidert:
Vater, ich weiß von deinem großen Plan. Warum hilft dir die Regierung nicht, ihn zu verwirklichen? Warum lacht man über dein Projekt und bekämpft es? Du willst ihnen allen ja nur helfen. Muß man denn die Menschen dazu zwingen?
Die Postkutsche hat die Sattelhöhe erreicht. Sieghaft schmetternd erklingt das Horn des frohen Postillions, der Vater aber fährt fort:
Der Gedanke, die Donau mit der Moldau zu verbinden, stammt nicht von mir, sondern ist uralt. Der Schwarzenbergische Schwemmkanal, auf dem man das Holz des Böhmerwaldes zur Mühl und Donau flößt, stellt schon eine Teillösung dieses Problems dar. Der Güteraustausch zwischen Nord und Süd ist aber nicht mehr mit Wasserstraßen und Schwemmkanälen zu lösen. Die Zeit der Postkutschen und Plachenwagen, die Ära der Triftanlagen und Floßgassen ist vorüber. Die Zukunft gehört einem neuen Verkehrsmittel, das auf Eisenschienen laufen wird und das ich daher Eisenbahn nennen möchte. Diese Eisenbahn aber soll nach meinen Plänen zuerst in Österreich gebaut werden. Noch wehrt man sich in Wien und Prag gegen meine umwälzende Idee. Noch schilt man mich einen Phantasten, denn noch

ist die Zeit für dieses Große nicht reif. Einst aber wird der Tag kommen, der meine Pläne und Entwürfe der Vergessenheit entreißt. Dann wirst du mein Werk vollenden, denn mein Wissen wird dein Erbteil sein.

Schweigend besteigen die beiden Reisenden wieder die Postkutsche. Hell knallt die Peitsche des Kutschers, und knarrend trägt der schwerfällig holpernde Wagen den Professor Franz Josef, Ritter von Gerstner und seinen Sohn Franz Anton ins Tal der friedlich fließenden Maltsch.

Langsam, wie eingesponnen in einen schon halbverwehten Traum, hat Gerstner dem jungen Negrelli dieses Kindheitserlebnis erzählt. Dann aber berichtet er, wie er daran ging, seines Vaters Gedanken neu zu beleben.

„Sehen Sie", sagt er, mit dem melancholischen Lächeln des österreichischen Menschen, „sehen Sie, ich war im Vorjahr in England. Mit Schmerz habe ich festgestellt, daß man dort schon daran ist, meines Vaters Idee zu verwirklichen. Seither bemühe ich mich vergebens, den englischen Vorsprung aufzuholen. Während man drüben, zwischen Stockton und Darlington, bereits die Eisenschienen einer Dampfbahn legt, komme ich hier, im verschlafenen Österreich, nicht einmal mit meiner Pferdeeisenbahn durch. Ich habe da vor ein paar Monaten im Volksprater eine kleine Versuchsstrecke anlegen lassen und ich muß sagen, diese lebende Reklame tut ihre Wirkung. Stundenlang bestaunen die Wiener meine flott laufenden Schienenwagen, mein Bähnchen ist zum Tagesgespräch geworden, die Finanzkreise sind interessiert und bieten mir Baugeld an, aber die Herren Regierungsbauräte lassen sich von den Glocken meiner Schienenwagen nicht aus der Ruhe bringen. Man studiert, kommissioniert und begutachtet meine Anlage immer wieder, man legt dicke Aktenfaszikel an, schickt mich von Amt

zu Amt, von Hofrat zu Hofrat, aber man denkt nicht daran, mir die Konzession zum Bau meiner Pferdeeisenbahn Linz—Budweis zu geben."

„Es ist immer das alte Lied", wirft Negrelli ein. „Ich habe die Tortur des stundenlangen Antichambrierens in dieser letzten Woche zur Genüge kennengelernt. Ein wenig frische Luft aus unseren Tiroler Bergen würde der staubigen Atmosphäre der Wiener Hofkanzleien nicht schaden."

„Glauben Sie mir", sagt Gerstner, „wenn es nicht um meines Vaters geistiges Erbe ginge und wenn nicht meine zwei jungen Mitarbeiter, Zola und Schönerer, immer wieder Mittel fänden, mich zu beruhigen, so hätte ich den ganzen Krempel schon längst hingeworfen und wär nach England oder Rußland gegangen. Österreich macht es uns Pionieren der Technik verdammt schwer, durchzudringen. Aber ich sag Ihnen, mein lieber Kollege, die Entwicklung läßt sich auch von Hofschranzen und Schreiberlingen nicht aufhalten. Die Zukunft gehört doch uns, den Ingenieuren. Darum halte ich durch in meinem zermürbenden Kampf gegen Unverstand und Böswilligkeit. Ich habe in England das eherne Flügelrauschen der neuen Zeit vernommen und ich sage Ihnen, Herr Kamerad, über kurz oder lang ist auch meine Pferdeeisenbahn überholt und rasseln Dampfzüge durch das Land."

Leuchtenden Auges blickt Negrelli dem begeisterten Vorkämpfer der neuen Zeit ins froh gewordene Gesicht. Wie tut das wohl, in diesem verschlafenen Wien der ewig Gestrigen, in dieser Stadt der trägen Lebensfreude endlich auf einen Menschen zu stoßen, der in der Zukunft lebt und ernsthaft etwas will.

„Herr Professor", sagt Negrelli und erhebt sich, „ich bin überzeugt, daß der erste Spatenstich an Ihrem Verkehrsweg zum

stählernen Weckruf der neuen Zeit werden wird. Sie haben mir den Blick in eine werdende Welt gewiesen, und ich beneide Sie um das Glück, schöpferisch tätig zu sein, neue Wege gehen zu dürfen."

Gerstner schüttelt dem jüngeren Kameraden die Hand. „Reisen Sie mit Gott, grüßen Sie mir das schöne Tirol und lassen Sie sich einen guten Rat auf den Weg mitgeben. Geben Sie den Straßenbau auf und weihen Sie Ihre unverbrauchte Jugend dem Gedanken der Schienenverbindung, der Eisenbahn. Ein neues Werk braucht junge Kräfte. Denken Sie daran, wenn es Ihnen einmal zwischen den Bergen Tirols zu eng wird."

Noch ein Abschiedswort, und die Tür trennt zwei Menschen, die vom Schicksal dazu bestimmt sind, den Völkern, wenn auch auf getrenntem Weg, die Welt zu erschließen.

KAMPF MIT DEN WASSERKRÄFTEN

Ein halbes Jahr bleibt Negrelli nur Zeit, seine in Wien gesammelten Erfahrungen im Brückenbaudienst der Innsbrukker Baudirektion zu verwerten. Schon erwartet ihn eine neue, große Aufgabe. Er wird mit Duile, der die bevorstehende Rheinregulierung leiten soll, nach Vorarlberg entsandt und übersiedelt im Juli 1825 nach Bregenz.

In einem Vorarlberger Dorf, nahe der Rheinmündung in den Bodensee, machen Duile und Negrelli, auf ihrer Reise nach dem Seestädtchen Bregenz, Station. Der Kutscher hat die Pferde versorgt, die beiden Reisenden verzehren im Ofenwinkel der Leutstube ihr Nachtmahl und haben allen Grund, ihr Inkognito nicht zu lüften. Die Gaststube ist randvoll mit Bauern, die gerade eine Protestversammlung gegen die geplante Stromregulierung abhalten.

Sie alle leiden schwer unter den Verheerungen, die der reißende Strom alljährlich im breiten Tal anrichtet. Nach jeder Schneeschmelze wälzt das Wasser des Flusses ungeheure Schottermengen auf das angrenzende Weideland, ändert seinen Lauf, unterwäscht die Ufer, gefährdet Häuser und Ortschaften und spottet aller Versuche, das Nutzland vom Zugriff seiner wilden Wogen zu retten.

Was heuer noch gute Wiese ist, ist schon im folgenden Jahr saurer, sumpfiger Morast. Häuser, die heute noch weitab vom Strombett liegen, sind morgen von Flußarmen umspült. Fromme Marterl erzählen von den zahllosen Opfern der plötzlichen Hochwässer, und die Bauern verarmen an der Tücke des eigenwilligen Flusses.

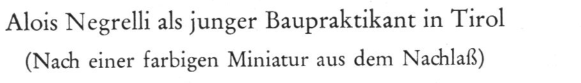
Trotzdem sind die Bauern in der raucherfüllten Gaststube

wütend über den Versuch der Regierung, dem Vater Rhein an den Leib zu rücken. Sie grollen nicht dem Strom, der immer wieder die Arbeit ihrer Hände zunichte macht, sie schieben vielmehr alle Schuld an ihrem Unglück auf die Schweizer Nachbarn, die jenseits des Stromes das gleiche Los teilen.

Ihre blinde Wut ist nicht ganz unbegründet. Da bisher jede Gemeinde ihre eigenen, freilich gänzlich unzulänglichen Uferschutzbauten aufführte und dabei nur das Interesse des eigenen Ortes im Auge hatte, ist es oft geschehen, daß die Abwehrmaßnahmen der Schweizer Bauern das Hochwasser mit verdoppelter Wucht nach dem österreichischen Ufer ablenkten.

Gerade das Dorf, in dem eben die Protestversammlung stattfindet, ist durch die selbstsüchtigen Schutzbauten eines stromauf gelegenen Schweizer Ortes schwer gefährdet. Die eidgenössischen Nachbarn haben wenige Wochen vorher das Niederwasser des Rheins dazu benützt, einen großen, steinernen Damm in den Strom vorzutreiben, und die Vorarlberger befürchten nun mit Recht, daß dieser Damm die ganze Wucht des nächsten Hochwassers auf ihren Ort leiten wird. Sie haben zwar selbst im Vorjahr eine ähnliche Anlage errichtet, die das stromab gelegene Land in einen See verwandelte, aber sie sehen nicht den Splitter in ihren Augen, sondern nur den Balken am Schweizer Ufer und schreien ihre Wut und ihre Sorge dem Bürgermeister ins Gesicht.

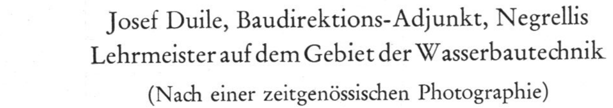
Der arme Bürgermeister kommt gegen das Wutgeschrei seiner Gemeindekinder nicht auf. Er versucht zwar, hilflos mit den Armen fuchtelnd, der Bauernschaft klar zu machen, daß gerade eine staatliche Rheinregulierung Hilfe und Rettung bedeute. Aber die Bauern hassen alles, was von Wien kommt, fürchten die Last hoher Baubeihilfen und wollen sich nic belehren lassen. Sie sind überzeugt, daß jede künstliche Beeir



Alois Negrelli als junger Baupraktikant in Tirol

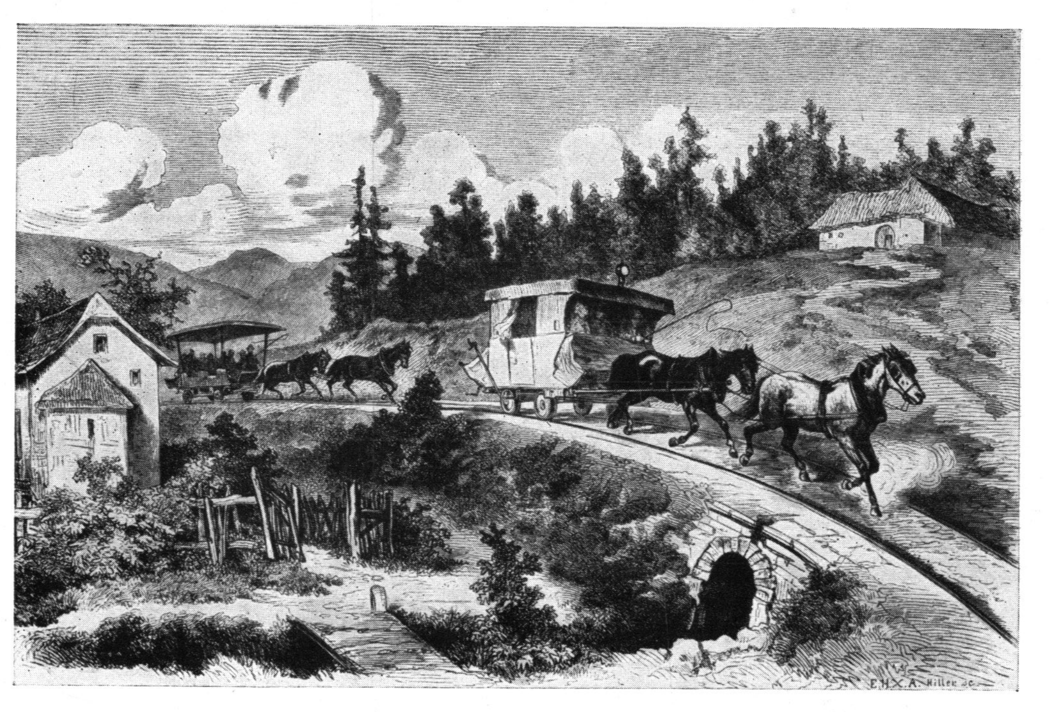
(Nach einer farbigen Miniatur aus dem Nachlaß)





Josef Duile, Baudirektions-Adjunkt, Negrellis Lehrmeister auf dem Gebiet der Wasserbautechnik

(Nach einer zeitgenössischen Photographie)



Die Pferdebahn Linz-Budweis, ein Vorläufer der Eisenbahn, um 1828

(Nach einem Holzschnitt von A. Hiller)

flussung des Stromstriches nur neues, schweres Unglück bringe und sind entschlossen, jeden Landvermesser, der in ihrem Ort auftauchen sollte, kurzweg zu ersäufen.
Die Bauern sind auch der festen Meinung, daß die geplante Regulierung des Rheinlaufes nur dem Vorteile der Schweizer Uferorte diene, werfen alte, schon längst verjährte Grenzstreitigkeiten in die erhitzte Debatte und schießen giftige Blicke nach den verdächtigen Fremden in der Ofenecke ab.
Die beiden Innsbrucker Ingenieure, die befürchten müssen, daß der Kutscher den Zweck ihrer Reise verraten werde, fühlen sich in ihrer Haut nicht wohl. Negrelli, der die Mundart der schreienden Männer kaum versteht, ahnt nur dunkel, was dieser Entrüstungssturm entfesselt habe. Duile aber, der als Tiroler dem wilden Redekampf zu folgen vermag, wird immer unruhiger, würgt an jedem Bissen des bescheidenen Nachtmahls und beschließt endlich, den Stier bei den Hörnern zu packen.
Er steht auf, teilt die tobenden Bauern, begibt sich durch eine enge Gasse der plötzlich betroffen schweigenden Männer zum Tisch des Bürgermeisters, stellt sich vor und bittet um die Erlaubnis, zu den Versammelten sprechen zu dürfen.
Der Bürgermeister wird verlegen; da sich aber der Tumult gelegt hat, erteilt er dem Fremden das Wort, und ehe sich die verblüfften Bauern von ihrer Bestürzung erholt haben, beginnt Duile zu sprechen.
Selbst das Kind eines armen Straßenräumers, beruflich eng mit der ländlichen Bevölkerung verbunden, der Mundart kundig und begeistert von seinem Werk, kämpft er mutig gegen Argwohn und Mißtrauen an.
In einfachen Worten erklärt er den Bauern und Flößern das System der von ihm selbst erdachten Flußverbauung, verweist

auf die im Etschgebiet und im Valsugana erzielten Erfolge und zerstreut die Sorge der Bauernschaft hinsichtlich des befürchteten Leistungszwangs. Er betont, daß in diesem Falle die Sicherung fruchtbaren Bodens Gemeinwohl bedeute und im Staatsinteresse liege, weshalb die Regierung, zusammen mit den in Frage kommenden Schweizer Kantonen, den überwiegenden Teil der Baukosten übernommen habe. Der von den einzelnen Rheingemeinden aufzubringende Zuschuß werde im Einvernehmen mit den Bürgermeistern gerecht verteilt werden. Die wildesten Schreier sitzen reglos auf ihren schweren Eichenstühlen und lauschen. Man begreift langsam, daß es hier um eine große Sache geht, die den Kindern und Kindeskindern zugute kommen soll. Der Wirt, der vom Kutscher längst erfahren hat, wer die beiden Gäste sind, ist heilfroh, daß der tapfere Tiroler die rohen Bären zu zähmen verstand, dankt Gott, daß die böse Sache so gut ausging und steigt in den Keller um eine verstaubte Flasche alten Meersburger Seewein.
Als der Kutscher vom Füttern der Rosse kommt, ist aus der Protestversammlung schon längst eine Interessentenbesprechung geworden. Duile führt den Vorsitz, gibt Aufklärungen, weist Einwürfe zurück, ist Bruder im Spiel mit rabiat aussehenden Holzknechten und Rheinschiffern und begeistert die Bauern immer mehr für das verkannte und gefürchtete Werk. Negrelli, der in der heißen Stube nicht mehr zu atmen vermochte, ist in die Nacht hinausgegangen. Zu seinen Füßen rauscht der junge Rhein, das unbändige Kind der nahen Berge, über seinem Haupte aber funkeln die Sterne einer lauen Sommernacht.

Wenn etwas imstande ist, Negrelli den tragischen Verlust seiner Nanni vergessen zu helfen, dann ist es die wunderschöne Stadt

Bregenz mit ihren lieben, offenherzigen Menschen. Der kürzlich zum Bauadjunkten ernannte Ingenieur wohnt am Hang des Gebhardsberges, sein erster Blick am frühen Morgen gilt der weiten, blitzenden Seefläche, gleitet über die bunten Holzdächer der Seestadt und sucht die blauen Berge der Schweiz. In Innsbruck, mit seinen verschlossenen, eigenwilligen Menschen, hat sich Negrelli nie so recht heimisch gefühlt. Den Vorarlbergern, deren frohe, sonnige Art seinem Wesen verwandt ist, erschließt er sein ganzes Herz.

Sein Chef, der Gubernialrat und Kreishauptmann von Bregenz, von Ebner, nimmt den jungen Südtiroler wie ein Kind in seine eigene Familie auf. Angesehene Bürger rechnen sich den Umgang mit dem tüchtigen Beamten zur Ehre an, und die niedlichen Bregenzerinnen schwäbeln sich mehr und mehr ins vereinsamte Herz des Jünglings.

Das Rheingeschäft gibt Arbeit auf Jahre, läßt sich noch gar nicht übersehen. Was im Sommer, draußen am Strom, aufgenommen und vermessen wird, muß im Winter, in der warmen Kanzlei, säuberlich ausgearbeitet werden. Zwischendurch gibt es Verbauungen im Tal der Bregenzer Ache, Bereisungen des Bregenzer Waldes und Dienstfahrten in die Schweiz. Die gemeinsame Rheinregulierung verlangt engsten Kontakt mit den St. Gallener Wasserbaubehörden, und bald zeigt sich, daß Negrelli der beste, beliebteste Unterhändler ist.

Die Schweizer, in deren Kantonen seit der letzten Wahl ein scharfer, liberaler Wind weht, sind den bei ihnen als bigott und rückschrittlich verschrienen Vorarlbergern nicht sehr gewogen, und ihre Verwaltungsbeamten, der herrschenden Partei auf Gedeih und Verderb verschrieben, sehen nicht über die Grenzpfähle der Kantönli hinaus.

Die Rheinregulierung erzwingt nun eine enge Zusammenarbeit,

und Negrelli, der die drei Schweizer Landessprachen beherrscht, durchbricht dank seiner persönlichen Liebenswürdigkeit in wenigen Wochen die unsichtbare Mauer des Widerstands, erringt das Vertrauen der Schweizer Behörden. Ja, der Kanton St. Gallen wendet sich sogar wiederholt um Fachgutachten und Bauentwürfe an den tüchtigen Österreicher.

Das Leben in der Bodenseestadt ist schön, der Dienst gewährt volle Befriedigung, und doch ist Negrelli oft tagelang verstimmt und unglücklich. Er leidet an den niederdrückenden Auswirkungen des österreichischen Verwaltungssystems. Acht Jahre steht er nun schon im Staatsdienst, bewältigt Aufgaben, denen mancher Kreishauptmann nicht gewachsen wäre, verfügt bereits über ein ganzes Bündel von ehrenden Belobungsschreiben und kommt nicht vorwärts. Immer noch steht er auf der untersten Stufe der Rangsleiter und bezieht ein Monatsgehalt von nicht ganz dreißig Gulden. Von dieser bescheidenen Besoldung muß er die Eltern und Geschwister unterstützen, im teuren Bregenz leben und sich standesgemäß kleiden. Da kommt es denn oft vor, daß der junge Mann ohne Nachtmahl in die Federn steigt, oder sich ein Frühstück versagt, um das Porto eines wichtigen Briefes einzusparen. Dabei macht er immer wieder die kränkende Wahrnehmung, daß Protektion mehr gilt als Können. Bei jeder seiner Bewerbungen um einen höher gewerteten Posten merkt er, daß ein Adelsbrief schwerer wiegt als Wissen, Praxis und geleistete Dienste. Das kränkt den jungen, ehrgeizigen Menschen, und darum beneidet er oft seine Berufskollegen in der freien Schweiz. Dort gilt wirklich der Mann und nicht sein Kleid, dort weiß man nichts von den dunklen Machenschaften einer höfischen Clique. Dort drüben, jenseits des blauen Sees, wirkt noch das Spiel der freien Kräfte, das Auslese der Tüchtigen bedeutet.

Die Wunde, die der Tod Nannis seinem Herzen geschlagen hatte, ist vernarbt. Die Erinnerung an die kleine Komtesse schwebt zwar immer noch durch manche seiner einsamen Stunden, aber die ewige Sehnsucht des Mannes nach dem Weib ist stärker als der verklärte Schmerz. Für flüchtige Freuden, für Liebeleien und Amouren hat Negrelli nie etwas übrig gehabt. Er hat einen angeborenen Familiensinn und ist des Alleinseins müde.

Wenn das Herz aber einmal der Liebe aufgeschlossen ist, dann hat es Gott Amor leicht, seine Pfeile zu entsenden. Er zielt und tut einen Doppelschuß. Negrelli liebt, aber diesmal sind es zwei Frauen, die er verehrt, und er weiß lange nicht, welcher er den Vorzug geben soll. Da ist die entzückende Nichte des Bregenzer Landrichters, der er auf abendlichen Seepromenaden von seiner Vereinsamung erzählt. Es ist da aber auch die Erinnerung an eine flüchtige Reisebekanntschaft, von der er nur weiß, daß sie eine Kärntnerin ist, Amalie heißt, und in weniger Stunden Verlauf seine Sinne aufwühlte wie keine Frau vorher. Lange schwankend entschließt sich Negrelli endlich, nach Klagenfurt, dem Wohnort Amaliens, zu reisen. Er findet das Mädchen, Tochter des reichen Fabrikbesitzers Josef Ritter von Pirkenau, wieder, vertieft die flüchtige Bekanntschaft und gilt bald als Bräutigam des lebhaften, verwöhnten Mädchens.

Die Eltern Amaliens, die gegen Negrellis Bewerbung nichts einzuwenden haben, begünstigen die eingeleitete Verbindung, die Klatschsucht des kleinen Landstädtchens bemächtigt sich des interessanten Falles, und so zieht denn Negrelli rasch die Konsequenz seines Handelns und hält um das bildhübsche Mädchen an.

Die Eltern sind einverstanden, Graf Reisach, der väterliche Freund empfiehlt Negrelli die Verbindung mit der angese-

henen, wohlsituierten Familie, und so findet denn im Jahre 1829 die Vermählung statt.

Monate vergehen in ungetrübtem Glück. Dann aber holt das Schicksal aus, und Schlag auf Schlag trifft das junge Paar. Der Schwiegervater gerät durch die Ungunst der Verhältnisse in finanzielle Schwierigkeiten und muß den so nötigen Zuschuß einstellen. Negrellis Vater erblindet am Star und ist nur durch eine kostspielige Operation zu retten, das erhoffte Avancement bleibt aus, und der Erstgeborene erkrankt und stirbt. Zu all dem kommt, daß die beiden Ehegatten sich immer mehr und mehr auseinanderleben. Amalie, in Reichtum und Glanz aufgewachsen, gewöhnt sich schwer an das bescheidene Leben einer Beamtenfrau, will immer und überall im Mittelpunkt stehen, paßt ihrer ganzen Veranlagung nach nicht in das kleinbürgerliche Milieu der Vorarlberger Stadt und kann sich nicht damit abfinden, daß ihr Mann die ernsthafte Arbeit mehr schätzt als die oberflächlichen Vergnügungen einer Kleinstadt. In schweren, zermürbenden Kämpfen heißt es da, Gegensätze auszugleichen, zu verzeihen und zu verzichten. Zwei Jahre vergehen, erfüllt vom entnervenden Kleinkrieg einer übereilten Ehe, dann aber ist die Krise zweier Herzen überwunden. Amalie lernt ihren Mann schätzen, reift an seiner Güte zur Frau und Mutter, und der solange verdunkelte Ehehimmel lichtet sich wieder.

In dieser Zeit, in der Weihnachtswoche des Jahres 1831, flatterte nun Negrelli ein Brief ins Haus, der ihn vor die schwerste Entscheidung seines Berufslebens stellt. Regierungsrat Baumgartner, Landaman in St. Gallen und Gesandter dieses Kantons, schlägt dem österreichischen Ingenieur vor, in Schweizer Dienste zu treten. Die Schweiz hat Mangel an Ingenieuren,

der kleine Rat des Kantons St. Gallen kennt und schätzt Negrellis fachliche Tüchtigkeit, aber auch sein Verhandlungsgeschick, und so bietet man ihm denn die neugeschaffene Stelle eines Straßen- und Wasserbauinspektors in St. Gallen an. Dieses Amt gewährt größte Selbständigkeit, sichert Negrelli das Dreifache des bisherigen Einkommens und wird in schmeichelhafter Art angeboten. Ein Glücksritter, ein Mensch ohne Vaterlandsliebe und Pflichtbewußtsein, würde sofort zugreifen. Negrelli aber ist Österreicher im besten Sinn dieses Begriffs, fühlt sich mit seinen Vorgesetzten und Mitarbeitern eng verbunden und weist die Versuchung zurück.

Wieder vergeht ein Jahr, die Bauarbeiten in Vorarlberg stehen vor ihrer Einstellung, die Aussichten auf einen leitenden Posten sind schlechter als je vorher, und im Haushalt ist Mangel an dem Nötigsten. Die Operation des Vaters hat die letzten Notgroschen verschlungen. Da entschließt sich Negrelli, nach harten Kämpfen, das immer wieder erneuerte Angebot der Schweizer anzunehmen. Vorerst aber fährt er nach Innsbruck, um sich seinem Gönner, Graf Reisach, zu offenbaren.

Je näher Negrelli der Hauptstadt Tirols kommt, um so schwankender wird er in seinem Entschluß. Auf den Vorarlbergischen Landstraßen baut er noch Luftschlösser, in St. Anton aber, auf der Höhe des Arlbergs, überfallen ihn wieder einmal die schwersten Bedenken. Als aber die Postkutsche in Innsbruck durch das Stadttor rollt und gar erst, da er das altvertraute, ernsthafte Gebäude der k. k. Baudirektion betritt, ist er beinahe entschlossen, die Schweizer Hoffnungen einzusargen. In dieser Stimmung läßt er sich bei Graf Reisach anmelden, berichtet von den lockenden Angeboten der Eidgenossenschaft und bittet seinen Chef um gütige Beratung in dieser schicksalsschweren Frage.

Es zeigt sich, daß der alte Baudirektor schon längst davon unterrichtet ist, daß man ihm seinen tüchtigsten Bauadjunkten ausspannen will.
„Schaun's", sagt er und tändelt mit dem silbernen Papiermesser, „schaun's lieber, junger Freund, ich hab das ja so kommen sehen. Die Schweizer haben keine Ingenieure. Bei denen draußen gilt ein Werkführer oder ein Bauaufseher schon als Kapazität, und ihre Straßen und Brücken sind auch danach. Daß die Sie wollen, das versteh ich. Daß Sie aber von uns weg wollen, das kann ich gar nicht glauben. Schaun's, lieber Negrelli, reden wir ganz ehrlich. Es ist bei uns ja kein leichtes Dienen, die jungen Leut bringen's nicht weiter, weil ihnen wir Alte boshafterweis die guten Platzerl versitzen, und die Bezahlung ist ja wirklich ein Elend. Aber, sehn's, was man hat, das hat man eben sicher, man rückt schrittweis halt doch vor, und im Hintergrund winkt die Pension."
Höflich unterbricht Negrelli die gutgemeinten Ausführungen: „Herr Graf, Sie kennen meine Verhältnisse. Sie wissen, daß ich kaum mehr in der Lage bin, meinen gewiß bescheidenen Haushalt aufrecht zu erhalten. Ich muß ja meine alten Eltern und fünf unversorgte Schwestern unterstützen. Ich kann ganz einfach nicht mehr warten, bis irgendeinmal einer meiner Vordermänner stirbt und ich ein paar Gulden mehr erhalte."
Der Herr Baudirektor überhört den Einwand und fährt fort: „Die Pension, mein lieber Ingenieur, die Pension, die der österreichische Staatsbeamte im Alter bekommt, ist eine wichtige, sehr wichtige Sache. Sowas aber kennt man in der Schweiz gar nicht. Schaun's, da kommt jetzt noch ein sehr ernsthaftes Argument. Hier bei uns heißt's ja wohl in den unteren Rangsklassen ein bisserl darben, aber dafür ist man auf Lebenszeit versorgt, und niemand kann einem das Amt nehmen. In der

Schweiz aber ist das ganz anders. Dort werden die Beamten von der jeweiligen Regierung bestellt, und nach jeder neuen Wahl kommt der große Wechsel. Gewiß, man zahlt draußen gut, und wer was leistet, der kann allerhand werden. Aber er ist halt doch nur ein Werkzeug der jeweils regierenden Partei, und wer heute in Amt und Würden ist, der kann morgen auf die Straße gesetzt sein. Das, lieber Negrelli, das müssen Sie wohl bedenken, ehe Sie von uns weggehen."

Negrelli wirft ein, der kleine Rat des Kantons St. Gallen habe ihm einen langjährigen, unkündbaren Vertrag zugesichert und verweist auf das Wohlwollen, das ihm die leitenden Männer des Schweizer Baudienstes entgegenbringen. Damit aber verleitet er Graf Reisach, den frommen, konservativen Aristokraten zu einem letzten Vorstoß.

„Hörn's mir auf mit Ihren Schweizer Freunden! Mögen ja persönlich ganz ehrenwerte Männer sein, aber ich hab halt für Protestanten, Freimaurer und liberale Republikaner nichts übrig. Lieber, lieber junger Freund, Sie sind doch ein braver Katholik und dem Kaiser, der Sie hat studieren lassen, zu Dank verpflichtet. Und jetzt wollen Sie in die Schweiz gehen. Zu die Lutheraner und Calviner, verzichten auf Seelsorge und Kirche und sind so über kurz oder lang, ehe Sie das selber fühlen, ein Freigeist geworden. Schaun's, junger Mann, denken's doch an Ihre Familie. Was soll denn in der roten Jakobinerrepublik aus Ihren Kindern werden? Ich will Ihnen gewiß keine Christenlehre halten, aber es ist mir gar nicht recht, daß Sie sich grad dieser Gesellschaft verkaufen wollen."

Der alte Graf ist fromm, Negrelli weiß das und meint daher nur, er fühle sich immun gegen das Gift der liberalen Idee. Jetzt aber zieht der Herr Baudirektor, der Negrelli wirklich gern hat, die letzten Register.

„Das Wichtigste aber, lieber Freund, hab ich noch gar nicht erwähnt. Wenn Sie uns kündigen und in die Schweiz übersiedeln, dann geben Sie die österreichische Staatsbürgerschaft auf. Ihre kaiserliche Majestät sieht das sehr ungern, und Sie versperren sich mit diesem Schritt jede Rückkehr in das Gebiet der Monarchie. Ob das Ihren alten Eltern recht ist, ob Sie damit nicht auch die Karriere Ihrer beiden Brüder beeinträchtigen, das müssen Sie sich schon selbst überlegen."
„Ich glaube hoffen zu dürfen, daß Ihre Majestät mir den zeitlich begrenzten Austritt aus dem Staatsverbande gütigst genehmigen wird. Damit stünde mir die Rückkehr nach Österreich immer frei."
„Schau, schau, wie Sie das wissen! Scheinen bei der Hofkanzlei schon vorgefühlt zu haben. Ja also, mein lieber Negrelli, ich geb's schon auf, Sie uns zu erhalten. Es war meine Pflicht, Ihnen auch die Schattenseiten des Schweizer Antrags zu zeigen, aber nachdem ich seh, daß Sie sich innerlich schon längst entschieden haben, will ich anders mit Ihnen reden. Jetzt bin ich einmal nicht der gestrenge Herr Baudirektor, sondern Ihr alter Freund und Gönner. Jetzt red ich einmal nicht als Staatsbeamter und Chef, sondern als Mensch, der es gut mit Ihnen meint. Freilich, was ich Ihnen jetzt sag, das ist nicht für andere bestimmt, das behalten's fein bei sich. Ganz ehrlich gesagt, ich kann's Ihnen nicht verdenken, daß Sie weg wollen. Sie passen auch gar nicht für die Schimmelarbeit, die Sie jetzt nach der Rheinregulierung erwartet. Ich weiß, was in Ihnen steckt, Sie wollen schaffen können, was Großes leisten und dazu haben Sie bei uns noch viele Jahre keine Ellbogenfreiheit. Darum, lieber Negrelli, gehn's in die Schweiz. Versuchen's Ihr Glück und glauben's mir, wann ich dreißig Jahr jünger wär, ging ich auch. Man wird müd bei unserm Gewerkel, man verbraucht

seine beste Kraft an Kleinigkeiten, dient Jahr um Jahr, geht in Pension und wird vergessen. Sie sollen's einmal besser haben, darum springen's aus unserer Tretmühl, und sagen's der Schweiz zu! Aber eins müssen's mir versprechen, lieber Freund, bleiben's auch in der Fremde ein guter Österreicher, gehn's den Calvinern aus dem Weg und denken's hie und da an den alten Reisach."

Gerührt von der Güte seines Gönners faßt Negrelli nach der feingliedrigen Hand des alten Herrn.

„Glauben Sie mir, Herr Graf, wo immer ich sein werde, immer wird Österreich in meinem Herzen leben. Ich bin kein Abenteurer, ich bin kein Undankbarer, aber ich weiß, die Schweiz wird mir zum Sprungbrett großer Leistungen werden. Ich glaube bald beweisen zu können, daß Sie, Herr Direktor, Ihre Güte nicht umsonst an mich verschwendet haben."

Graf Reisach geleitet seinen Besucher bis zur Tür, faßt die Hände des jungen Mannes und sagt:

„Ich werde Ihren Aufstieg ja nimmer erleben, aber ich glaub' an Sie. Und jetzt gehn's mit Gott Ihren neuen Weg, zeigen's der Schweiz, was wir Österreicher können, und empfehlen's mich Ihrer lieben Frau Gemahlin."

Der Türsteher der k. k. Baudirektion reißt die Hacken zusammen, als Negrelli das alte Haus verläßt. Er wundert sich ein wenig, warum der junge Ingenieur auf der Straße stehen bleibt und einen langen, fast zärtlichen Blick auf das große Amtsgebäude zurückwirft.

Er weiß ja nicht, daß vor ein paar Minuten oben im Salon des Herrn Baudirektors die Würfel gefallen sind über eines Menschen Weg und Schicksal.

EIN TRAUM VON VIER JAHRTAUSENDEN

Paris, 12. August 1832. In einer feuchten Steinzelle des Stadtgefängnisses hocken zwei frierende Menschen auf ihren Holzpritschen. Der eine der beiden Gefangenen, ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, ist Vater Enfantin, ein Jünger des Grafen Claude Saint Simon, der andere nennt sich Jules Verrey und war noch vor zwei Monaten Student der Technischen Schule.

Barthélemy Prosper Enfantin hat ein bewegtes Leben hinter sich. Als Sohn eines reichen französischen Bankiers geboren, wurde er schon im Alter von sechzehn Jahren aus Frankreich ausgewiesen. Hatte er doch, noch nach dem Sturze Napoleons, die studentische Jugend des Montmartre zum Kampf gegen die Truppen der Verbündeten aufgerufen.

Enfantin verblieb ein paar Jahre im Exil, dann kam er nach Paris zurück, schloß sich der sozialreligiösen Sekte der Saint-Simonisten an, warb als Redner und Schriftsteller für die Lehre des praktischen Christentums, überwarf sich bald mit Staat und Kirche und gründete im Jahre 1825 die „Sozialistische Gesellschaft".

Enfantin ist ein seltsamer Mensch. Die einen halten ihn für einen exaltierten Narren, die andern für einen gefährlichen Anarchisten. Er verneint den bürgerlichen Staat und bekämpft Lehre und Dogmatik aller Religionsgesellschaften, lebt mit seinen Anhängern in restloser Gütergemeinschaft, predigt die Verbrüderung aller Menschen zum Zwecke der gemeinnützigen Arbeit und zieht wie ein Prophet durch die Städte.

Die Zukunftskirche, der er selbst vorsteht, findet bald Anhänger. Die durch den Sturz Napoleons und den Zusammen-

bruch Frankreichs ihrer Ideale beraubte Jugend von Paris ist von dem Schwärmer Enfantin begeistert. Von Tag zu Tag wächst die Schar seiner Nachläufer. Die einen kommen, weil ihr Führer dem Kapital den Kampf ansagt, die andern sehen in ihm den geschworenen Feind des Adels und der Klerisei, viele lockt das freie Leben seiner Arbeitslager, in denen Weibergemeinschaft und persönliche Besitzlosigkeit oberstes Gesetz ist. Nicht wenige aber stoßen zu ihm, weil sie von der Gesellschaft geächtet wurden.

Enfantin merkt nicht, daß seine Lehre bald mißbraucht wird. Er ist Idealist, glaubt daran, die Menschheit bessern und läutern zu können, und gerät immer mehr und mehr in Konflikte mit den Hütern der staatlichen Ordnung.

Im Jahre 1832 schreitet die Regierung energisch gegen ihn und seine Sekte ein. Enfantin wird mit vierzig seiner treuesten Anhänger verhaftet. Die Religionsgemeinschaft wird aufgelöst, und nun liegt der Prophet eines neuen Lebens, der Apostel des Weltsozialismus mit Jules, seinem Sekretär, im Kerker.

Die lange Haft hat Enfantin nicht gebrochen. Er denkt nicht daran, seinen Idealen abzuschwören, er weiß auch, daß man ihn wieder freilassen muß, und so entwickelt er denn in dieser stillen Nachtstunde dem jungen Freund neue, große Pläne.

„Jules", klingt es leise durch die pechschwarze Finsternis der dumpfen Zelle. „Jules, ich fühle, daß wir bald frei sein werden. In wenigen Tagen werden sich die Pforten unseres Kerkers öffnen. Wir aber schreiten, vom Jubel unserer Freunde umbraust, in die Freiheit. Doch Frankreich, das seine Adler, die ehrwürdigen Feldzeichen des großen Korsen, schändet, Frankreich, das die Freiheit des Wortes und der Lehre in Kerkermauern begräbt, kann nicht mehr unsere Heimat sein. Jules, wir werden dieses Land der finsteren Reaktion verlas-

sen. Ich will euch, die wahre Jugend Frankreichs, in ein Land führen, das nur ewigen Frühling kennt. Wir werden nach Ägypten gehen und dort ein Werk schaffen, das nur der inbrünstige Glaube an den Segen gemeinnütziger Arbeit vollenden kann. Als friedfertige Soldaten der Arbeit werden wir einen Bau ausführen, der nicht mit Gold und Waffen, sondern nur mit Begeisterung geschaffen werden kann. Wir verlassen Frankreich als Bettler, aber wir werden unserem Vaterlande mit dem Spaten die Weltkugel erobern."

Enfantin schweigt. In die tiefe Stille, die nur das gleichmäßige Klatschen der Wassertropfen unterbricht, stößt Jules' erregte Stimme:

„Vater, Ihr denkt daran, Euren großen Gedanken zu verwirklichen! Ihr wollt mit uns den Kanal von Suez bauen? Der alte Traum der Menschheit soll durch uns, soll durch Euch, Vater Enfantin, Wirklichkeit werden?"

„Der Vizekönig von Ägypten, Mehemed Ali, erwartet uns. Wenn wir frei sind, bereise ich Frankreich und sammle Gelder für den Bau dieser Wasserstraße. Das französische Volk wird zu uns stehen, und im kommenden Frühjahr trägt uns ein Schiff nach den Gestaden Afrikas. Dreißig junge Leute, aus der überschäumenden Jugend Frankreichs gewählt, werden mit mir nach Ägypten reisen, und der Widerstand der Natur und der Menschen wird an unserem Glauben zerbrechen."

„Meister, seid Ihr überzeugt, daß die Technik unserer Zeit diesem Gigantenwerk gewachsen ist? Werden wir, ein Häuflein Menschen, mitten in der wasserlosen Wüste, umringt von verhetzten Arabern und nur auf unsere eigene Kraft angewiesen, nicht elend zugrunde gehen?"

„Der Glaube, Jules, der Berge versetzt, überwindet auch die Schrecken der Wüste. Siegen wir, dann wird Frankreich zur

Weltmacht, zerbrechen wir aber an der Größe unserer Aufgabe, dann sterben wir als Pioniere der Zivilisation."
Wieder ist es still. Kalt streicht der Wind durch die Gitterluke der Zelle, und irgendwo im Dunkel des Raumes raschelt eine Ratte. Jules zieht die schmutzige Decke über den frierenden Leib. Ächzend knarren die Bretter der Pritsche. Die Ratte schmatzt schamlos frech, aber sie verstummt, da Jules wieder zu sprechen beginnt:
„Vater Enfantin, erzählt mir von Eurem Werk. Ihr habt einmal gesagt, die Versuche, das Mittelländische und das Rote Meer durch eine Wasserstraße zu verbinden, reichen weit zurück in die fernste Vergangenheit. Erzählt, wer hat vor Euch diesen kühnen Gedanken gefaßt!"
Enfantin antwortet nicht. Er hört die Schritte des Wachsoldaten, draußen, auf den Steinfließen des Zellenganges. Erst da die Schritte wieder verhallt sind, beginnt er zu sprechen. Vater Enfantin, der Narr, der Staatsfeind, Enfantin, der in den Fußfesseln des Pariser Seinekerkers noch die Welt erobert, erzählt seinem Jünger Jules Verrey die uralte Geschichte des ägyptischen Kanals.

Im Säulensaal des Tempels zu Memphis, vor dem Steinbildnis des Stadtgottes Ptha, erwartet Pharao Necho die Priester des großen Weltbaumeisters. Noch ist das goldene Tor, das zum Marmorstall des heiligen Stieres führt, geschlossen. Die Priester lassen auf sich warten, unwillig runzelt der König die Stirn.
Starr stehen die schwarzen Riesen der syrischen Leibwache zwischen den Säulen der riesigen Halle. Leise rauschen die Gewänder der Hofbeamten, duftend steigt das Gewölk der Räu-

cherpfannen zur Decke, und vom ersten Tempelhof dringt das abgedämpfte Murmeln des Volkes herein.
Die Züge des Pharao verzerrt mühsam gebändigte Erregung, sein Leib aber ruht unbeweglich in dem hohen Thronstuhl. Keine Falte seines Prunkgewandes verschiebt sich, da er mit einem Wink seiner halbgeschlossenen Augen, Mechtis, den Meister der Baukunst, zu sich befiehlt.
Auf den Knien, das Antlitz tief zu Boden gesenkt, naht Mechtis seinem göttlichen Herrn. Der Pharao aber neigt sich zum Ohr des kunstsinnigen Tempelbauers und raunt:
„Ich fürchte das Orakel, Mechtis. Der große Ptha zürnt mir ob meines Werkes. Die Priester aber hassen mich, weil ich mehr an den Bau des großen Kanals als an die Vollendung ihrer Tempel denke."
Mechtis antwortet, aber er birgt das Gesicht in die braune Schale seiner beiden Hände, denn nur die Priester dürfen in dieser Stunde in des Pharaos Augen blicken.
„Göttlicher, gib den Priestern des heiligen Stieres nicht Macht über dein Werk. Was Pharao Sesostris, der Unsterbliche, vierzehnhundert Sonnenjahre vor diesem Tag begann und nicht vollenden konnte, mußt du erfüllen. Weit schon ist dein Kanal gediehen. Das blaue Wasser des Nils sehnt sich nach Vereinigung mit den roten Fluten des arabischen Meeres. Ein Jahr noch, Göttlicher, laß mich bauen und deine Schiffe fahren durch brennende Wüste ins Land der Feinde. Höre nicht auf die Priester, Pharao, verschließe deine Ohren dem Gemurre des Volkes und erfülle das Vermächtnis der neunzehnten Dynastie."
„Mechtis, hundertzwanzigtausend Sklaven starben in den letzten beiden Jahren auf deinen Baustellen. Das Gold der heiligen Tempel zerschmilzt in den Händen deiner Baubeamten, und Ägyptens Volk flucht diesem vermessenen Werk."

„Pharao, hüte dich vor den Priestern! Vollende diesen Bau und dein Name wird ewig sein, wie der strömende Nil! Laß mich die Wasserstraße ausbauen, und deinem Heer ist der Weg ins Land der Barbaren frei. Bleibe fest, Pharao, vollende den Durchstich der Wüste, und Phönizien liegt zu deinen Füßen."
Der Klang der Erzbecken erzwingt Schweigen. Mechtis kehrt an seinen Platz zurück. Der Pharao richtet sich langsam auf.
Die Priester des Ptha erscheinen in der Tempelhalle.
Lautlos ziehen die Diener des Stadtgottes in das Säulengeviert der Halle. Schweigend werfen sie sich im Hintergrund des Raumes auf die Knie. Der Altpriester aber schreitet, gefolgt von zwei Knaben, bis vor des Pharao Thron.
Regungslos erwartet der König die Priesterschaft. Jetzt hat der Altpriester die erste Stufe des Thrones erreicht. Er neigt das Haupt, die beiden Knaben aber setzen eine goldene, flache Schüssel auf die Marmorfließen nieder, werfen sich zu Boden und vergraben die bleichen Gesichter in den Falten ihrer Gewänder.
Feierlich hebt der Priestergreis seinen goldenen Stab. Wer jetzt sein Angesicht hebt, wer jetzt auch nur ein Wort flüstert, der hat sein Leben verwirkt. Im inneren Tempelhof ertönen die dumpfen Rhythmen der Totentrommel, das Gemurmel des Volkes erstirbt, und über die gebeugten Rücken der Höflinge und Priester läuft das Frösteln hochgespannter Erwartung.
König und Priester starren sich in die Augen. Minutenlang erträgt der Pharao den kalten Blick der dunklen Priesteraugen, dann senkt er die Lider und gibt den stummen Zweikampf auf. Ptha und Apis, Gott und Stier sind stärker als sein Wille. Der Priester hat gesiegt.
Des greisen Priesters schneidende Stimme übertönt das Gerassel der Trommel.

„Pharao, dein Werk, das zwei Meere verbinden will, die Ptha, der große Weltbaumeister für ewig trennte, hat den Gott erzürnt. Apis, der heilige Stier ist tot. Das Volk von Memphis sammelt sich zur Totenklage."

Langsam beugt sich der Altpriester zur goldenen Schüssel nieder und hält dem Pharao ein blutiges, rauchendes Stück Fleisch entgegen.

„Erhabener, sieh die Zunge des schwarzen Gottes. Sieh das Gewächs an ihrem Wurzelende, das dem heiligen Käfer Skarabäus gleicht und höre, was das Blutorakel uns Priestern verkündete.

Wird der Kanal vollendet, dann ist den Schiffen der phönizischen Barbaren der Weg nach Ägypten frei. Dann ertrinkt die alte Kultur unseres Landes in einem Meer von Blut, die heiligen Gräber der Pharaonen werden geschändet, und du wirst zu Sais ruhmlos sterben."

Der Pharao bleibt stumm. Mit angehaltenem Atem, vor Schreck zu Stein erstarrt, liegen die Hofbeamten im Staub. Selbst die schwarzen Gesichter der schwerbewaffneten nackten Leibwächter, die als Ungläubige den strengen Vorschriften der kultischen Handlung nicht unterliegen, werden heller vor Schreck und Sorge um ihren Herrn.

Da geschieht etwas, das sich in der Geschichte zweier Jahrtausende noch nicht ereignet hat. Ein Sterblicher zerreißt die Fesseln des geheiligten Zeremonials, springt vor des Herrschers Thron, hebt seine Augen vermessen zu dem Göttergesicht des Pharao und lästert Ptha durch laute, zornige Worte.

Mechtis, der Baumeister des Reiches, steht, bebend vor Wut, vor Altpriester und Pharao und ringt um sein und seines Herrschers Werk.

„Pharao, Sohn des Himmels, höre nicht auf die falschen

Worte des Priesters. Sie haben den heiligen Stier getötet, um deinen Willen zu lähmen. Vollende den Kanal, denn er wird dich und dein Land glücklicher machen als aller Priester finstere Kunst."

Ein Wink des Altpriesters, und der Führer der Leibwache löst durch einen Schwertstreich den furchtbaren Bann, der über dem Saal liegt. Mit offenen Augen und weit aufgerissenem Mund kollert das Haupt des Baumeisters vor des Pharao Füße.

Wortlos verläßt der Herrscher die Tempelhalle. Sein Traum ist zerbrochen, der Kanalbau zu Ende. Die Priester haben gesiegt.

An einem Sommerabend des Jahres 1672 feiert der Adel der französischen Hauptstadt im Park zu Versailles ein glänzendes Fest. Alles, was in Paris Rang und Namen hat, ist beim König zu Gast. Gilt es doch in dieser lauen Nacht den Sieg des Heeres über die Truppen der Niederlande zu feiern.

Hell erleuchtet liegt das Schloß inmitten des dunklen Parks. Im Spiegelsaal tanzt die Jugend, in den Spielzimmern rollen die Goldstücke, auf der großen Marmorterrasse sitzen Kardinäle und Minister, schöne Frauen und galante Höflinge, reiche Bankiers und goldstrotzende Gardeoffiziere in vertrautem Gespräch beisammen.

Überall ist Freude und Frohsinn, überall fließt der goldgelbe Wein der Champagne oder der blutrote Saft burgundischer Trauben, Musik schwingt durch die Prunkräume des Schlosses, Schönheit und Geist vereinigen sich, um Ludwig dem Vierzehnten, dem Sonnenkönig, zu huldigen.

Draußen aber, im dunklen Park, dort wo nackte Götterleiber aus Laubengängen und Baumgruppen leuchten, zwischen plätschernden Springbrunnen und mongolischen Tempeln, lust-

wandeln Liebende. Sie vergessen den König und sein Fest, flüstern und kosen und küssen sich zu Füßen schmunzelnder, moosübersponnener Faune und steinerner Fabelwesen.
Der ganze Park von Versailles ist erfüllt von zärtlichen Worten, leiser, ferner Musik und den girrenden Seufzern verliebter Frauen. Nur Pärchen huschen über die dunklen Wege, schmiegen sich in die Kühle wohlgeborgener Ruhebänke. Wo immer ein dunkler Doppelschatten über die hellen Kieswege huscht, dort mengt sich in das seidige Knistern des Reifrocks das Silbergeklirr eines Galanteriedegens.
Die beiden Männer, die da soeben die lichtübergossene Terrasse verlassend, in den Hauptweg des Parkes einbiegen und auf einer der Steinbänke vor der italischen Fontäne Platz nehmen, passen schlecht in die zärtliche Umgebung ihres einsamen Plätzchens.
Es muß ein besonderer Anlaß sein, der Ludwigs gewiegten Finanzminister Colbert, den Schöpfer des neuen Heeres, veranlaßt, dem deutschen Philosophen Doktor Friedrich Wilhelm Freiherrn von Leibniz diese vertraute Zwiesprache zu gewähren.
Wenn Colbert den blendenden Lichtkreis des Sonnenkönigs verläßt und sein Ohr einem protestantischen Mathematiker leiht, wenn Frankreichs genialster Tatmensch und Deutschlands größter Denker sich in die Einsamkeit flüchten, dann muß es um einen großen Gedanken gehen.
Die beiden Männer haben Platz genommen. Colbert streicht mit einem zarten Spitzentuch sorgfältig über die gepuderten Wangen, klopft die niederrieselnden Stäubchen geziert vom enganliegenden Beinkleid und nimmt das auf der Terrasse unterbrochene Gespräch wieder auf:
„Ich erkenne die Bedeutung der Ratschläge, die Sie in Ihrem

geistvollen Werk ‚Consilium Aegyptiacum' Frankreich geben, voll und ganz an. Sie haben nicht Unrecht, wenn Sie behaupten, Ludwigs Kämpfe in Europa, das Ringen um Spanien, die Niederwerfung der Franche-Comté und die Einverleibung der Niederlande hätten Frankreich mehr Ehre als Gewinn gebracht. Auch das stimmt, daß jeder unserer Siege die Alliance unserer Gegner stärkt und daß sich heute bereits die Feinde Frankreichs zu einem starken Block zusammengeschlossen haben. Den Kern dieses Blocks bildet, was Sie nicht zugeben, Ihr Vaterland."

„Nicht die deutschen Fürsten gefährden Frankreich, Monseigneur, sondern die englischen Diplomaten. Deutschland will nur leben, England aber muß herrschen. Die Fürsten meines Vaterlandes stehen gegen Frankreich, weil es ihre Ehre verlangt, England aber bekämpft ihre Politik aus Machtbegier und Krämerneid."

„Ich weiß, was Deutschland will, und ich weiß, was England muß. Sicher ist, daß jeder Sieg meines königlichen Herrn auf europäischen Schlachtfeldern, den Eisenring der Alliance verstärkt. Frankreichs Jugend aber, mein verjüngtes Heer, will kämpfen. Ihr Vorschlag, mein lieber Baron, der König möge seine Regimenter nach dem Orient werfen, Ägypten erobern und den Orient der Kultur erschließen, hat meinen Beifall. Ihr Gedanke, Frankreichs Söhne zu einem Kreuzzug der Zivilisation aufzurufen, ist meines Königs würdig. Sie schreiben in Ihrem Buch meine eigensten, geheimsten Gedanken nieder. Sie sprechen klar aus, was ich bisher nur zu träumen wagte."

„Ich will Europa befriedet sehen und darum weise ich Frankreich einen neuen Weg zur Gloire."

„Halten wir uns an die Wahrheit, wenigstens soweit das uns Diplomaten und Philosophen möglich ist", erwidert Colbert

und empfindet plötzlich, daß er diesem Deutschen schon zuviel anvertraut habe. „Ich weiß ganz genau, daß Sie mit Ihrem Vorschlag Frankreichs Aufmerksamkeit von Deutschland ablenken wollen. Ich weiß das, aber es spielt keine Rolle, Baron, was Sie zu dieser Denkschrift bewogen hat. Die militärische und politische Seite Ihres Projekts findet meine Billigung. Nun schreiben Sie aber, mein lieber Leibniz, daß Frankreichs Vormarsch in Ägypten an die Ausführung einer, den Nil mit dem Roten Meer verbindenden Wasserstraße gebunden ist. Diese technische Seite Ihrer Idee kann ich nicht überblicken. Ich fürchte aber, daß dieser Kanal, der da eine Wüste durchschneiden soll, an die Technik größere Anforderungen stellt als unsere Zeit erfüllen kann."

„Der ägyptische Kanal, ohne den europäische Truppen das Niltal nicht verlassen könnten, ist nicht ein Ergebnis meiner deutschen Phantasie, sondern hat bereits existiert. Monseigneur, die Gelehrten der Pariser Akademie werden Ihnen bezeugen, daß schon die antiken Schriftsteller Strabo und Plinius auf eine Kanalverbindung hinweisen, die der Pharaone Sesostris anlegen ließ und die von der Mündung des Nils bis zum Nordufer des Arabischen Meeres zog. Zweitausend Jahre vor Christi Geburt schufen also ägyptische Baumeister ein Werk, das freilich in den Kriegswirren der folgenden Jahrhunderte wieder verfiel. Erst der Perserkönig Darius entriß diesen ungeheuren Wassergraben wieder dem Sand der Wüste. Noch dreißig Jahre vor Christi Geburt flohen Galeeren der Fürstin Kleopatra auf diesem künstlichen Fluß nach Arabien, und erst die römischen Eroberer des Niltales zerstörten dieses Weltwunder.

Sieben Jahrhunderte hindurch blieb diese Wasserstraße verschollen, und erst Kalif Omar ließ das Kanalbett wieder frei-

legen und verband so seine Residenzen Suez und Kairo. Ein Aufstand in Medina wurde zum Anlaß, den Kanal neuerlich unbefahrbar zu machen. Wieder begruben die Sanddünen der Wüste das gigantische Bauwerk, das nun über tausend Jahre lang verschollen blieb. Die Venezianer spielten wohl mit dem Gedanken, den Kanal zu erneuern und so dem Markuslöwen den Weg nach dem Wunderreich des Ostens zu eröffnen, aber keiner der Dogen wagte sich an die große Aufgabe.
Nun aber rufe ich Frankreich auf, den alten Traum aller Seefahrer zu verwirklichen. Ludwig der Vierzehnte ist der einzige Souverän Europas, der die Macht hat, dieses Werk zu vollenden, und wäre es nur, um damit England den Todesstoß zu versetzen."
„Sprechen Sie den tiefsten Beweggrund meines Interesses an Ihrer Idee nicht aus", wirft Colbert ein. „Englands Ohren reichen selbst bis in den Park von Versailles. Erzählen Sie niemand von unserem Gespräch. Ich werde morgen dem König Bericht erstatten. Vielleicht packt ihn die Größe der Aufgabe, vielleicht erfüllt Frankreich den Traum eines deutschen Denkers. Nun aber wollen wir die Gesellschaft wieder aufsuchen und uns den kleinen Dingen dieser Welt zuwenden. Kommen Sie, Baron! Die schönsten Frauen Frankreichs erwarten unsere Huldigungen."
Am nächsten Morgen, beim Lever, entwickelt Colbert dem König die Pläne des deutschen Philosophen. Ludwig kennt Leibniz, will den Deutschen gern für die Pariser Akademie gewinnen und zeigt Interesse für die ägyptischen Pläne. Er lauscht, umtänzelt von Barbier und Perückenmacher, den Darlegungen seines Ministers und träumt schon von einem zweiten Alexanderzug. Schon glaubt Colbert den König für seine ehrgeizigen Pläne gewonnen, da kommt die Wende.

Ludwig hat sich gestern in eine junge Hofdame verliebt. Die Schöne, die bald Frankreichs Geschick in ihren zarten Händen halten wird, erwies sich spröder als viele ihrer Vorgängerinnen in des Königs wechselnder Gunst. Ludwig mußte die Vermittlung eines gefälligen Kardinals anrufen. Der Zuspruch des Kirchenfürsten blieb nicht ohne Erfolg auf die fromme Seele des jungen Weibes. Eben bringt ein Kammerherr den ersten Brief aus ihrer Hand.

Der König erbricht das Schreiben, verschlingt die wenigen Zeilen der zierlichen Handschrift, vergißt Ägypten, den Kanal und alle kriegerischen Lorbeeren. Eros hat den Mars verdrängt. Er verabschiedet seinen Minister und stürzt sich in eine Leidenschaft, die ihm bald keine Zeit mehr läßt, an Frankreichs Ruhm zu denken.

Colbert ist gekränkt, Leibniz verläßt enttäuscht den französischen Hof. Der Brief einer Maitresse verzögert den Schritt der Weltgeschichte um zwei Jahrhunderte.

Der Abend des 21. Juli 1798 bricht fast plötzlich, ohne Übergang, über die Wüste herein. Die Sonne entschwindet hinter den Sanddünen, kurz nur huschen die Schatten der Dämmerung über die unendliche Weite, und schon flammen die hellen Lichter des südlichen Sternenhimmels durch die Nacht.

Im Zeltlager des französischen Expeditionskorps sammeln sich die Regimenter zur nächtlichen Heerschau. Vor einer Woche haben sie die Türken unter Murad bei Chebreissé geschlagen, heute stürmten sie das verschanzte Mamelukenlager bei den Königsgräbern, und in drei Tagen werden sie in Kairo einziehen.

Jubelnd formieren sich die Grenadiere und Marinesoldaten,

die Lanzenreiter und Kanoniere um die goldenen Adler ihrer Feldzeichen. In ihren Zelten liegt reiche Beute, klirrt das Gold der erschlagenen Mameluken, funkeln die Kleinodien gefallener Beis und erwarten feingliedrige Sklavinnen die Heimkehr der Sieger. Frankreichs Banner strahlen über Ägypten, der Weg nach der Märchenstadt Kairo ist frei.

Im Zelt Napoleons, zu Füßen des steinernen Sphinx, ist großer Rat. Der kleine General hat die führenden Männer des ägyptischen Expeditionskorps, Offiziere, Gelehrte, Künstler und Techniker um sich versammelt und entrollt die Pläne der nächsten Zeit.

Der seltsame, exotische Zauber dieser Stunde verwirrt Napoleon. Er ist erregt wie in jener Stunde, da er den Phrasendreschern des Pariser Konvents die Befehlsgewalt über die Armee, die Macht über Frankreichs Schwert, entriß. Der kleine General haßt die großen Gefühle, Romantik und Träumerei sind ihm unbekannte Empfindungen, und doch verfällt auch er dem Zauber dieser märchenhaften Nacht.

Die Seitenwände des Zeltes sind hochgeschlagen, und so bietet sich denn dem Kriegsrate ein unheimlich schönes Bild. Im Norden brennt das Mamelukenlager. Der rote Flammenschein der glühenden Verschanzung reißt die Stufenwände der zwei größten Pyramiden aus dem Dunkel der Nacht, beleuchtet den ungeheuren Tierleib des halbvergrabenen Sphinx und färbt den Sand der Wüste zu rieselndem Gold. Im Süden lodern die Wachtfeuer der Truppenlager, huschen Fackellichter, rasseln die Trommeln und ertönt der vielstimmige Sammelruf der Clairons. Leise, unhörbar waten die Ehrenposten vor dem Beratungszelt durch den tiefen Sand, und die Sterne des Himmels strahlen, unwirklich groß, ruhig und unbewegt, von der Himmelskuppel herab.

Die verwirrende Pracht dieser Schau lenkt Napoleon ab. Er gibt den Befehl, die Seitenwände des Zeltes herabzulassen. Nun ist nur noch der Blick auf den Kopf des Sphinx frei. Jetzt stört nichts mehr den Vortrag des Korsen.

Die Hände auf dem Rücken verschränkt, eine dunkle Haarlocke tief in der Stirn, rennt der General im geräumigen Zelt, einem Beutestück der Schlacht von Alexandria, auf und ab. Wie Feuerbrände fallen die abgehackten Sätze seiner Rede in die Herzen der Expeditionsführer.

„Meine Herren! Was ich erwartet habe, ist eingetroffen. Ägypten ist in unserer Hand. Die englische Flotte unter Admiral Nelson mag jetzt ruhig vor der Küste erscheinen. Unsere Schiffe liegen im Schutz der Landbatterien an der Rhede von Abukir. Admiral Bruyère wird sich zu verteidigen wissen. In wenigen Tagen besetzen wir Kairo. Sie, General Desaix, stoßen sofort mit zehntausend Mann den Nil abwärts nach Syrien vor. Ich nehme an, daß sich die Türken uns bei den Nilfällen stellen werden. General, Sie müssen in dieser Schlacht siegen, denn dann ist der englische Einfluß im Orient gebrochen, und Frankreich überschreitet die Schwelle des Morgenlandes. Tun Sie Ihre Pflicht, meine Herren Offiziere, und das Land der Pharaonen wird das Sprungbrett zur französischen Weltmacht."

In diesem Augenblick bleibt Napoleon mit einem seiner Silbersporen im schweren Teppich des Beratungszeltes hängen. Er strauchelt, will sich unwillig losreißen, und nur der rasche Zugriff der Generäle Kléber und Menou bewahrt ihn vor dem Sturz. Niemand verzieht bei dem peinlichen Zwischenfall auch nur eine Miene. Nur der Sphinx scheint über den stolpernden, kleinen Mann ironisch zu lächeln. Es ist das Flackerlicht des brennenden Mamelukenlagers, das über die verwitterten

Sandsteinzüge huscht, aber es wird zu einem bösen, überlegenen Grinsen. Vielleicht weiß das steinerne Wesen schon jetzt, daß wenige Monate später Desaix mit seiner geschlagenen Armee, irrsinnig vor Durst und Erschöpfung, vor den Türken fliehen wird, sieht vielleicht voraus, daß in kurzer Zeit General Kléber ermordet, Admiral Bruyère gefallen und die französische Flotte bei Abukir vernichtet sein wird.
Napoleon sieht nicht nach dem Sphinx. Hastig auf und nieder schreitend, setzt er seinen Vortrag fort.
„Die Aufgaben meiner Offiziere und Soldaten sind scharf umrissen. Nun aber wende ich mich an Sie, meine Herren, die Sie als Männer der Kunst und der Wissenschaft den Abteilungen des Expeditionskorps beigegeben sind. Ihre Aufgabe wird es sein, das vom französischen Schwert eroberte Land zu erforschen. Dringen Sie tief in die Wunderwelt Ägyptens ein. Entreißen Sie diesem Mutterboden der Kultur seine letzten Geheimnisse. Beweisen Sie, daß Frankreichs Gelehrte jeder Aufgabe gewachsen sind."
Noch immer lächelt das ruhende Ungeheuer über den kommenden Herrn Europas. Fast als wüßte es, daß derselbe Mann, der soeben von der Unterwerfung des Morgenlandes faselt, schon ein halbes Jahr später heimlich nach Frankreich zurückkehren wird. Generäle und Soldaten sind ergriffen von der Bedeutung dieser Stunde. Der Sphinx aber schmunzelt. Sieht er, der Jahrtausende vergehen sah, den Zusammenbruch der Expedition voraus? Entrollt sich ihm schon jetzt der ganze Kreuzweg dieses ehrgeizigen Korsen, der vom höchsten Erdenglück zum tiefsten Elend führt? Sehen die starren Steinaugen schon jetzt das brennende Moskau, Leipzig, Waterloo, Elba und St. Helena?
Näher und näher rückt das Rasseln der Trommeln heran. Die

siegreichen Bataillone kommen zur Truppenschau, zur großen Nachtparade vor den Pyramiden. Napoleon beeilt sich, ein letztes Wort an die von dem Physiker Lepère geführten Techniker zu richten.

„Für Sie aber, meine Herren der Technik, habe ich eine ganz besondere, einmalige Aufgabe. Soll unsere Macht in diesem Lande gesichert sein, dann brechen Sie unserer Flotte einen Weg durch die Wüste. Öffnen Sie dem Wasser des Roten Meeres den Weg zum unteren Nil. Erschließen Sie unserem Handel den Weg nach Indien durch eine künstliche Wasserstraße von Kairo bis zum Golf von Suez. Vollenden Sie durch die Größe Ihres Geistes das Werk unserer siegreichen Waffen."

Napoleon kann nicht mehr weitersprechen. Seine Worte gehen unter im tausendstimmigen Jubel der aufmarschierenden Truppen. Die Generäle springen auf, ihr Führer tritt vor das Zelt. Eine Stunde lang ziehen die Soldaten, trunken vor Begeisterung, an ihrem geliebten General vorbei. Freiwillige, über deren Bubengesichter die Tränen der tiefsten Bewegung fließen, wildbärtige Grenadiere und verwegene Seesoldaten, stapfen an dem Zelt vorüber. Der Lärm ihres Gleichschritts ertrinkt im tiefen Sand der Wüste. Wie ein immer wieder aufheulender Orkan aber umtost ihr brausender Zuruf den kleinen Mann, dem sie Gold und Ruhm danken.

Böse blickt der Sphinx auf den johlenden Heerwurm. Eine Kanonenkugel dieser krabbelnden Ameisen hat ihm heute am frühen Morgen das Gesicht zerschrammt. Wartet nur ihr Zwerge, die Rache ist auf dem Weg!

Die Karrees sind formiert. Zwanzigtausend Menschen warten auf das Wort ihres Herrn. Schweigend verharrt der riesige Block der aufmarschierten Regimenter.

Napoleon erklettert einen der großen Steinblöcke im Umkreis

des Sphinx, überblickt das Menschenmeer zu seinen Füßen und beginnt zu sprechen.
„Soldaten! Vier Jahrtausende blicken von den Höhen dieser Pyramiden auf euch herab."
Tausendstimmiger Zuruf folgt jedem Satz des Generals. Hochgeschwungene Gewehre, gezückte Degen und lodernde Fackeln grüßen in dem kleinen Mann auf dem Steinblock das verjüngte, neue Frankreich. Eines Mannes Hand greift nach der Macht über die Welt.
Der Sphinx aber lächelt wieder. Starrt, unbewegt vom Taumel dieser flüchtigen Stunde, in die Nacht und lächelt über die närrischen Menschlein zu seinen Füßen, über diese Eintagsfliegen, die ihre Götter noch immer gekreuzigt haben.

Als Vater Enfantin mit seiner Rückschau durch die Jahrtausende zu Ende kommt, bricht bereits die Morgendämmerung durch das Gitterfensterchen der engen Zelle. Im trüben Licht des jungen Tages sieht Enfantin, daß Jules Verrey vor Krankheit und Schwäche eingeschlafen ist. So hat er denn die letzten Kapitel seines Berichtes der raschelnden Ratte erzählt.
Sorgsam deckt Enfantin seinen dünnen Mantel über den ruhig schlafenden Jüngling. Dann wandert er, wie schon so viele Tage, mit kleinen, hastigen Schritten in der Zelle hin und her. Erhobenen Hauptes wie einer der da weiß, daß er um der Gerechtigkeit willen leidet.
Eine Woche später ist Enfantin wieder frei. Wieder wirbt er Anhänger, zieht durch die Städte, predigt der Jugend den Anbruch einer goldenen Zeit. Einer Zeit, in der nichts gilt als die Arbeit für die Gemeinschaft. Wieder, wie vorher, wird seine Lehre zu einem Fanal in Frankreichs dunkelster Zeit. Macht-

los sieht die Regierung, wie der Anhang dieses Narren mit jeder Woche wächst. Sie verhindert ihn, Arbeitslager zu errichten, eine Gemeinschaft zu bilden, umgibt den Prediger mit einem ganzen Netz von Spionen und atmet befreit auf, als Enfantin sich anschickt, Frankreich zu verlassen.

Ein Jahr nach seiner Haftentlassung steht Vater Enfantin mit zwanzig jungen Franzosen in Ägypten.

Der Vizekönig Mehemed Ali nimmt die Fremden, von denen einige das Pariser Polytechnikum absolviert haben, gerne auf. Ägypten braucht nichts dringender als Ingenieure. Das Land schreit nach Wasser, die althergebrachten Methoden der künstlichen Bewässerung reichen nicht aus, die Ernten zu sichern. Moderne Bewässerungsanlagen könnten aus dem Nildelta einen fruchtreichen Garten machen. Mehemed Ali liebt die Abendländer nicht, aber er weiß ihre Arbeit zu schätzen. Er stellt Enfantins Leute in den Landesdienst ein, überträgt ihnen wichtige Aufgaben.

Ein paar Monate vertieft sich Enfantin in das Wasserversorgungsproblem Unterägyptens, konstruiert ein sinnreiches System von Berieselungsanlagen, entwirft das Modell eines Staudamms, mit dem er das Wasser des Nils aufspeichern möchte, plant Straßen und Siedlungen und findet bei den ägyptischen Behörden Verständnis und Entgegenkommen.

Seinen Hauptgedanken aber, den Kanalbau, muß er vorerst zurückstellen. Noch hat er den Weg zum Ohr des allmächtigen Vizekönigs nicht gefunden. Noch heißt es erst sondieren, sorgsam vorfühlen. Noch kann Enfantin nicht daran denken, das große Projekt seines Lebens in Angriff zu nehmen. Die Zeit hierfür ist noch nicht gekommen.

DIE ERDE DEN VÖLKERN ERSCHLIESSEN ...

Am Allerseelentag des Jahres 1832, umrieselt von den ersten Schneeflocken des Schweizer Winters, trifft Negrelli in St. Gallen ein. Seine Frau, die wenige Wochen vorher einem Knaben, der Alois getauft wurde, das Leben geschenkt hatte, soll später nachkommen.
Kopfüber stürzt sich der neuernannte Straßen- und Wasserbauinspektor in die Arbeit. Auf zahlreichen Inspektionsreisen durch den Kanton lernt Negrelli die trostlosen Straßenverhältnisse der Nordschweiz kennen. Die junge Industrie will ihre Waren versenden, aber es fehlt an Verbindungswegen, die Bodenseeorte verfügen über keinen einzigen, brauchbaren Hafen, die wilden Bergflüsse aber zerstören im Laufe einer Nacht, was in monatelangem Straßenbau geschaffen wurde. Überall fehlt der leitende Gedanke, nichts verrät das Wirken einer planmäßigen Organisation.
Da heißt es, zuerst den Sinn der Menschen für die Gemeinschaft zu erwecken, gilt es, alte Vorurteile zu brechen und der Kirchturmpolitik der kleinen Städte und Dörfer an den Leib zu rücken. Der Diplomat ist vorläufig wichtiger als der Techniker, Aufklärung dringender als praktische Bauarbeit, und erst nach und nach gewinnen große Bauvorhaben Umriß und Gestalt.
Zu Beginn seiner Tätigkeit wahrt Negrelli die schweizerischen Interessen der Rheinregulierung, dann kommt der Ausbau der für den Kornhandel der Nordschweiz so wichtigen Hafenanlagen in Rorschach, zwei Jahre vergehen mit dem Entwurf eines kantonalen Straßennetzes, und dann widmet sich Negrelli dem Bebauungsplan von St. Gallen. Zum erstenmal kann

sich der Ingenieur der schwärmerischen Neigung seiner Jugend, der Architektur widmen und eine Reihe großer, städtischer Neubauten entwerfen.

So wird St. Gallen, durch das Können seines Bauinspektors, zum Musterkanton der Schweiz. Appenzell, der Nachbarkanton, erbittet von Negrelli den Entwurf einer Bogenbrücke über den Trogener Tobel und überantwortet ihm die Erstellung eines modernen Straßennetzes. Die Städte Zürich, Basel und Bern entsenden Fachleute zu Studienzwecken in sein Arbeitsgebiet, sein Name gewinnt an Klang, und bald bemühen sich verschiedene Kantone um die Arbeitskraft des tüchtigen Mannes.

Das beste Angebot stellt im Jahre 1835 die Kaufmannschaft der Stadt Zürich. Sie bietet Negrelli die Oberleitung sämtlicher städtischer Bauten an, legt ihm einen den Zeitraum von sechs Jahren umspannenden, äußerst günstigen Vertrag vor, und Negrelli nimmt an und übersiedelt nach Zürich.

Am Neujahrstag des Jahres 1836 tritt er seinen Dienst an, und schon acht Wochen später wird der Grundstein zu der von ihm entworfenen Münsterbrücke über die Limmat gelegt. Die Stadt Zürich erhält eine der schönsten und modernsten Brükken, nach deren Muster Negrelli später eine Reihe weiterer Brücken im Hoheitsgebiet der Stadt Bern errichtet.

Mittlerweile ist das, was Gerstner im Jahre 1824 vorausgesagt hatte, eingetreten. Die Dampflokomotive, von dem englischen Ingenieur Stephenson ersonnen und zwischen Stockton und Darlington zum erstenmal vorgeführt, hat ihren Siegeszug begonnen. Das Eisenbahnfieber schüttelt England und hat bereits den Kontinent ergriffen. Deutschland läßt das vielbestaunte Dampfroß bereits zwischen Nürnberg und Fürth laufen. Österreich hat die Nordbahnstrecke Wien—Wagram gebaut, und

auch in der Schweiz denkt man daran, sich dieses mit allen Überlieferungen brechenden Verkehrsmittels zu versichern. Negrelli wird beauftragt, eine Schienenbahn von Zürich nach Basel zu projektieren und wird vorerst zu Studienzwecken nach Frankreich, England und Belgien entsandt. Tief sind die Eindrücke, die Negrelli auf dieser weiten Reise empfängt. Reich an neuen Erfahrungen kehrt er wieder nach Zürich zurück, und aus dem Wasserbau- und Straßenfachmann ist ein begeisterter Pionier des Eisenbahnverkehrs geworden.
Er arbeitet eine ganze Reihe von Plänen und Gutachten über zu errichtende Schweizer Bahnverbindungen aus, bekämpft die selbst von Technikern gegen diese Neuerung vorgebrachten Bedenken und verliert dabei nie den Blick für das Große. Immer wieder verweist er darauf, daß der Eisenbahnbau niemals vom Blickpunkt eines kleinen Landes aus betrachtet werden dürfe. Seiner Meinung nach müßten alle Bahnlinien Europas organisch im Zusammenhang stehen und ein Grenzen und Länder überwindendes stählernes Netz bilden.

In dieser Zeit lernt Negrelli, während eines kurzen Aufenthaltes in Genf, den berühmten Naturwissenschaftler und Forschungsreisenden Alexander von Humboldt kennen. Bei gemeinsamen Freunden, an dem gastlich gedeckten Tisch eines Bürgerhauses nahe der Rhone, wechseln sie die ersten Worte. Der lebenskräftige, rüstige Sechziger, der die Wunder dreier Erdteile kennt wie wenige seiner Zeitgenossen, und der von vielen, noch ungestalteten Plänen erfüllte Ingenieur fühlen bald Gemeinsames, Verbindendes, verabreden eine Zusammenkunft und wandern nun den See entlang.
Es ist Abend. Vor einer Stunde erst hat sich der Schatten der Dämmerung vor die schimmernden Hänge des Mont Blanc

geschoben und erstarb das rote Gipfelgeleucht dieses Giganten in Dunst und Wolken. Nun aber ist es dunkel geworden, und über der matt schimmernden Wasserfläche des Sees blitzen nacheinander die ersten Lichter der Quaibauten auf.
Die beiden einsamen Wanderer haben die lärmerfüllten Straßen der Stadt verlassen, sind durch stille Parkwege und taufeuchte Wiesen an den See gekommen und schreiten nun das Ufer entlang. Kein Laut ist um sie, als das leise Glucksen der Wellen und das gespenstische Geraschel der dürren Schilfhalme. Irgendwo draußen aber, wo Nachthimmel und Wasserfläche verschmelzen, rauschen die Ruder eines unsichtbaren Bootes und klingt halbverweht das Lied eines verspäteten Fischers auf.
Alexander von Humboldt erzählt von seinen Reisen in fernes, unbekanntes Land, weist seinem Begleiter die Wunder der neuen Welt, führt ihn in die endlosen Sandsteppen der chinesischen Tsungarei, wandert rückschauend durch die Gartenlandschaft Granadas und ist schon wieder in den ernsten Fjorden des hohen Nordens. Sprunghaft irrlichtert der Reisebericht des Gelehrten durch drei Kontinente, läßt die Silberglocken asiatischer Pagodentürmchen erklingen, weckt das Maschinengestampf der ersten englischen Dampfboote, verweilt im Hexenkessel der aus der Erde schießenden amerikanischen Großstädte und malt dann wieder das tiefe Schweigen der arktischen Nacht.
In begeisterten Worten berichtet Humboldt von den Köstlichkeiten der blauen Ferne, läßt seinen stillen Begleiter einen flüchtigen Blick tun in die unergründliche Weite der Welt. Er spürt in Negrelli die verwandte, ewig suchende Seele, und es reizt ihn, einen Mann der nüchternen, praktischen Wissenschaft, einen Meister der an starre Gesetze gebundenen Technik, in das Traumland der Romantik zu entführen.

Gebefreudig wühlt der wortgewandte Weltwanderer in den bunten Schätzen seiner Erlebnisse. Dann aber bleibt er plötzlich stehen, packt seinen Begleiter am Arm und stellt eine persönliche Frage.

„Sagen Sie einmal, Herr Negrelli, warum lockt Sie die Welt nicht? Warum begraben Sie sich bei Ihrem Können in den Schweizer Tälern? Weshalb vergeuden Sie Ihre technische Begabung an Floßgassen und Bachbrücken? Reizt es Sie denn nicht, etwas Großes, Einmaliges zu schaffen, Werke, von denen sich die biederen Räte dieser Bauernrepublik nichts träumen lassen?"

Negrelli lächelt schmerzlich.

„Das Leben, Herr von Humboldt, erwürgt alle Träume. Der Kampf ums tägliche Brot macht viele zu Handlangern, die einst davon träumten, Meister zu werden. Und dann, Herr von Humboldt, scheint es mir oft, alle großen Projekte unserer Zeit seien bereits gelöst. Die englischen und amerikanischen Ingenieure, die unter bedeutend besseren Voraussetzungen arbeiten können, sind uns Deutschen ja in allen großen Fragen immer um eine Nasenlänge voraus. Sie geben die Idee, machen die Erfindung, lösen das Problem, und unserer Gründlichkeit bleibt es dann überlassen, die Erfindungen und Entdeckungen des Westens auszubauen und rationell zu gestalten. Ich denke da an die Dampfmaschine, an die Kettenbrücken, an die modernen Baumethoden und nicht zuletzt an das, meist von Engländern ersonnene Rüstzeug der Industrie."

„Sie irren", wirft Humboldt ein, „ich möchte gerade das Gegenteil behaupten. Die Engländer sind nüchterne Verstandesmenschen und tüchtige Mechaniker und haben den klaren Blick der geborenen Kaufleute, aber ihnen fehlt die Phantasie, der Erfindergeist. Skrupellos, wie sie nun einmal sind, eignen sie

sich daher alle geistigen Schöpfungen kontinentaler Genies an und geben sie nach einiger Zeit als Werke englischen Geistes aus. Ich will mich da nicht in Einzelheiten verlieren, aber denken Sie nur an Ihren engeren Landsmann, den Krainer Revierförster Josef Ressel. Seine Erfindung, Schiffe durch archimedische Schrauben statt wie bisher durch Schaufelräder anzutreiben, haben die britischen Drohnen ganz einfach annektiert. England läßt Schwarze für sich arbeiten, Braune für sich kämpfen und Weiße für sich denken und erhält sich so seine Macht."

„Wenn Sie die Engländer Drohnen nennen, Herr von Humboldt, so stimmt dieser Vergleich nicht ganz. Ihre Drohnen haben ja einen ganz kräftigen Stachel, an dem sich selbst der große Korse verblutete."

„Gewiß, Napoleon starb an England, aber der Titan hat uns gezeigt, daß auch das britische Weltreich verwundbar ist. Aber wir irren ab. Ich wollte Ihnen ja nur aufzeigen, daß die englischen Ingenieure dort ausscheiden, wo es sich um geniale Meisterwerke der Technik handelt. Werfen Sie eine Idee auf, die zu Ihrer Planung der Phantasie und zur Vollendung höchsten Schöpfergeistes bedarf, und England versagt!"

„Herr von Humboldt, vergessen Sie nicht, daß mein Metier, die Technik, der Phantasie wenig Spielraum läßt. Wir Ingenieure können nicht vorstoßen ins Zauberland der Kunst, wir kleben ewig am Stofflichen, und was wir schaffen, sind nur scharfumrissene Zweckbauten. Unsere Werke dienen dem Alltag und bleiben immer nur winzige Bausteine der vorwärtsdrängenden Welt."

„Zugegeben. Und doch wartet auf euch Ingenieure unserer Zeit ein Werk, das einst zu den Weltwundern zählen wird. Eine Titanentat einmaliger Art, die den Namen ihres Vollenders unsterblich machen wird."

Die beiden Wanderer sind auf einen Steindamm gestoßen, der einen kleinen Fischerhafen beschützt. Langsam schreiten sie auf knirschenden Steinquadern in den See hinein. Im Schilfdickicht quarrt ein Frosch. Leise schlagen die Wellen an die Planken eines scharf nach Teer riechenden Bootes, und die Sterne spiegeln sich zuckend und flimmernd im kaum bewegten, schwarzen Wasser des Hafengevierts. Draußen, dort wo die primitive Mole endet, setzen sich die beiden Männer auf Steinblöcke und blicken nach der Lichterkette der fernen Stadt. Alexander von Humboldt aber fährt fort:

„Die Anregung zu diesem angedeuteten, großen Werk der Technik, empfing ich von Goethe. Bei unserer letzten Begegnung hat er mir einen uralten Traum der Menschheit und einen wahrhaft faustischen Gedanken entwickelt! Den Plan, das Mittelländische mit dem Roten Meer durch einen schiffbaren Kanal zu verbinden. An Hand einer Karte bewies mir der Meister, daß die Durchstechung der Wüste möglich sein müsse. Er meinte, wer dies Werk vollende, der habe die Erde den Völkern erschlossen."

„Ein olympischer Einfall..." flüstert Negrelli vor sich hin. Alexander von Humboldt fährt fort: „Sehen Sie, Herr Ingenieur, dieser Gedanke, der eines Goethe würdig ist, ließ mich seither nicht mehr los. Wenn ich nicht ein so unsteter Zugvogel wäre, so ein unverbesserlicher Weltenbummler, würde ich dieser Idee mein Leben weihen. Da ich aber nun einmal Naturforscher und nicht Techniker bin, und da bereits die ersten weißen Haare an den nahenden Lebensabend gemahnen, kann ich nichts tun, als diesen großen Gedanken Goethes in fähigere Gehirne und jüngere Herzen senken."

„Die Erde den Völkern erschließen..." murmelt Negrelli und starrt in die flimmernden Sterne. „Einen Kanal bauen, der

Europa, Afrika und Asien verbindet, das wäre wohl ein Lebenswerk, wie es wenigen Sterblichen beschieden ist."
„Eine Wasserstraße, die den Seeweg von Europas Küsten nach Indien um zwei Drittel kürzt, würde zum Lebensnerv der englischen Weltmacht. Und doch weiß ich, daß nie ein Engländer diesen Kanal bauen wird. Menschheitsträume verwirklicht man nicht mit dem Verstand allein, dazu braucht es den Glauben an das Wunderbare. Wer diesen Kanal schaffen will, der muß Dichter und Techniker, Politiker und Baumeister zugleich sein. Der muß, wie Sie, mein lieber Freund, den Wunderglauben des Romanen mit der wissenschaftlichen Gründlichkeit des Deutschen verbinden und weltwirtschaftlich denken können. England wird vielleicht einmal der Nutznießer dieser Wasserstraße werden, bauen aber wird sie kein Angelsachse. Lassen Sie diesen großen Gedanken in sich ausreifen, denken Sie über diese Frage nach und erinnern Sie sich später einmal an das, was Ihnen der alte Humboldt am Ufer des Genfer Sees erzählt hat."
Schweigend sitzen die beiden Männer auf den noch von der Sonnenwärme des Tages durchtränkten Steinen der Mole. Spielerisch wirft Humboldt kleine Kiesel in das dunkle Wasser, läßt Steinchen um Steinchen in den Wellen vergluckсen. Negrelli aber träumt in die Nacht hinein, hat Humboldt vergessen, hört das feuchte Atmen des Wassers nicht mehr, sieht weiße Schiffe durch gelbe Sanddünen gleiten und fühlt die ersten Schauer einer Berufung. Er schrickt aus seinen Gedanken auf, da der berühmte Gefährte seine Hand erfaßt und nach dem Himmel weist, über den eine Sternschnuppe ihre silbrige Bahn zieht.
Langsam gleitet das Meteor in schrägem Flug zur Erde. In Negrelli aber erwacht der naive Wunderglaube seiner Berg-

heimat, er faltet die Hände und sendet dem verschwindenden Stern einen glühenden Wunsch nach:
„Himmel hilf, daß ich dies große Werk vollende!"

Negrelli fühlt sich in Zürich wohl. Eine große Aufgabe wartet seiner, und doch ziehen seine Gedanken immer wieder nach der Heimat. Jeder Brief, der aus Österreich kommt, weckt, woher er auch ist, alte, liebe Erinnerungen, und in die seltenen Mußestunden des Vielbeschäftigten stiehlt sich das Heimweh. Immer mehr spielt er mit dem Gedanken, in den österreichischen Staatsdienst zurückzukehren. Da, mitten in dieser Zeit des Schwankens, greift das Schicksal ein, ruft die Heimat ihren Sohn zurück.

EISENBAHNPIONIER IN ÖSTERREICH

Im Konferenzsaal des Wechselhauses S. M. Rothschild zu Wien hat sich an einem schwülen Frühlingsabend des Jahres 1840 die technische Sektion der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn AG. versammelt. Der allmächtige Hofjude Rothschild, der durch die Finanzierung der Eisenbahnprojekte sein Vermögen zu vervielfachen hofft, hat ein paar kalte, feuchte Händedrücke gewechselt, einige verbindliche Worte gesprochen und ist dann wieder verschwunden. Technische Fragen seiner Nordbahngesellschaft lassen ihn kühl, er weiß die Arbeiten in den Händen erfahrener Fachleute und spricht dort nicht gern mit, wo andere mehr verstehen. So sind die Herren ganz unter sich, sitzen um den runden Konferenztisch und warten, was ihnen der Vorsitzende, Hofbaurat Hermenegild Francesconi, zu sagen hat.

Francesconi, 1795 in Venedig geboren, erst Artillerist, dann Genieoffizier, später Staatsbauingenieur und mit fünfunddreißig Jahren schon Hofbaurat, berichtet mit leiser, etwas verschleierter Stimme von dem Fortgang der Bauarbeiten, schildert die Leistungen der Lokomotive „Saturn", die den Zug in vier Stunden von Wien nach Brünn führe. Er erkennt die Verdienste des Werkstättenchefs John Baillie an, der aus der Schule des berühmten Stephenson hervorgegangen, der Aktiengesellschaft wertvolle Dienste leistet. Unzufrieden ist Francesconi nur mit den Pächtern der einzelnen Baulose, die ihre Vertragsfristen nicht einhalten und die Fertigstellung der einzelnen Streckenstücke endlos verzögern.

Die seinen Ausführungen folgen, sind durchweg Männer besonderer, einmaliger Art. Neben dem ewig stummen John

Baillie, der von Wien nur seine Werkstätte und den Rennplatz kennt, sitzt der Generalsekretär der Nordbahngesellschaft, Sichrovsky, der die Gewohnheit hat, sich über jedes Gespräch Aufzeichnungen zu machen, und den man fast immer nur schreibend sieht. Ihm zur Seite hat Oberingenieur Franz von Brettschneider Platz genommen und der dort, hinter dickleibigen Büchern verschanzt, mit melancholischen Augen nach dem Vorsitzenden blickt, dieser junge Mensch, der eher einem Dichter als einem Techniker gleicht, ist Carl Ghega.

Rothschild weiß ganz genau; wem er die technische Realisierung seines größten Geldgeschäftes anvertrauen darf. Er hat sich diese Leute mit dem unfehlbaren Spürsinn seiner Rasse zusammengesucht und nützt sie nun weidlich aus.

Diese Sitzung soll nun aber zum Abschluß einer jahrelangen Zusammenarbeit werden: Brettschneider und Ghega haben ihre Stellungen gekündigt und kehren in den Staatsdienst zurück. Francesconi weiß von der Absicht seiner Mitarbeiter, versucht auch im Verlauf der Sitzung sie umzustimmen, aber seine Worte sind in den Wind gesprochen. Die beiden Ingenieure haben die Nordbahngesellschaft, das Haus Rothschild und die Schinderarbeit des Privatdienstes satt und bleiben bei ihrem Entschluß.

Francesconi ist ein gewiegter Ingenieur, aber ein schlechter Redner, er gibt es daher bald auf, den beiden Fahnenflüchtigen ins Gewissen zu reden. Er ist zwar nicht erfreut, zwei seiner besten Mitarbeiter zu verlieren, gönnt aber Rothschild diese Lektion.

In kurzen Erklärungen stellen Ghega und Brettschneider fest, daß ihre Kündigung eine unabänderliche Tatsache sei, erklären sich aber bereit, Francesconi bei der nun nötigen Umbildung

des technischen Ausschusses mit ihrem Rat zu unterstützen. Generalsekretär Sichrovsky schlägt vor, einen Generalinspektor zu bestellen, dem alle bautechnischen Arbeiten und alle Betriebsaufgaben der Nordbahn AG. zuzuweisen seien. Der Vorschlag ist gut und entspricht den Absichten Francesconis. Die Frage ist nur, wer ist für diesen verantwortungsvollen Posten geeignet?

Österreich ist arm an wirklichen Eisenbahnfachleuten. Dieser Zweig der Technik ist noch jung, und ein einziger Fehlschlag kann den vielen Gegnern des Bahnverkehrs eine vernichtende Waffe in die Hand geben. Wer also soll Brettschneider und Ghega ersetzen?

Stumm ists am runden Tisch geworden, alles zerbricht sich den Kopf nach dem neuen Mann. Da fällt, gleichzeitig von Francesconi und Ghega gesprochen, ein Name: Negrelli!

Beide kennen diesen Mann, der ja ihr engerer Landsmann ist, aus einer Reihe von Gesprächen, beide wissen, was Negrelli über Wesen und Zweck des Bahnverkehrs veröffentlicht hat, und sind froh den rechten Mann gefunden zu haben. Wenn einer dem Amt eines Generalinspektors der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn AG. gewachsen ist, dann ist es dieser, in der Vollkraft seiner Jahre stehende, vielgereiste und auf allen bautechnischen Gebieten erprobte Ingenieur.

Noch in dieser Stunde muß Sichrovsky ein Schreiben an Negrelli entwerfen. Zwei Tage später reitet ein Eilkurier mit dem vielfach versiegelten Brief von Wien ab, und eine Woche darauf ist Negrellis zusagende Antwort nach der Reichshauptstadt unterwegs.

Die Heimat hat ihren Sohn zurückberufen, die Zeit des selbstgewollten Exils ist zu Ende.

Im Juni 1840 scheidet Negrelli aus den Diensten der Züricher Kaufmannschaft, die ihn höchst ungern freigibt, und übersiedelt nach Wien. Seine mit großer Selbständigkeit ausgestattete Stellung bei der Nordbahn gibt ihm viel zu tun, und doch findet er Zeit, sich mit den wichtigsten Gegenwartsproblemen des Eisenbahnbaus zu beschäftigen.

Die Verhältnisse, die er auf diesem Gebiet in der Heimat vorfindet, gefallen ihm gar nicht. Was bisher an Bahnlinien geschaffen wurde, ist das Werk einiger Großbanken und dient anscheinend nur dem einzigen Zweck, die Aktionäre möglichst rasch zu bereichern. Es fehlt wie immer die einheitliche, das Gesamtwohl beachtende Leitung. Wer eine Baukonzession erlangt hat, sucht möglichst rasch und billig zu bauen. Der Techniker ist nur ein hilfloses Werkzeug in der Hand der Kapitalisten, und so zeigen sich denn bald die ersten Mißerfolge dieses selbstsüchtigen Systems. Man hat in weitesten Kreisen die Rentabilität des jüngsten Verkehrszweiges gewaltig überschätzt und ist nun enttäuscht, weil der Reingewinn auf sich warten läßt. Einzelne Banken haben sich allzustark engagiert, geraten in Zahlungsschwierigkeiten und brechen zusammen. Eisenbahnobligationen, noch vor einem Jahr gesuchte Spekulationsobjekte, erleiden starke Kursverluste, die Nordbahn selbst bringt kaum die Mittel zur Fortführung der Linie bis ins Ostrauer Kohlenbecken auf, und so folgt denn bald dem Aktienrausch der Gründerzeit ein schwerer Katzenjammer der enttäuschten Spekulanten.

Österreich ist durch die Alpen in zwei Teile geschnitten. Wenn es der Eisenbahn nicht gelingt, diese Alpenmauer zu überschreiten, dann bleiben alle bisher errichteten Linien nur Stückwerk. Immer dringender wird daher das Bedürfnis nach einer Norden und Süden der Monarchie verbindenden Transver-

sallinie. Ist es möglich, diese Bahn zu bauen, dann ist die Krise überwunden; scheitert das Projekt einer Schienenüberquerung der Alpen, dann bricht ein Werk zusammen, das im Sturz die österreichische Geldwirtschaft vernichten kann.
Negrelli steht im Gegensatz zu vielen anderen Eisenbahntechnikern seiner Zeit auf dem Standpunkt, daß die Lokomotive, bei kluger Führung der Schienentrasse auch Gebirgssteigungen zu überwinden vermag. Diese seine Ansicht teilt vorerst in Österreich nur Ghega, der künftige Schöpfer der Semmeringbahn. Mühsam müssen die beiden Männer den Widerstand der Fachwelt gegen Steilrampen und Spitzkehren brechen. Nach und nach erst vermögen sie ihre Gegner zu überzeugen, daß die sich rasch steigernde Leistungfähigkeit der Dampflokomotiven auch Gebirgsbahnen zulasse. In Wort und Schrift kämpfen sie gegen Vorurteile und behördliche Kurzsichtigkeit, und doch dauert es Jahre, ehe die Kühnheit der Techniker sich an die Durchstechung und Überquerung der Alpen heranwagt.
Vorerst ist es noch lange nicht so weit. Augenblicklich geht es darum, den österreichischen Bahnbau vor dem Zusammenbruch zu retten und die Nordbahnlinie zu vollenden. Immer wieder zeigt Negrelli, daß der Eisenbahnbau aus einem Geschäft des Privatkapitals zu einem Privileg des Staates werden müsse. Er wirbt Freunde für den Gedanken der Verstaatlichung der bisher errichteten österreichischen Privatbahnen und findet dabei einen mächtigen und einflußreichen Verbündeten.

Im Staatskanzlerpalais sitzt Fürst Metternich schlecht gelaunt an seinem Schreibtisch. Eben hat der Leibkammerdiener

Stefan den Akteneinlauf gebracht und ist lautlos wieder verschwunden. Die Morgensonne lugt durch die breiten, weißen Fenster, quert den kleinen Saal in einem goldenen Streifen und hüllt ein Ölbildnis des Prinzen Eugen von Savoyen in helles Licht.

Fürst Metternich ist müde und mißgestimmt. Gestern abend war Empfang beim französischen Gesandten, dann war da noch eine kleine, intime Nachfeier mit einer hübschen Tänzerin vom Kärntnertor-Theater; es ist sehr spät geworden, und nun reibt der gewiegte Diplomat und Lebenskünstler die Gichtknoten seiner schmalen Hände, gähnt unausgeschlafen und sucht mit Spiegel und Puderquaste der fahlen Farbe seiner eingefallenen Wangen abzuhelfen.

Alt, grau und farblos sitzt der mächtigste Staatsmann Europas, der Schrecken aller Freigeister, in seinem roten Samtstuhl. Längst weiß Metternich, daß der Boden wankt, auf dem er baut, klar sieht sein Auge die Schwächen des Staates und seine Ohren, in die tagsüber unzählige Spitzel ihre Wahrnehmungen lispeln, hören bereits das dumpfe Grollen der Revolution. Er fühlt, wie dunkle Kräfte, die da von unten, von der Masse des Volkes herkommen, seinen Händen das Steuer des Staatsschiffes entwinden wollen, und stemmt sich doch noch mit seiner ganzen Kraft gegen die Strömungen der neuen Zeit.

Müde und krank lehnt der große Kanzler in seinem Stuhl. Zehn Minuten später aber, da an seiner Seite der Präsident der Hofkammer, Carl Friedrich Freiherr Kübeck von Kübau Platz genommen hat und referiert, hat er sich wieder aufgerissen, sitzt kerzengerade in seinem Stuhl und zeigt die undurchdringliche Miene des Staatsmannes.

„Haben Exzellenz schon geruht, meine Denkschrift ‚Über die notwendige innere Erneuerung Österreichs‘ zu lesen?“, fragt

Kübeck und streift dabei mit den Blicken ein dickes Heft auf des Kanzlers riesigem Tisch.

„Gestern hab ich ein wenig in Ihrer Schrift geblättert. Stecken gute Gedanken darin. Vortreffliche Gedanken, zweifellos, aber nur solange gut, als man nicht versucht, sie in die Tat umzusetzen. Ich gebe ja zu, daß gewisse Reformen der Staatsverwaltung nötig wären. Ich glaub schon selbst, Herr Präsident, daß unser liebes Österreich ein bisserl marod ist. Aber warum denn gleich operieren? Glaubens doch ein wenig an mich, den alten Hausarzt der Monarchie. Ich hab dem geschwächten Organismus Ruhe verordnet, nichts als Ruhe. Mit Messern und Roßkuren ist da nichts getan. Was Österreich braucht, ist wirklich nur Ruhe und Selbstbesinnung."

„Exzellenz haben ja zweifellos recht. Was aber, wenn Österreichs Krankheit nun Altersschwäche, Verkalkung hieße? Wie, wenn es wirklich nur darauf ankäme, dem erschlafften Organismus neues, frisches Blut einzuflößen? Wie dann, Exzellenz, wenn Ruhe den Tod nur hinausschieben, aber nicht verhindern kann?"

„Mein lieber Kübeck, ich halt nichts auf eure Verjüngungskuren. Ob Österreich leben und herrschen wird, das werden nicht politische Quacksalber und wirtschaftliche Kurpfuscher, sondern Generäle und Soldaten entscheiden. Ihr Jungen seht zu viel nach außen. Euch schreckt das aufstrebende Preußen, ihr fürchtet die Einigungsversuche Piemonts, euch gruselt vor der Wiedergeburt Frankreichs, und ihr vergeßt dabei ganz, daß Österreich viel zu oft totgesagt wurde, als daß es je wirklich sterben könnte. Noch sind wir die Herren Europas, noch singt und tanzt unser liebes Wien und noch flattern unsere siegreichen Fahnen über einem starken Heer.

Gewiß seh auch ich, besser wie ihr alle, die dunklen Schatten am

Horizont, die Krieg bedeuten. Ich fühle die gärende Unruhe in Volk und Wirtschaft, und doch weiß ich, daß Österreich diese Sturmzeichen nicht zu fürchten braucht. Es kommt immer wieder ein Prinz Eugen, immer wieder ergreift ein Erzherzog Karl die sinkende Fahne und trägt sie zu neuen Siegen, und weil ich dies weiß, darum lache ich über alle Gespensterseher und Kleingläubigen."

„Exzellenz, ich beneide Sie um Ihren Glauben an Österreich. Dächten alle so wie Sie, dann wären Reformen wohl überflüssig."

„Schaun's, lieber Baron, ich hab an diesem leichtsinnigen Land fröhlicher Menschen mein Leben verbraucht. Bin ein müder, alter Mann geworden, hab Könige gestürzt und Armeen vernichtet, damit meine Wiener musizieren, tanzen und schimpfen können. Einmal wollt mich Napoleon zum Kanzler Europas machen, und ich hab abgelehnt und bin der Nachtwächter Österreichs geblieben. Man schimpft mich in den Studentenkneipen und in den Fabriken der Vorstädte einen finsteren Reaktionär, einen Fürstenknecht und Arbeiterfeind, und doch kann ich meinen Weg nicht ändern. Glauben Sie mir, Herr Präsident, Österreich braucht die Polizeiknute. Wehe unserem Land, wenn einmal die Masse über sein Schicksal entscheidet! Die ganze Welt kann dieses alte, kranke Land nicht in die Knie zwingen. Geht Österreich einmal zugrunde, dann hat es sich selbst aufgegeben. Dann stirbt es nicht an Kanonen, sondern an Phrasen."

„Ein kluges Wort, Exzellenz, das zum Nachdenken anregt. Nun aber bitte ich um die gütige Erlaubnis, einen konkreten Vorschlag unterbreiten zu dürfen."

„Gern lieber Kübeck, aber machen's die Sache kurz, denn in einer halben Stunde erwart' ich den Erzherzog Franz."

„Es handelt sich, Exzellenz, um das schon wiederholt besprochene Projekt der Verstaatlichung unserer Bahnen. Es ist höchste Zeit, daß wir die Lebensadern der Monarchie der rücksichtslosen privaten Spekulation entreißen und selbst in die Hand bekommen. Das erheischt im Anfang geldliche Opfer, wird sich aber bald bezahlt machen. Das Bankhaus Rothschild, das ja die Aktienmehrheit der Nordbahn besitzt, wäre jetzt, unter dem Druck schwerer Kursverluste, bereit, zu verhandeln. Bruck, der Gründer des Triester Lloyd, dessen Weitblick Exzellenz ja kennen, sieht so wie ich in der Verstaatlichung unserer Bahnen die Rettung unserer Handelswirtschaft. Auch unsere Bahnbautechniker, Leute wie Francesconi, Ghega, Negrelli und Riepl, empfehlen die Verstaatlichung. Es geht ja nicht zuletzt auch darum, den wirtschaftlichen Einfluß Preußens auf Mitteleuropa zu brechen. Das vermögen wir aber nur, durch die Schaffung eines sinnreichen Bahnnetzes, das, nach wirtschaftlich-strategischen Gesichtspunkten projektiert, der Regierung im Krieg und Frieden zur Verfügung steht.
Aus diesen Gründen bitte ich Sie, Exzellenz, meinem Vorschlag Ihre ausschlaggebende Unterstützung angedeihen lassen zu wollen."
Der Staatskanzler lächelt leicht, scheint einen Augenblick unschlüssig zu sein und sagt dann:
„Sie überschätzen meinen Einfluß, wie alle, die um mich sind. Fest steht, daß ich Ihren Vorschlag billige. Ich empfehle Ihnen daher, mein lieber Baron, Ihre Verstaatlichungsvorschläge in einem Memorandum niederzulegen und sie Seiner Majestät in einer Arbeitsaudienz vorzutragen. Die Entschließung des Kaisers vorbereitend zu beeinflussen, wird meine Aufgabe sein."

„Damit, Fürst, ist die Entscheidung bereits gefallen."
„Wenn die Österreicher nur die ewigen Schmeicheleien lassen möchten. Glauben Sie denn, der Kaiser tut ganz einfach, was ich will? Da irren Sie sich sehr, mein lieber Baron."
Zwei Männer sehen sich, verständnisvoll schmunzelnd, in die Augen. Beide wissen, daß der Kaiser ein willenloses Werkzeug in den Händen seines Kanzlers ist, aber keiner von ihnen würde das je zugeben. Dann sagt der Präsident der Hofkammer:
„Etwas, Exzellenz, möchte ich mir noch erlauben, Ihnen mitzuteilen. Vor ein paar Tagen war der Generalinspektor der Nordbahn, Ingenieur Negrelli, bei mir und hat mir eine ganz große Sache vorgetragen. Der Mann denkt daran, die Landenge von Suez zu durchstechen. Mir ist der Gedanke zuerst etwas phantastisch vorgekommen, Bruck aber, dem ich von der Sache Mitteilung machte, war sofort Feuer und Flamme. Ich erlaube mir daher zu fragen, was Exzellenz von diesem Plan halten, der ja nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch eine eminent politische Seite hat."
„Das Projekt des Ingenieurs Negrelli ist mir bereits zu Ohren gekommen. Man hat halt seine Verbindungen. Es scheint mir reichlich utopistisch, aber ich rate Ihnen, in der Sache weiterzuverhandeln. Halten Sie diese Angelegenheit aber ganz geheim, und unternehmen Sie nichts ohne meine Billigung. Vielleicht schicken Sie mir einmal diesen Ingenieur Negrelli. Sagen Sie ihm aber nicht, wie ich über sein Projekt denke."
„Gewiß, Exzellenz. Und nun darf ich mich wohl mit herzlichem Dank für Ihre Güte verabschieden."
„Leben's wohl, Baron, und glauben's dem alten Metternich. Nur nicht immer reformieren wollen. Zeit lassen, ausreifen lassen und rechtzeitig eingreifen, das ist der ganze Zauber der Politik."

Lautlos schließt sich die Tür. Metternich ist wieder allein, sinkt in sich zusammen, ist plötzlich wieder alt und grau geworden. Die Maske des Weltmannes ist gefallen, der große Komödiant auf der politischen Bühne Europas zeigt wieder sein wahres, sein privates Gesicht. Ein faltiges, sorgenvolles Antlitz, das nur der Spiegel kennt.

Von der Wand aber leuchtet das Reiterbild des edlen Ritters im Licht der hellen Morgensonne.

LESSEPS, EIN FRANZÖSISCHER DIPLOMAT

Eine Stunde schon ruht der Konsul Frankreichs in Kairo, Ferdinand de Lesseps, auf Seidenkissen zur Seite des ägyptischen Vizekönigs Mehemed Ali und noch immer ahnt er nicht den Grund dieser Privataudienz.

Der Vizekönig läßt seinem Gast durch verschleierte, braune Dienerinnen der Reihe nach die erlesensten Früchte, duftendes Zuckerwerk, englische Zigaretten, ja sogar französischen Wein anbieten, ergeht sich in endlosen Phrasen orientalischer Höflichkeit, läßt aber nicht durchblicken, warum er den jungen Diplomaten zu sich gebeten hat.

Ferdinand de Lesseps, ein Mann von etwa dreißig Jahren, mit seinen dichten, dunklen Locken, der bleichen Stirn und dem frauenhaft weichen Mund, der Günstling aller Damen des Europäerviertels, fühlt sich in dieser schweigsamen Stunde nicht wohl. Sein südländisches Temperament, sein fahriges, nervöses Wesen zwingt sich nur schwer zur blutlosen Förmlichkeit dieser Zwiesprache. Ungeduldig wartet er darauf, daß sich der Vizekönig endlich erkläre.

Mehemed Ali läßt sich Zeit, lehnt sich träge in die Kissen zurück und schlürft in kleinen, nippenden Zügen heißen Kaffee. Dann schält er, unendlich langsam, eine der stachligen arabischen Feigen, verfolgt mit verschlafenen Blicken das Federgezupf eines bunten Papageis und winkt endlich den Kühlung fächelnden schwarzen Dienern zu, sich zu entfernen. Der schlanke Franzose und der fette, schwammige Türke sind allein.

Lesseps darf nicht zugeben, daß ihn die Neugier quält. In den wortreichsten Wendungen der Versailler Galanterie parliert er

mit dem Vizekönig, plaudert ein paar diskrete Geheimnisse des Gesandtschaftsviertels aus, bringt eine spitze Bemerkung über die englischen Offiziere an den Mann, lächelt verbindlich und tut ganz so, als sähe er in dem Statthalter der Hohen Pforte einen wirklichen, machtvollen Souverän.

Der Vizekönig lauscht höflich dem Wortschwall seines europäischen Besuchers, bekämpft sichtlich das Verlangen, beide Beine auf den Audienzdiwan heraufzuziehen, trinkt noch einige Schälchen des bereitstehenden Kaffees und geruht endlich, dem Konsul Frankreichs den Grund dieser Audienz anzudeuten.

„Ich habe gestern Ihren Landsmann Enfantin empfangen. Was halten Sie von diesem Menschen?"

Lesseps blickt betroffen auf. Er hat Enfantin die erbetene Einführung bei Mehemed Ali abgeschlagen, wünscht nicht, daß dieser Phantast bei Hof Eingang finde, und ist darüber gekränkt, daß Enfantin, über seinen Kopf hinweg, doch den Weg zum Vizekönig gefunden hat.

„Königliche Hoheit haben Ihre Güte an einen unwürdigen Sohn Frankreichs verschwendet. Enfantin gilt in meiner Heimat als Feind der staatlichen Ordnung, wurde vom Pariser Senat wegen Aufwiegelung zu mehreren Monaten Gefängnis verurteilt und ist im Begriffe, Ihr Vertrauen zu mißbrauchen. Der Mann ist vor einem halben Jahr mit zwanzig jungen Franzosen nach Kairo gekommen, fand trotz meines Einspruches Aufnahme in dem technischen Dienst Ihrer Zivilverwaltung, phantasiert von dunklen Plänen und teilt sich mit seinem Freunde Linant in die Leitung Ihrer öffentlichen Bauten."

„Enfantin hat mir gesagt, er stelle sich vorbehaltlos in den Dienst meiner Regierung und kämpfe mit seinen Freunden für die Freiheit Ägyptens. Man hat mir berichtet, daß dieser Mann

in der Frage der Nilregulierung wertvolle Dienste geleistet habe. Er hat den Plan eines Staudammes entworfen, der den Wassermangel des Deltas auf ewige Zeiten beheben soll. Enfantin selbst sagte mir, daß fünfzehn seiner jungen europäischen Mitarbeiter an der Pest, an den Entbehrungen des Lagerlebens und an Durst zugrunde gegangen seien. Alle meine Beamten bewundern die Zähigkeit dieser Europäer. Enfantin soll sich übrigens vom Christentum losgesagt haben."

Lesseps fühlt, er muß diesen Menschen vernichten, soll er selbst nicht die Gunst des Vizekönigs verlieren. Ein Feind Frankreichs darf in Ägypten keinen Einfluß gewinnen. Es gilt Mehemed Ali zu überzeugen, daß Enfantin für das Paschalik eine Gefahr bedeute. So beginnt er denn seine Trümpfe auszuspielen.

„Ich kann nichts tun, Königliche Hoheit, als Sie bitten, sich dieses Mannes zu entäußern. Enfantin hat in Frankreich öffentlich gesagt, er sei ein Feind jeglicher Autorität. Er nennt sich einen Sozialisten und ist das geistige Haupt einer Sekte, die den Privatbesitz verneint und den Mord der Staatsführer predigt."

Ein sichernder Blick des Regenten streift den Faltenwurf eines riesigen Vorhangs, der den Audienzsaal abschließt. Hinter diesem Vorhang belauern ungesehen zwei Leibwächter, wohlbewaffnete Arnauten, die Vorgänge jeder Audienz. Dem Vizekönig ist unheimlich zumute bei dem Gedanken, einen Königsmörder empfangen zu haben.

„Wollen Königliche Hoheit warten, bis dieser Anarchist die Massen des ägyptischen Volkes gegen Ihre milde und segensreiche Herrschaft aufgehetzt hat? Können Sie, der unumschränkte Herr über Leib, Leben und Besitz Ihrer Untertanen, einen Mann beschäftigen, der Ihre Staatskunst als Despotie, Ihr Vermögen als Raub an den Armen und Ihren heiligen Glauben als Götzendienst bezeichnet? Enfantin mag ein guter

Ingenieur sein, aber was seine Hände schaffen, das zerstört vielfach sein aufrührerischer Geist. Im Namen Frankreichs warne ich vor diesem gefährlichen Menschen. Königliche Hoheit, verweisen Sie Enfantin des Landes, ehe die Saat seiner Irrlehre in Ihrem Lande aufgegangen ist."

Mehemed Ali ist bestürzt. Gestern ist er dem hypnotischen Einfluß des fanatischen Sektierers erlegen, der zweckbewußten Schmeichelei des gewiegten Redners Enfantin verfallen und erfährt nun plötzlich, daß dieser Mensch ein Feind der gottgewollten Gesetze, ein Empörer und Aufwiegler ist. Noch wehrt sich sein Selbstbewußtsein dagegen, einen Lügner nicht durchschaut zu haben, noch sucht er seine eigene Unvorsichtigkeit vor sich selbst zu rechtfertigen.

„Herr von Lesseps, ich setze keinen Zweifel in die Wahrheit Ihrer Worte. Ich bin auch bereit, mich eines Menschen zu entledigen, den Frankreich ablehnt. Ich muß aber gestehen, daß ich bei meiner Unterredung mit Enfantin nicht den Eindruck hatte, einen schlechten Menschen empfangen zu haben. Der Mann hat nichts von mir verlangt, er kam nicht mit leeren Versprechungen, sondern mit vollendeten Tatsachen. Was Enfantin und seine Helfer bisher in meinem Baudienst geschaffen haben, hat sich bewährt."

Der Vizekönig hält ein wenig inne, denn er kommt jetzt zu einer peinlichen Feststellung.

„Und dann, Herr Konsul, Enfantin ist der erste Europäer in ägyptischen Diensten, der nicht darauf aus ist, sich möglichst rasch zu bereichern. Ich habe Erkundigungen eingezogen und feststellen lassen, daß dieser Ingenieur sein Einkommen unter die Mitarbeiter aufteilt, so, wie er die niedrigste Arbeit anpackt und mit seinen Arbeitern auch alle Gefahren und Nöte des Wüstenlagers teilt."

Lesseps erlaubt sich ein wohlabgemessenes Schmunzeln und entgegnet:
„Ich weiß nicht, ob man in Ägypten die europäische Redensart vom Wolf im Schafspelz kennt. Gerade diese Pose, gerade dieses Fraternisieren mit den Arbeitern macht Enfantin gefährlich. So erringt er das Vertrauen der Besitzlosen und gewinnt willige Werkzeuge seiner dunklen Pläne."
Mehemed Ali ist innerlich längst bereit, Enfantin fallen zu lassen. Er kennt seit gestern den Weg, der Ruhm und Gold bedeutet, und seiner Einladung folgen die besten Ingenieure Europas. Er braucht Enfantin nicht mehr. Wieder tritt eine kurze Gesprächspause ein. Der Vizekönig möchte gerne wissen, wie der kluge, welterfahrene Franzose über Enfantins geheimen Vorschlag denkt, will aber anderseits das Geheimnis dieser Idee nicht preisgeben. Nach einigem Zögern beschließt er, den Plan wohl zu verraten, aber sich so zu stellen, als lehne er die Ausführung der Idee ab.
„Enfantin hat mir vorgeschlagen, ich möge ihm die Erlaubnis zum Bau einer Kairo und Suez verbindenden Wasserstraße erteilen. Der Mann behauptet, dieser Kanal sei wichtiger als die Regulierung des Nils und werde Ägypten reich machen. Was halten Sie, Herr von Lesseps, von dieser Sache?"
Lesseps belauert jede Regung in dem runden Gesicht des Paschas. Enfantin hat auch mit ihm von diesem Gedanken gesprochen, und Lesseps ist Franzose genug, um von dieser phantastischen Idee berauscht zu sein. Er hat zwar Enfantin erklärt, dieser Kanal sei eine Utopie, beneidet den Mann aber um das Primat dieser Idee und möchte nun gerne erkunden, wie Mehemed Ali den Vorschlag aufgenommen hat. Reizt es diesen ehrgeizigen orientalischen Fürsten, sich im Buch der Geschichte zu verewigen, locken ihn die verheißenen Goldberge

des Pariser Vorstadtapostels, dann trennt er sich nicht von Enfantin. Lehnt er aber den Vorschlag innerlich ab, gibt er den Prediger dieses Königsgedankens preis, dann platzt eine schillernde Seifenblase, und man gewinnt Zeit, sich des Gedankens zu bemächtigen. Des Vizekönigs Frage verlangt Antwort, der junge Konsul muß irgendwie Stellung nehmen.

„Königliche Hoheit, ich glaube an die Möglichkeit dieses Kanalbaus, befürchte aber, daß diese Wasserstraße das Ende der ägyptischen Selbständigkeit bedeuten würde. Wird Ihr Land zur Durchfahrtsroute der englischen Schiffe, dann weht die Fahne mit dem Halbmond nicht mehr lange über diesem Palast."

Der Hieb sitzt, Mehemed Ali wird nachdenklich. Will er den Kanal, dann braucht er einen mächtigen Garanten der ägyptischen Freiheit. Dieser Garant aber kann weder die Hohe Pforte noch Frankreich sein. Er muß sich an den gefährlichsten Gegner Albions, an Österreich wenden. Nur ein Mann Europas ist der Diplomatie des Inselreichs gewachsen: Metternich. Mehemed Ali weiß plötzlich, was er tun muß. Er wird mit Österreichs Kanzler verhandeln. Frankreich aber muß vorerst getäuscht, Konstantinopel übergangen werden. Die dicken Lider schläfrig senkend, rückt der Vizekönig von der Kanalfrage ab.

„Ich denke nicht daran, die Stadt Mekka dem Zustrom der Europäer zu öffnen. Das Rote Meer ist uns Muselmanen heilig und darf nicht zur Handelsstraße werden. Was Ägypten an Gummi, Straußenfedern und Elfenbein, an Alaun und Fellen, aber auch an jungen Sklavinnen braucht, das kommt auch auf der alten Karawanenstraße von Chartum über Dongola und Siut zu uns."

Lesseps atmet auf. Der Fall Enfantin ist erledigt. Er empfiehlt

Mehemed Ali nochmals, sich von Enfantin und seinen Mitarbeitern loszusagen, und will sich verabschieden. Der Vizekönig hält ihn zurück. Er will sich den gewandten Franzosen verpflichten und er findet auch einen Weg.
„Herr von Lesseps, ich möchte Sie bitten, sich in Ihren Mußestunden ein wenig des Prinzen Said anzunehmen. Es liegt mir daran, daß der Prinz sich schon jetzt mit der Gedankenwelt des Abendlandes vertraut macht, die französische Sprache erlernt und sich so auf sein Studium in Paris vorbereitet. Ich würde es sehr begrüßen, wenn Sie hin und wieder Zeit fänden, sich mit Said zu beschäftigen. Sie sind ein Mann von vollendeten Formen, ein blendender Reiter und vortrefflicher Schütze, und der Prinz, der Sie sehr verehrt, würde aus Ihrer Gesellschaft gewiß Nutzen ziehen."
Ferdinand de Lesseps sagt freudig zu. Als Mentor des künftigen Thronerben eröffnet sich ihm das Zauberreich des königlichen Schlosses, er gewinnt an politischem Einfluß und kann so Frankreich einen Dienst erweisen.
Nach langwierigen Abschiedszeremonien steigt Lesseps die Freitreppe des Schlosses hinab. Ein brauner Stallmeister führt ihm sein Pferd zu, Lesseps schwingt sich in den Sattel und reitet langsam in die sengende Glut der engen Straßen hinaus.

DEUTSCHE FÖRDERN DAS KANAL-PROJEKT

Wenn Fürst Metternich, der mißtrauische Ränkeschmied, Kübeck gegenüber so tat, als glaube er nicht recht an das Kanalproblem, so war das Maske und Vorsicht. In Wahrheit hat der Kanzler dieses Projekt schon längst in seiner ganzen, schwerwiegenden Bedeutung erfaßt und ins Kalkül gezogen. Der große Schachspieler am europäischen Staatenbrett ist sich längst darüber klar, daß der rechtliche Eigentümer dieser Wasserstraße über ein unerhörtes Machtmittel verfügen wird. Er weiß aber auch, daß Österreich allein dieses Werk nicht schaffen kann, und daß die großen europäischen Nationen nie dulden werden, daß dieser geplante Brennpunkt des Asienverkehrs ihrem Einfluß entzogen werde. Metternich möchte wohl am liebsten einen Geheimvertrag mit der Hohen Pforte abschließen, für Österreich die Baukonzession erwerben und so England, Frankreich und Europa vor eine vollendete Tatsache stellen. Leider aber hat sich die europäische Politik seit den Tagen des Wiener Kongresses sehr zu ungunsten des Kaiserreiches verschoben. Im Norden erstarkt das einst so zersplitterte Deutschland unter preußischem Einfluß zu einer beachtenswerten Militärmacht, Frankreich hat sich wieder konsolidiert, England rüstet wie nie zuvor, und in den slavischen und ungarischen Gebieten der Donaumonarchie sind gewisse separatistische Bestrebungen aufgetaucht, die Metternichs Außenpolitik schwer beeinträchtigen. Es ist in diesem Zeitpunkt daher nötig, jeden Konflikt mit anderen Mächten zu vermeiden, und darum denkt der Kanzler daran, den Kanalbau einer internationalen Gesellschaft zu überantworten, in der freilich der österreichische Einfluß überwiegen soll.

Eine Woche nach Kübecks Audienz empfängt Metternich den Ingenieur Negrelli und läßt sich eingehend über die technische Seite des Projekts unterrichten. Negrelli, der sich schon seit der Unterredung mit Alexander von Humboldt intensiv mit der Frage des Kanalbaus beschäftigt hat, vermag an Hand von Kartenskizzen und Bauplänen den Kanzler zu überzeugen, daß die Herstellung dieser Wasserstraße kein unüberwindliches technisches Problem darstelle. Er erklärt sich bereit, den Bau in zehn Jahren so auszuführen, daß er allen Anforderungen des Weltschiffsverkehrs entspreche.

Einige Tage nach dieser Unterredung läßt Metternich den österreichischen Konsul in Alexandrien, Laurin, auffordern, er möge berichten, wie sich Konstantinopel und Kairo zur Kanalfrage stellen würden. Laurin antwortet, der Vizekönig von Ägypten wäre bereit, den Kanalbau zu fördern, wenn dieser Besitz seiner Familie bleibe und ihm ein Teil der Einkünfte der Wasserstraße zugesichert werde.

Der Bericht Laurins übertrifft Metternichs Erwartungen. Der Kanzler beeilt sich, Mehemed Ali zu versichern, daß Österreich nicht daran denke, Ägypten den Besitztitel des Kanals je streitig zu machen, und fordert den Vizekönig auf, mit ihm vertraulich weiter zu verhandeln.

Metternich läßt nicht mehr locker. Das Kanzleramt unterstützt die ägyptische Aktion mit allem Nachdruck, und Baron Kübeck kann daran denken, eine vorbereitende Gesellschaft zu bilden.

Mittlerweile beginnt die Kanalfrage auch andere Länder Europas zu interessieren. In Frankreich wirbt der inzwischen aus Ägypten zurückgekehrte Enfantin unermüdlich für diesen Gedanken, in Deutschland arbeitet der Leipziger Bankier Dufour-Feronce daran, Handel und Industrie für diesen Schiffahrts-

weg zu erwärmen, in der Schweiz wirkt der königlich sächsische Konsul in Zürich, Martin Escher, in gleichem Sinn, England und Frankreich aber legen ihre Interessenvertretung in die Hände der Ingenieure Stephenson und Talabot.
Der österreichische Handelsminister Baron Kübeck, der Direktor des österreichischen Lloyd in Triest, Bruck, und der sächsische Bankier Dufour beschließen die Bildung einer zwischenstaatlichen Gesellschaft zur Herstellung des Kanals von Suez. Die Leitung dieser Vereinigung liegt in den Händen eines Dreierausschusses, in den England, Frankreich und Österreich ihren besten Ingenieur zu entsenden hätten. Frankreich nominiert Talabot, England Stephenson, die österreichisch-deutschen Interessen aber werden Negrelli anvertraut.
Am 30. November 1846 wird in Paris der Gesellschaftsvertrag der „Studiengesellschaft für den Suezkanal" unterzeichnet. Diese kosmopolitische Vereinigung teilt sich in eine englische, französische und deutsche Gruppe. Jede Gruppe umfaßt zehn Mitglieder und ist zur Aufbringung eines Drittels des Gesellschaftsvermögens verpflichtet. In der deutschen Gruppe, deren technischer Leiter Negrelli ist, teilen sich die zehn Stimmen so auf, daß fünf auf Österreich, fünf aber auf Deutschland entfallen.
Die Studiengesellschaft beschließt, Negrelli, Talabot und Stephenson im Winter 1846/47 nach Ägypten zu entsenden. Die drei Ingenieure sollen an Ort und Stelle die Vorarbeiten in Angriff nehmen und einen Bauplan entwerfen.
Mit der Gründung der Studiengesellschaft ist das, was bisher nur die Gehirne einer ganz kleinen Zahl von Menschen beschäftigt hat, plötzlich zu einem öffentlichen, vielbesprochenen europäischen Problem geworden. Die Presse der Welt bemächtigt sich der Idee, Fachleute schreiben dafür und dagegen, die

Politiker werden unruhig, das Kapital sieht blendende Gewinnaussichten und streckt seine Fühler aus. Die Völker Europas aber freuen sich über dieses internationale Werk des Friedens.

Schon am 19. Dezember 1841 erklärte ein an Baron Kübeck gerichtetes Allerhöchstes Handschreiben die bereits errichteten und die erst projektierten Eisenbahnen Österreichs als Staatsbahnen. Die oberste Leitung des Staatsbahnnetzes wurde Kübeck übertragen, der vier Monate später Negrelli von der Nordbahn abzog und als Inspektor der k. k. technisch-administrativen Generaldirektion verpflichtete.

Negrelli, der am 8. Dezember 1841 seine geliebte Frau durch den Tod verloren hatte, war in diesem Zeitpunkte ein unglücklicher, halb verzweifelter Mann. Er konnte sich der neuen Berufung nicht freuen, und es bedurfte der rastlosen Arbeit eines ganzen Jahres, ihm wieder neuen Lebensmut zu geben. Er leitete die technische Ausführung der Bahnen von Prag und von Wien nach Triest, beschäftigte sich mit der verkehrstechnischen Erschließung Galiziens und unterstützte die Bestrebungen Ghegas, den Widerstand gegen den Bau der Semmeringbahn zu brechen.

Dabei vergaß Negrelli nicht, sein Augenmerk auch der Entwicklung des übrigen, mitteleuropäischen Verkehrswesens zuzuwenden. Er erstattete dem Tiroler Gubernium einen Vorschlag, der sich die Verkehrsverbindung Italiens und Deutschlands zum Ziel setzte, wirkte als Fachberater in der Schweiz und in Württemberg und erwarb sich als Vertreter Österreichs bei der Festlegung des Verkehrsübereinkommens mit Preußen den Roten Adler-Orden.

So kommt das Jahr 1846 und damit Negrellis Berufung in die Studiengesellschaft. Mit Leidenschaft widmet er sich dieser neuen Aufgabe. Dabei entgeht ihm keine wichtige Tagesfrage der Verkehrspolitik, weit über die Grenzen hinaus wirkt sein fachlicher Einfluß, und wenn Österreich auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens in Europa bald an führende Stelle aufrückt, dann ist es nicht zuletzt sein Verdienst.

Es ist klar, daß der Vielbeschäftigte, der unaufhörlich zwischen Prag, Lemberg, Basel, Mailand und Berlin hin und her reist, keine Zeit findet, sich der Erziehung seiner verwaisten Kinder zu widmen. Er hat sie in der Heimat, in Primiero, untergebracht und leidet schwer unter der unvermeidlichen Trennung von seinen Lieben.

Da führt ihn ein Zufall in das Haus des k.k. Staats- und Konferenzrates Johann Baptist Weiß von Starkenfels. Er lernt dessen junge Tochter Lotti kennen, glaubt in dem gebildeten, ernsten und frommen Geschöpf sein Ideal zu erblicken und entschließt sich, nach einer Aussprache mit seinem Freund Ghega, der die Familie seit Jahren kennt, um das Mädchen anzuhalten. Am 1. Juni 1847 traut Bruder Nicoletto, der Geistlicher geworden ist, in der Pfarrkirche von Hietzing das Paar. Ghega und Hofrat Erb entbieten als Trauzeugen den Neuvermählten die ersten Glückwünsche.

Negrelli hat wieder ein Wesen, für das er arbeitet und schafft, seine Kinder kommen nach Wien und finden eine fürsorgliche Mutter. Bald nach der Hochzeit verläßt Negrelli endgültig die Kaiser-Ferdinand-Nordbahn und wird in den Staatsdienst übernommen.

Klar liegt die Zukunft vor ihm, reich an erfolgversprechender Arbeit verfliegen die Tage, und so ist Negrelli denn wieder ein glücklicher, zufriedener Mensch.

Lotte aber, die junge Frau, wirbt um seiner Kinder Liebe und gewinnt im Flug die jungen, lange vereinsamt gewesenen Herzen. Das Leben ist wieder schön, die Schatten der Vergangenheit verblassen, ein herrlicher Sommer liegt über der alten Kaiserstadt, und im Wiener Wald rauschen die Bäume ihr Lied vom ewigen Wandel der Zeit.

Aschermittwochstimmung liegt über der alten Handelsstadt Leipzig. Der Karneval ist vorüber und der letzte Rheinländer getanzt. Leer stehen die Sektkelche auf den Logentischen der Tanzlokale, und nun heißt es wieder schaffen, in den Alltag untertauchen und die Freuden durchzechter Nächte vergessen. Wer an diesem unfreundlichen Wintermorgen des Jahres 1847 die Kontore des alten Leipziger Bankhauses Dufour durchschreitet, der sieht verkaterte Gesichter, verschlafene Angestellte und sucht vergebens nach einem frohen Lächeln oder einer freundlichen Miene. Wenige nur von Dufours Beamten haben es unterlassen, diese letzte Faschingsnacht zu durchtanzen, einzelne nur sahen in dieser Kehrausnacht des Karnevals ihr Bett, und so ist denn die Arbeitslust in allen Räumen nicht sehr groß.

Der einzige Mensch, der in diesen Morgenstunden ohne Kopfschmerzen und Weltekel an seinem Schreibtisch sitzt und Hals über Kopf arbeitet, ist Dufour, der Chef des Bankhauses, selbst. Ein unermüdlicher Arbeiter, groß im Wägen und Planen, ein Mann von kluger Voraussicht und einer der wenigen Menschen seiner Zeit, die großdeutsch zu denken vermögen, hat Dufour sich vorbehaltlos in den Dienst der Suezkanal-Gesellschaft gestellt. Er fühlt, daß dieser Kanal der Wirtschaft Europas neue Impulse geben wird, er sieht voraus, daß Deutschlands Interessen bald auch in Übersee liegen werden, und so

hat er denn der Einladung seiner Freunde Bruck, Negrelli und Escher, der Gesellschaft beizutreten, sofort entsprochen.
Das Bankhaus Dufour in Leipzig verfügt über große Mittel, genießt nicht nur in Deutschland, sondern auch in England den besten Ruf, und daß Dufours Name auf der Mitgliederliste der deutschen Kanalgruppe steht, bedeutet Kredit, Einfluß und Werbung.
An diesem Morgen ist Negrelli, von Sorgen erfüllt, in Leipzig eingetroffen und hat sich sofort zu Dufour begeben. Nun sitzt er dem Bankier in dessen Arbeitszimmer gegenüber und berichtet. Auch über dem Gespräch dieser beiden Männer liegt Aschermittwochstimmung. Was sie zu besprechen haben, bringt Ärger und Enttäuschung. Negrelli klagt, daß es unmöglich sei, die Namen der Mitglieder der französischen und englischen Gruppen der Studiengesellschaft zu erfahren. Es scheine so, als sabotiere England das gemeinsame Werk. Stephenson beantwortet keine Anfrage, Talabot und Enfantin, die geistigen Führer der französischen Gruppe, arbeiten auf eigene Faust, niemand zeigt den Willen zu einer ernsthaften Tätigkeit. Was vor einem halben Jahr in Paris so aussichtsreich begonnen wurde, scheint in den Anfängen stecken geblieben zu sein, denn weder England noch Frankreich halten sich an die Bestimmungen des unterfertigten, rechtsgültigen Gesellschaftsvertrags.
Die Leiter der deutschen Gruppe sind verärgert. Negrelli tobt, denn er sieht wertvolle Zeit verloren gehen und fühlt, daß ein Werk von internationaler Bedeutung, ein Werk völkerverbindender Arbeit an politischen Intrigen und nationalen Eifersüchteleien scheitern soll.
„Nur wir Deutschen", meint Dufour verstimmt, „haben den Pariser Vertrag ernst genommen. Die Gründung unserer Gruppe

ist längst vollzogen. Unsere zehn Mitglieder sind beisammen. Ich warb außer meinen Freunden Sellier und Georgi noch den sächsischen Großindustriellen Harkort und den Geheimen Regierungsrat Thieriot, so daß mit meinem eigenen Anteil die fünf deutschen Mitglieder gesichert sind. Sie, lieber Freund, haben den niederösterreichischen Gewerbeverein und die Handelskammer Venedig gewonnen, unser Bruck aber bringt die Stadt und die Handelskammer Triest und den Triester Lloyd. Damit sind auch die vorgesehenen fünf österreichischen Mitglieder der Studiengesellschaft vollzählig. Ich habe nun schon vor fünf Wochen die Bildung der deutsch-österreichischen Gruppe nach Paris gemeldet, die erste Einzahlung von zehntausend Franken geleistet, kurzum alles getan, was uns zu tun auferlegt wurde. Zum Teufel, was machen nun aber die Herren Franzosen und Engländer! Die hüllen sich in Stillschweigen, geben auf unsere Briefe ganz einfach keine Antwort und kümmern sich weder um Verträge noch Abmachungen. Ja, was glauben diese Kerle denn eigentlich von uns! Deutschland erwartet ehrliche Zusammenarbeit aller drei Gruppen und darf in dieser Hoffnung nicht enttäuscht werden. Mit Windbeuteln und Maulhelden machen wir keine Geschäfte. Wenn das so weitergeht wie bisher, dann bleibt der Kanal von Suez eine Fata Morgana, unser Geld ist verloren, und man lacht uns noch dazu aus. Alles nur darum, weil Pariser Schwadroneure und Londoner Intriganten ganz einfach keine ernst zu nehmenden Partner sind."

Ein alter Bankdiener steckt den Kopf zur Tür herein und ist blitzschnell wieder verschwunden, da er des Chefs wütende Stimme vernimmt.

„Ich hab mich ja bei der Gründungsversammlung in Paris schon genug geärgert. Ich bin ein deutscher Geschäftsmann und

in die Sache hineingestiegen, weil ich mir nach meiner kaufmännischen Überlegung Erfolg und Gewinn verspreche. Daß ich darüber hinaus den Zukunftsinteressen Deutschlands diene, macht mir das Geschäft zu einer Herzensangelegenheit. Das ist meine Einstellung, sie ist klar und eindeutig, und jeder kann sie hören. Was aber unsere westlichen Partner wollen, das war in Paris nicht herauszubekommen. Die vom Idealismus gesprochen haben, dachten an Prozente, und die von Geschäften redeten, meinten die Politik. Hinter jedem der Kerle, die da mit uns verhandelten, stand unsichtbar irgendein Drahtzieher. Wir haben nicht mit scharfumrissenen Persönlichkeiten verhandelt, sondern mit belanglosen Figürchen geheimnisvoller Puppenspieler. Wenn ein Franzose sprach, dann sah ich im Geist immer die listige Visage des Pariser Rothschild, hinter den englischen Rednern aber vermeinte ich die satanische Larve des gerissenen Lord Palmerston zu entdecken. Mir hat, ehrlich gesagt, die ganze Gesellschaft nicht gefallen. Stephenson scheint der Ruhm seines Vaters in den Kopf gestiegen zu sein, und Talabot litt sichtlich unter der Notwendigkeit, mit Deutschen an einem Tisch sitzen zu müssen. Nähergekommen bin ich nur Enfantin. Das ist noch der einzige Mensch, mit dem man verhandeln kann. Ein verrücktes Huhn, aber ein anständiger Kerl. Sehen Sie, mein lieber Freund, darum scheint mir oft, es wär besser gewesen, wir hätten uns mit dieser Sache nie befaßt. Bauen Sie Ihre Eisenbahnen weiter, wundern Sie sich nicht, wenn ich wieder zu meinen sächsischen Handelsgeschäften zurückkehre, und verschwenden wir nicht Zeit, Geld und Nerven für eine Sache, die dazu bestimmt scheint, ein internationaler Zankapfel zu werden."

Negrelli überhört diesen Ausbruch der Resignation. Er weiß, daß es Dufour mit diesem Abrücken von der Studiengesell-

schaft nicht ernst ist. Der Leipziger Bankier ist ja der deutschen Gruppe nicht nur als Kaufmann beigetreten, sondern wohl auch als Vorkämpfer deutscher Weltgeltung. Der Mann, der sich da eben den Groll von der Seele redete, weiß, daß Deutschland in wenigen Jahrzehnten eine Seemacht sein wird, ist überzeugt, daß der deutsche Aar in nicht allzuferner Zeit seine Fänge in den Boden Afrikas schlagen muß, und wird daher nie zulassen, daß der Kanal von Suez ohne oder gar gegen sein Vaterland gebaut wird. Negrelli selbst ist zwar auch schwer verärgert, aber er hofft noch immer, alle Schwierigkeiten überwinden zu können. So klingt denn durch seine Antwort ein Ton der Hoffnung.

„Ich glaube, Herr Dufour, Sie sehen da ein bißchen zu schwarz. Sie dürfen ja nicht vergessen, daß in den Kampf um den Kanal nicht nur Kaufleute und Kapitalisten, sondern auch Zeitungsschreiber und Techniker, Gelehrte und Politiker eingreifen. Was wir planen, interessiert die europäischen Herrscher genau so wie die ägyptischen Fellachen und französischen Rentner, wird in den großen englischen Reedereien genau so besprochen wie an den Baumwollbörsen New Yorks. Unser Gründungsaufruf hat sein Echo genau so in den Parlamenten wie in den Generalstäben Europas gefunden und durchzittert noch heute das feinnervige System der Weltwirtschaft. Im engen Rahmen unserer Studiengesellschaft soll sich nun der Gärungsprozeß dieser Weltsensation vollziehen. Da muß man wohl Geduld und Verständnis zeigen, wenn nicht alles so läuft, wie wir es uns vorgestellt haben.

Ich bin ja selbst wütend über die Winkelzüge und Kniffe unserer Mitarbeiter, aber ich nehme diese Manöver nicht allzu tragisch. Wir werden die Kinderkrankheiten dieses ersten Experiments einer internationalen Zusammenarbeit über-

winden. Übrigens, Herr Dufour, hat die sichtliche Indolenz der Auslandsrepräsentanten ja auch eine gute Seite. Wir müssen sie nur ausnützen. Mögen Stephenson und Talabot ruhig schlafen, wir arbeiten mit verdoppeltem Eifer weiter und machen so den Gedanken des Suezkanals in Österreich und Deutschland zu einer brennenden Frage. Unsere Gruppe muß jederzeit aktionsfähig sein, unsere Vorarbeiten müssen die Grundlage der künftigen Bauarbeit bilden, dann kann es uns gleich sein, wie Engländer und Franzosen sich zu dem Werke einstellen. Wichtig ist, daß wir den andern stets um eine Nasenlänge voraus sind."

„Ich denke ja im Ernst gar nicht daran, die Flinte ins Korn zu werfen. Ich ärgere mich nur über die Art, mit der man uns ganz einfach auszuschalten versucht. Wir lassen schon nicht locker. Die Kerle sollen einen Begriff davon bekommen, was deutsche Zähigkeit und Genialität vermögen."

„Ärgerlich", wirft Negrelli ein, „ist nur, daß man in Paris nicht daran denkt, endlich mit den technischen Vorarbeiten zu beginnen. Es wurde doch vereinbart, daß Stephenson, Talabot und ich im Winter nach Ägypten reisen sollen. Nun kommt bald das Frühjahr, und wir haben noch immer nicht mit den Vermessungen begonnen. Mir wurde in Paris die Aufgabe zuteil, die nördliche Küste der Landenge aufzunehmen und die Stelle der künftigen Mittelmeereinfahrt festzulegen. Die wichtigste Aufgabe aber habe ich mir selbst gestellt. Die französischen Ingenieure stehen auf dem Standpunkt, es bestünde zwischen dem Niveau der zu verbindenden Meere ein Höhenunterschied von acht Metern. Dies bedinge die Anlage von Kanalschleusen und erschwere die Kanalschiffahrt. Demgegenüber, Herr Dufour, bin ich auf Grund von Untersuchungen, die ich freilich vorerst nur an Hand unzuverlässiger

Karten machen konnte, überzeugt, daß es zwischen den beiden Meeren keinen Höhenunterschied gibt. Die Franzosen stützen sich bei ihrer Behauptung auf die Vermessungen Napoleonischer Ingenieure und auf die Festlegungen ägyptischer Landmesser. Ich kann mich nur auf mein Gefühl und auf meine vernunftsgemäßen Überlegungen verlassen. Darum will ich endlich den Nachweis erbringen, daß ich in dieser Frage recht habe, und ich halte gerade die Lösung dieses Zweifels für ein Kardinalproblem des Kanalbaues. Habe ich recht, sind beide Meere niveaugleich, dann verbilligt sich der Bau der Wasserstraße und ihr Betrieb um einen enormen Betrag. Deshalb bin ich sehr ungehalten darüber, daß man uns nicht nach Ägypten entsendet, und ich bitte Sie, Herr Dufour, als Geschäftsführer der österreichisch-deutschen Gruppe, die Studiengesellschaft zur endlichen Entsendung der Technikerkommission anhalten zu wollen."

„Wann könnten Sie reisen und welche Geldmittel benötigen Sie zu dieser Expedition?" fragt Dufour kurz und sachlich.

„Ich selbst bin derzeit nicht abkömmlich, aber ich würde gern eine Ingenieurbrigade entsenden, der die Ingenieure Jaßnüger, Bottika, Mayer und Junker angehören würden. Die Kosten dieser Vermessungskommission würden sich auf ungefähr 10000 Franken belaufen."

Eine Frage, die England und Frankreich in vielen Monaten nicht lösen konnten, bereinigt der deutsche Kaufmann Dufour in einer Minute. Er überlegt kurz und sagt dann:

„Ihre Ingenieurabteilung, Herr Negrelli, kann in vier Wochen nach Ägypten abreisen. Ich stelle zur Kostendeckung den veranschlagten Betrag aus eigenen Mitteln bereit. Die Herren in Paris und London sollen sehen, daß wir Deutsche die Tat mehr schätzen als das Wort."

Negrelli ist glücklich. Er spricht nicht mehr viel, aber da er Abschied nimmt, blickt er Dufour tief in die Augen und sagt: „Ein General Dufour, den ich in Basel kennen und schätzen lernte, trägt den Ehrensäbel der Eidgenossenschaft, weil er die blutigen Parteikämpfe durch eine entschlossene Tat überwand. Sein Name wird in der Schweiz, der Ihre in Deutschland unvergessen bleiben."

ENGLAND STELLT SICH IN DEN WEG

Drei Monate später, im Mai des Jahres 1847, arbeitet die österreichische Ingenieurabteilung bereits im Sand der Wüste. Unter den Strahlen einer unbarmherzig heißen Sonne, gequält von Fieber und Durst, ständig beunruhigt von Beduinenhorden, die Tributzahlungen eintreiben, schaffen Jaßnüger und seine Getreuen, arbeiten an ihren Meßtischen, studieren die Auswirkungen der Nilüberschwemmungen, sondieren den Meeresgrund östlich von Tineh, suchen auf tagelangen Kamelreisen Süßwasserquellen und triangulieren das unermeßlich weite Gelände zwischen Suez und dem Nildelta.

Negrelli hat den Ingenieuren genaue Richtlinien für ihre Arbeiten mitgegeben. Sie haben die Schiffahrtsverhältnisse des Mittelländischen Meeres von Alexandrien bis jenseits Tineh zu erforschen, die Wärme und Witterungsverhältnisse zu studieren, die Höhenunterschiede zwischen Ebbe und Flut zu erheben, Plätze für Baustofflager zu ermitteln und festzustellen, wie Arbeitskräfte für den Kanalbau aufzutreiben und zu verpflegen wären. Ferner obliegt ihnen die kartographische Geländeaufnahme der künftigen Kanalbaustrecke, genau so wie die Verhandlungen mit der ägyptischen Regierung, und so finden denn die österreichischen Techniker fünf Monate lang kaum Zeit zu Schlaf und Ruhe.

Ihre ständig wechselnden Arbeitsstellen liegen fast immer in der menschenleeren Wüste. Nahrung und Wasser muß von weither beschafft werden, um ihre Zelte heulen Hyänen und Schakale, und während sie tagsüber in den schattenlosen, glühenden Sanddünen fast verschmachten, quält sie des Nachts der kalte Fieberhauch verdunstender Salzsümpfe.

An einem der ersten Maiabende, während Jaßnüger und seine Kameraden gerade von Bord einer einmastigen Dahabie aus den Nilgrund sondieren, erscheint eine schwerbestückte Brigantine, die des Vizekönigs Flagge führt. Der große Zweimaster wirft Anker, hundert braune Matrosen starren aus Stückpforten und Verschanzungen nach der armseligen Barke der Ingenieure, und Jaßnüger sieht, wie von der stolzen Brigantine ein Ruderboot abstößt und auf sein Arbeitsschiff zuhält.

Die beiden Fellahruderer der Dahabie scheinen sich vor den neun drohenden Kanonenmündungen der Brigantine oder vor den Flinten der Leibwache zu fürchten, denn sie springen kopfüber ins Wasser, geben ihr Boot und die vier Ingenieure preis und verschwinden im Dickicht des Schilfufers. Erstaunt betrachten die Ingenieure das prunkvoll aufgeputzte Regierungsfahrzeug. Die Ruderbarke ist näher gekommen, sie bringt den französischen Ingenieur Linant Bey, einen Schüler Enfantins, der es bis zum Leiter der ägyptischen Wasserstraßen gebracht hat.

Linant bringt dem ihm schon bekannten Ingenieur Jaßnüger die Einladung des Vizekönigs zu einer Unterredung an Bord der Brigantine. Jaßnüger, der gleich nach seiner Ankunft in Ägypten von Mehemed Ali empfangen wurde, aber aus dem Verhalten des Vizekönigs nicht recht klug werden konnte, läßt sich zur Brigantine rudern. In Arbeitskleidung, um den von Insekten zerstochenen, angeschwollenen Kopf ein feuchtes Tuch geschlungen, erscheint er notgedrungen vor dem Pascha, der ihn unter dem Sonnendeck des Staatsschiffes erwartet.

Nach ermüdenden Begrüßungszeremonien, die ein lebhaft gestikulierender Hofdragoman verdolmetscht, schickt Mehemed Ali sein buntes Gefolge, den goldgleißenden Kapitän, sogar

seinen Vertrauten Linant weg und bleibt mit Jaßnüger allein. Einzig der Dolmetsch wird so Zeuge einer Unterredung, die des Vizekönigs Mißtrauen und seinen Argwohn gegen alle Europäer verrät.

Der Pascha erklärt, er sei entschlossen, den Kanal aus eigenen Mitteln zu bauen und jede europäische Baugesellschaft abzulehnen. Er gestatte wohl die Arbeit der Studienkommission, bestehe aber darauf, die Vermessungspläne zu erhalten. Er sei bereit, österreichische Ingenieure in seine Dienste zu nehmen und fürstlich zu bezahlen, lege aber Wert darauf, selbst der Schöpfer und Bauherr des Kanals zu werden. Mit aller Eindringlichkeit stellt der Pascha an Jaßnüger die Frage, ob in Europa bereits eine Suez-Baugesellschaft bestehe und erklärt, in diesem Fall verbiete er jede europäische Vorbereitungsarbeit im Kanalgebiet. Der österreichische Ingenieur kann diese Frage mit gutem Gewissen verneinen, denn tatsächlich gibt es ja bloß eine Studiengesellschaft, aber noch kein Bauunternehmen für den geplanten Kanal. Er erklärt dem Pascha, in seinem Vaterlande denke niemand daran, Ägypten um die Nutznießung der Kanaleinnahmen bringen zu wollen, und meint, es sei seiner Auftraggeber Wunsch, daß der Kanal von Suez allen Völkern gleichmäßig offenstehe.

Diese Antwort befriedigt den Pascha. Noch einmal aber siegt sein Argwohn. Er läßt Jaßnüger durch den Dragoman mitteilen, daß er sich mit allen Mitteln gegen jeden europäischen Staat wehren werde, der etwa daran denke, sich ein Kanalprivileg erschleichen oder erzwingen zu wollen. Die Hohe Pforte habe ihn ermächtigt, sich jedem Versuch dieser Art zu widersetzen, und er warne die Österreicher, gegen diesen Entschluß zu handeln.

Wieder versichert Jaßnüger, die deutsche Gruppe der Studien-

gesellschaft beschränke sich auf ihre rein wissenschaftlichen Arbeiten und sei gerne bereit, die Weisungen und Aufträge des Vizekönigs aufs genaueste zu befolgen.
Nun endlich ist das Mißtrauen des Paschas geschwunden. Mehemed Ali sieht, daß sich Jaßnügers Aussagen mit den vertraulichen Mitteilungen Metternichs decken. Der Pascha beargwöhnt ja im Grunde nur die Franzosen und Engländer, Jaßnügers offene Art gefällt ihm, und so wird er plötzlich liebenswürdig, läßt die Miene des Großinquisitors fallen und zeigt sich von orientalischer Großzügigkeit.
Er läßt der österreichischen Ingenieurabteilung Empfehlungsbriefe an die Gouverneure von Alexandrien, Mansura und Damiette ausfolgen, sichert die Stellung von Arbeitskräften und Lebensmitteln zu und stellt schließlich Ingenieur Jaßnüger und seinen Mitarbeitern für die nächsten Monate die eigene stolze Brigantine samt Kapitän, Besatzung und Kanonen kostenlos zur Verfügung.
Ein Nachtfest an Bord, an dem auch Jaßnügers Kameraden als Ehrengäste des Paschas teilnehmen, beschließt diesen Tag. Die vier Europäer, durchwegs bescheidene Ingenieure, die in Europa knapp zu leben haben, die soeben noch tagelang nur halbverfaultes Wasser getrunken hatten und kaum ihren Hunger stillen konnten, versinken in das Schlemmerleben des Orients, denken nicht mehr an Nivellierinstrumente und Meßlatten, haben Lagerzelt und Kochkessel vergessen und genießen, umhegt und betreut von geschäftigen Dienern, den Zauber der kühlen Nachtfahrt.
Langsam gleitet die Brigantine den Nil abwärts. Es ist finster geworden. Hunderte von bunten Lampenlichtern beben im leisen Fahrtwind, und die Saiteninstrumente und Trommeln der schwarzen Musikanten überrieseln das Schiff mit ihren

fremden, aufpeitschenden Rhythmen. Alle Genüsse der vizeköniglichen Tafel türmen sich auf golddurchwirkten Teppichen vor den Gästen auf, der Pascha ist bester Laune, und über dem Schiff wölbt sich der tiefdunkle Himmel mit seinen seltsam ruhig und unwirklich groß flammenden Sternen.

Der erste Sekretär des englischen Premierministers Lord Palmerston ist wortkarg und einsilbig, spricht nur in leisen, kurzen Sätzen, aber er weiß alles. Er hat im Kolonialamt praktiziert, war jahrelang Ressortleiter des Auswärtigen Amtes, gehört durch Geburt, Erziehung und Ehe zum englischen Hochadel und ist nun der Vertraute des britischen Premiers. Seine Aufgabe ist es, stets in allen Personal- und Sachfragen, die Ihrer Lordschaft Beachtung erheischen, wohlunterrichtet zu sein.

Der alte James, wie ihn die Beamten des politischen Staatsamtes nennen, ist ein lebender Almanach und kennt die Verhältnisse aller Mitglieder der Gesellschaft, soweit sie das Recht haben, bei Hof empfangen zu werden oder im Brennpunkt des öffentlichen Lebens stehen. So beherrscht er denn auch die Personalien des Baumeisters Robert Stephenson, der seit einer Stunde in der Wandelhalle des Palastes von Westminster auf und ab schreitet, zerstreut auf die Themse hinabblickt und darauf wartet, von Lord Palmerston vorgerufen zu werden. Drinnen im puritanisch einfach eingerichteten Ministerzimmer, das „Lord Feuergeist" zuweilen aufsucht, wenn er das Parlament vor eine vollendete Tatsache zu stellen geruht, schlägt der Premier gerade ein neues Blatt seines unschätzbaren, menschlichen Lexikons auf.

‚Also, James, was wissen wir über Robert Stephenson, den ich heute erwarte?"

Wie ein tadellos funktionierendes Uhrwerk lispelt James seine Auskunft herunter:
„Robert Stephenson, Sohn des Erbauers der ersten Dampflokomotive George Stephenson, wurde vor vierzig Jahren in Wilmington geboren, studierte in Edinburg und baut Eisenbahnen und Brücken. Ist Berater kontinentaler Eisenbahnunternehmungen und technischer Leiter der britischen Gruppe der in Paris seßhaften Suezkanal-Studiengesellschaft. Augenblicklich lebt Robert auf dem Gut seines hochbetagten Vaters in Tapton House bei Chesterfield und arbeitet an dem Entwurf einer für Amerika bestimmten Röhrenbrücke."
Die Auskunft genügt Lord Palmerston. Er winkt ab und erteilt den Auftrag, Robert Stephenson vorzulassen. Der erste Sekretär verläßt den Raum, Stephenson tritt ein.
Der Baumeister, dem der geachtete Name seines genialen Vaters im Verein mit eigener Tüchtigkeit schon die Türen mancher Staatskanzlei erschloß, ist keinen Augenblick befangen, da er vor dem gefürchteten Lenker der Geschicke des Empires steht. Unbefangen studiert er Lord Palmerstons maskenhaft unbewegte Züge, streift mit flüchtigem Blick die Marmorbüsten Nelsons und Wellingtons am Gesimse des Kamins und wartet darauf, was Lord Palmerston zu sagen hat.
Die Aufklärung läßt nicht lange auf sich warten. Ein paar kurze Fragen, die dem alten Vater gelten, ein kurzer, lobender Hinweis auf des Sohnes in England vielbesprochene Leistungen, und schon stößt der Lord auf den Kernpunkt der Unterredung los.
„Das ägyptische Kanalprojekt, das Sie aus der Taufe heben halfen, ist ein Dolchstoß in Englands ungeschützten Rücken. Kommt diese Wasserstraße zustande, dann steht unser Land vor einer neuen Bosporusfrage und erlebt unübersehbare,

außenpolitische Verwicklungen. Sie sind ein Mann der Wissenschaft und kümmern sich wenig um die Spielregeln der Staatskunst. Trotzdem muß Ihnen völlig klar sein, daß Indien das Herz Englands darstellt. Wir haben, um den Seeweg nach Indien für alle Zeiten zu sichern, Kapstadt den Holländern entrissen, Gibraltar zu einer der stärksten Seefestungen Europas ausgebaut und alle wichtigen Häfen der Kaproute besetzt. Es darf für alle Zeiten nur einen Seeweg nach Indien geben und der muß im Schutz unserer Kanonen liegen. Es geht nicht an, ein Bauprojekt von so weittragender politischer Bedeutung nur vom rein technischen und kommerziellen Standpunkt aus zu betrachten. Die Sache, Herr Stephenson, der Sie Ihre Erfahrung leihen, gefährdet Englands Weltmacht."

Stephenson ist bestürzt. Von diesem Gesichtspunkt aus hat er die Sache mit dem Kanal noch nie betrachtet. Er ist ja schließlich auch mit Billigung der englischen Regierung in die Studiengesellschaft eingetreten, war der Meinung, eine erhebliche Verkürzung des Seewegs nach den Dominions liege im Interesse des englischen Mutterreichs, und erhält nun Vorwürfe.

Stephenson setzt sich zur Wehr:

„Mylord, ich bin in die Studiengesellschaft entsandt worden und war bisher des guten Glaubens, für das Wohl meines Vaterlandes zu wirken."

„Was ich sage, soll kein Vorwurf gegen Sie sein. Ich weiß, daß weite Kreise Englands das Kanalprojekt fördern und keine Ahnung davon haben, welche Gefahr sie damit heraufbeschwören. Was ich Ihnen jetzt zu sagen habe, ist Staatsgeheimnis, das Sie gegen jedermann und zu jeder Zeit streng zu wahren haben. Ich eröffne Ihnen einen Blick in Englands Zukunftspläne, damit Sie imstande sind, meine Gedanken zu verfolgen.

Englands Machtstellung erfordert über kurz oder lang einen kürzeren Landweg nach Indien, also die Einverleibung Ägyptens. Wir haben zu diesem Zweck bereits die Insel Malta besetzt, das Rote Meer völlig unter unsre Kontrolle gestellt, die Stadt Aden und die Insel Perim sind bereits britisches Protektorat. Auch die Leiter der kontinentalen Politik können die Besitzergreifung Ägyptens durch unsere Truppen nicht verhindern. Frankreich, Österreich und Preußen stehen vor revolutionären Umwälzungen. Die militärischen Kräfte dieser Länder sind gebunden. Mit den Türken und Russen aber werden wir fertig.
Sie sehen, Stephenson, wohin ich strebe, und Sie sehen auch, daß Englands Aussichten, in Nordafrika Fuß zu fassen, nicht ungünstig sind. Nun aber taucht da plötzlich die irrsinnige Idee auf, den Suezkanal zu bauen und Ägypten damit zum Brennpunkt der europäischen Handelspolitik zu machen. Ich sagte: eine irrsinnige Idee, und habe damit Unrecht, denn der Gedanke ist einer der genialsten Schachzüge meines österreichischen Freundes Metternich. Mein großer europäischer Gegenspieler glaubt nämlich, mich mit diesem boshaften Zug in Afrika matt zu setzen, irrt sich aber dabei, denn ich habe die Sache sofort durchschaut und weiß, worum es ihm geht. Wird dieser Kanal mit festländischem Geld fertiggestellt, dann wird Ägypten aus einer verlotterten Provinz der fernen Türkei zum Umschlaghafen aller Länder Europas, und ich muß einen Weltkrieg entfesseln, um die Annektion durchzubringen. Darüber hinaus wird den europäischen Großmächten ein Seeweg nach Indien frei, den unsere Flotte nicht unbedingt zu sichern vermag.
Begreifen Sie jetzt, Herr Stephenson, warum ich das Kanalprojekt ablehnen muß? Die Regierung Ihrer Majestät wird

alles daran setzen, die Verwirklichung dieses Problems zu verhindern. Der Kanal von Suez darf nicht Wirklichkeit werden. Zumindest so lange nicht, als Ägypten noch türkisch ist."

„Mylord, ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen. Ich werde noch heute die Studiengesellschaft von der Niederlegung meines Mandats verständigen."

„Aber Stephenson! Man sieht, daß Sie in Edinburg und nicht in Eton studiert haben. Ihr Techniker habt wirklich kein Talent zur Politik. Sie bleiben natürlich in der Kommission. Sollen wir diese Institution kampflos den Franzosen und Deutschen ausliefern? Sie bleiben, aber Sie tun nichts, die Sache zu fördern. Im Gegenteil, Sie benützen die Vorzugsstellung, die Sie bei der Gesellschaft genießen, dazu, einen Schachzug einzuleiten, der Metternichs Pläne durchkreuzt."

Der Schimmer eines teuflischen Lächelns erhellt kurz Palmerstons Gesicht. Dieses blitzartige Aufleuchten der Diplomatenzüge wirkt auf Stephenson wie ein Warnsignal. Er trägt einen geachteten Namen und ist kein Freund von Trug und Ränkespiel. Zum Teufel, er ist nicht geneigt, zum willenlosen Werkzeug der Regierung zu werden. Man betrügt und täuscht seine Freunde nicht, wenn man Stephenson heißt. Es ist gewagt, dem skrupellosen Palmerston eine Morallektion zu geben, und doch bäumt sich der Gentleman in Stephenson gegen die Zumutung des Doppelspiels auf.

„Mylord, ich halte den Kanal von Suez für technisch möglich und weltwirtschaftlich nötig. Ich kann nicht gegen meine Überzeugung handeln und ein Werk verdammen, das ich selbst gepriesen habe."

Seltsam starr ruhen Palmerstons kalte Schlangenaugen auf dem Mann, der den Wahlspruch Englands „Recht oder Un-

recht, mein Vaterland!" nicht vorbehaltlos anerkennt. Dann spielt er seinen Trumpf aus.

„Niemand denkt daran, Sie in einen Gewissenskonflikt zu treiben. Sie sollen den Kanal nicht ablehnen, sondern ihm nur ein anderes, gleichwertiges Projekt entgegenstellen. Ein Projekt, das eigentlich nicht meinem, sondern Ihrem Kopfe hätte entspringen sollen. Was halten Sie, als erster Eisenbahnfachmann der Welt, von einer Bahnlinie durch die arabische Landenge?"

Die schlaue Spekulation auf die Lebensaufgabe der Familie Stephenson, den Eisenbahnbau, hat gesiegt. Kurz nur überlegt der Ingenieur, dann billigt er die Anregung. Der Kanal ist eine unsichere Sache, der Bahnbau aber kann, da ihn die englische Außenpolitik haben will, sofort in Angriff genommen werden, niemand kann es ihm verargen, wenn er, der berühmte Eisenbahnfachmann, an Stelle der geplanten Wasserstraße den bedeutend billigeren Schienenweg empfiehlt. Den Kanal müßte Ägypten mit europäischem Geld bauen, die Bahnlinie vermag der Vizekönig aus eigenen Mitteln zu finanzieren. Schnell hat sich der Baumeister entschlossen.

„Mylord! Ich beglückwünsche Sie zu dieser Idee, die alle Vorteile für sich hat. Ich bin bereit, die Frage einer Bahnlinie durch die Landenge von Suez zu studieren, und ich werde dieses Projekt dem Kanalgedanken entgegenstellen. Damit diene ich England, nütze dem Lebenswerk meines Vaters und kann in der Studiengesellschaft mit offenen Karten spielen."

„Ich danke Ihnen, lieber Stephenson, für diesen Entschluß und erwarte, daß unsere Unterredung geheim bleibt. Die Idee einer transägyptischen Eisenbahn aber war Ihr Einfall. Vergessen Sie nie diesen wichtigen Punkt! Übrigens stehen Ihnen bei den Kassen unseres Kolonialamtes jene Mittel zu Gebot,



Albert Dufour-Feronce, Bankier in Leipzig und führendes Mitglied der deutschen Gruppe der Suezkanal-Studiengesellschaft

(Nach einem zeitgenössischen Photo von Otto Merseburger, Leipzig 1862)



Barthélemy Enfantin, politisch-religiöser Schwärmer
und Miturheber der Suezkanal-Idee
(Nach einer Lithographie von Grevedon, 1832)

die es Ihnen ermöglichen, möglichst bald nach Ägypten zu reisen. Werben Sie, im Verein mit unserem Konsul, bei der ägyptischen Regierung für Ihren Eisenbahnplan, sichern Sie sich die Durchführung des Gedankens und stellen Sie sodann Ihre Pariser Freunde vor eine vollendete Tatsache. Und nun leben Sie wohl, machen Sie Ihre Sache gut und grüßen Sie mir Ihren berühmten Vater, dem ich mich empfehlen lasse."

Stephenson ist in Gnaden entlassen. Schon ganz eingesponnen in die neue, große, gewinnbringende Aufgabe, verläßt der Baumeister das Palais, biegt in den Themsekai ein und ertrinkt im brodelnden Dunst des dicken Flußnebels.

Lord Palmerston aber lächelt; er stellt mit einem verächtlichen Zucken der schmalen Lippen fest, daß jeder Mensch seine schwache Seite hat. Irgendwo im Hornpanzer des Charakters findet sich bei jedem die verwundbare Stelle. Man muß nur wissen, wo das Lindenblatt lag. Muß nur die schutzlose Stelle rechtzeitig entdecken. — Das aber nennt man Diplomatie.

Im August des Jahres 1847 kehrt die österreichische Ingenieurexpedition nach Wien zurück. Sie hat wertvolle Vorarbeit geleistet und das zu einer Zeit, zu der die englisch-französischen Ingenieurbrigaden noch nicht einmal mit den Vorbereitungen zu ihrer Ägyptenreise fertig sind.

Aus den Vermessungen und Wahrnehmungen Jaßnügers und seiner Kameraden geht für Negrelli klar hervor, daß der Kanalbau ausführbar ist. Klare Ziffern und einwandfreie, wissenschaftliche Feststellungen geben ihm das beste Rüstzeug zum Kampf gegen alle Zweifler. Er kann nun daran gehen, seinen Bauentwurf auszuarbeiten und ist unabhängig von den Forschungen der beiden andern Gruppen.

Nächtelang beraten Negrelli und Jaßnüger alle technischen Probleme des Kanalbaues. Sie wissen nun ganz genau, daß der Kanal niemals gegen den Willen der Türkei gebaut werden kann. Nur der Vizekönig von Ägypten hat die Macht, tausende der faulen und indolenten Araber zu Zwangsarbeiten im Kanalgelände anzuhalten. Nur er kann Wasser und Lebensmittel für dieses Arbeiterheer bereitstellen, denn in der Wüste ist das Gold wertlos und wiegt ein Machtwort des Paschas viel schwerer als die höchsten Lohnsätze europäischer Bauherren.

Für die Werbearbeit Dufours und Brucks bedeutet die erfolgreiche Arbeit der Ingenieurgruppe Jaßnüger einen wertvollen Auftrieb. Die deutsche Öffentlichkeit fängt an, sich für die Kanalfrage zu erwärmen, Geld wird flüssig, und der Großhandel beginnt sich für das bisher ganz in englischen Händen liegende Asiengeschäft zu interessieren.

Im September 1847 reist endlich die französische Ingenieurgesellschaft nach Ägypten ab. Ihr Leiter ist der Sohn Enfantins, und ihre Hauptaufgabe besteht in Höhenmessungen am Roten Meer. Die französischen Techniker arbeiten langsam und sehr kostspielig, aber ihre Erhebungen bestätigen Negrellis Behauptung, es gäbe keinen Höhenunterschied zwischen den beiden zu verbindenden Meeren.

Stephenson und Talabot, die vom Anfang an für einen Schleusenkanal waren, stützten sich bei dieser Frage von grundlegendster Bedeutung auf Landkarten, die Napoleons Physiker Lepère im Jahre 1799, anläßlich des ägyptischen Feldzugs vermessen hatte. Nach diesen Plänen sollte das Rote Meer um mindestens acht Meter höher liegen als das Mittelmeer, eine Annahme, die Negrelli immer bekämpft hat. Er hält nicht viel von den Angaben dieser Karten, die zwischen

Schlachten, auf Rückzügen und von ewig hin und her gehetzten Leuten gemacht wurden, und die Ergebnisse der von Enfantins Sohn veranlaßten Niveaumessungen bestätigen seine Annahme. Es gibt tatsächlich zwischen beiden Meeren keinen nennenswerten Höhenunterschied. Der Kanal bedarf daher keiner Schleusen, das Wasser braucht nicht künstlich gestaut zu werden, teure Bauten an der Aus- und Einfahrt fallen weg, und die Durchschiffung der Wasserstraße wird nicht durch den Zeitverlust an Hebewerken und Schleusentoren erschwert und verteuert werden.

Die Ingenieure Albions verzichten überhaupt auf das zweifelhafte Vergnügen, in Arabiens Wüsten zu arbeiten. Sie blieben in London und begnügten sich damit, ihre Wissenschaft über die geologischen und geographischen Verhältnisse des Roten Meeres in den Archiven der Admiralität und in den Büros der Oriental Steam Navigation Company zu suchen.

Nach der Rückkehr der französischen Expedition bemüht sich Dufour, die längst beschlossene Entsendung der drei technischen Berater der Studiengesellschaft nach Nordafrika zu bewirken. Er weist in vielen Briefen darauf hin, daß die Verhältnisse in Ägypten die Gemeinschaftsfahrt dieser drei Ingenieure gebieterisch fordern, er stützt sich immer wieder darauf, daß diese Reise ja schon anläßlich der Gründung der Studiengesellschaft beschlossen worden sei, aber sein Drängen bleibt ohne Erfolg.

Talabot erklärt, er sei von den französischen Eisenbahnfragen zu sehr in Anspruch genommen, als daß er an eine Auslandsreise denken könne, Stephenson aber beruft sich bei seiner Ablehnung des Vorschlages auf englische Tunnel- und Brückenbauten und antwortet, er sei als Abgeordneter des englischen Parlaments nicht in der Lage, in diesem Zeitpunkte das Insel-

reich zu verlassen. Im übrigen denke er daran, der ägyptischen Regierung einen Bahnbau vorzuschlagen, der vielleicht den Kanalbau überflüssig mache.
Dufour versucht verärgert, Negrelli zu bestimmen, er möge allein nach Ägypten reisen. Negrelli lehnt diesen Vorschlag ab, da er keine der getroffenen Vereinbarungen brechen will. Nach langen Verhandlungen erklären sich Stephenson und Talabot bereit, im Januar 1848 nach Kairo zu reisen. Negrelli rüstet zur Fahrt, erbittet sich Urlaub, da verschieben plötzlich die beiden Ingenieure die Abreise unter neuen Vorwänden auf den Spätherbst.
Nun ist auch Negrelli ungehalten. Da bricht, während immer noch zwischen Wien, Paris und London in dieser Frage verhandelt wird, in Frankreich und Österreich die Revolution aus. Das Kanalprojekt muß zurückgestellt werden, das Volk marschiert, und nur Tagesfragen haben Wert und Bedeutung.

BAHNBAU IN OBERITALIEN

13. März 1848. Auf dem weiten Platz vor der Wiener Hofburg drängt sich ein wildbewegtes Meer erregter Menschen. Tausende von Gesichtern starren nach den Fenstern des Kaisertraktes, geschwungene Hüte und Stöcke, rauschende Fahnen und blinkende Gewehrläufe wogen über der eng gedrängten Menschenmasse, und immer drohender wälzt sich diese Springflut entfesselten Volkszorns gegen die Burg.

Eben stößt vom Burgring her eine neue Marschkolonne in das Geviert des Burghofes. Die Arbeiter der Vorstadtfabriken, dazwischen Studentenkompagnien und Abteilungen der Nationalgarde. Die Arbeiter tragen Gewehre. Sie haben vor einer Stunde das Zeughaus am Hof erbrochen, sich jubelnd mit den Studenten und Bürgern verbrüdert und sind nun bereit, für die Freiheit zu sterben.

Die Menschenmasse vor der Burg brüllt beim Anblick der bewaffneten Arbeiterschaft auf. Begeisterung, aber auch Rachedurst fegt über den Platz. Im tosenden Aufschrei der Solidarität geht der harte Marschtritt der Legion unter. Die Arbeitergardisten wollen die Menschenmauer durchbrechen, kommen aber nicht durch. Vergebens stößt ihre Spitze immer wieder in den engverkeilten Menschenhaufen. So nehmen sie auf den noch schütter bewachsenen Wiesenflächen des Burghofes Aufstellung und brüllen im Sprechchor immer wieder den Schlachtruf dieses Tages, das Zauberwort, das sie durch die Straßen Wiens getragen haben, den wilden Aufschrei des Hasses und der Hoffnung: „Konstitution!“

Hornrufe der Nationalgarde gellen in das Geheul der Masse. Zwei Redner, von Kameraden hochgehoben, versuchen zum

Volk zu sprechen. Man vernimmt nur Bruchstücke ihrer Rede, aber man weiß, daß sie die Abberufung Metternichs und die Ausrufung der Konstitution fordern. Man hört ihre Ansprache nicht, aber die stumme Zeichensprache ihrer erregten Hände sagt alles. Man versteht, johlt Beifall und schüttelt die geballten Fäuste gegen die Fenster der kaiserlichen Zwingburg.

Knapp an der Front des Gebäudes steht eine dünne Kette kaiserlicher Soldaten. Zwei Halbkompagnien decken den Zugang zur Burg. Zwei Degen und neunzig Gewehre sind der armselige Damm, an dem die Wut des Volkes aufbrandet. Die Soldaten, die da ihre Bajonette dem andrängenden Menschenhaufen entgegenhalten, verstehen kein Wort der deutschen Sprache, starren unbewegt in die haßerfüllten Gesichter rasender Weiber und krampfen nur die Fäuste enger um den Gewehrschaft, wenn eine Steinsalve auf sie niederprasselt oder eine kreischende Furie vorstürzt und ihre Uniform geifernd bespeit.

Ein böser Zufall bringt die Katastrophe. An einem der Fenster der Hofburg zeigt sich für einen Augenblick das bleiche Gesicht eines Lakaien. Die Menge sieht aber nicht das angstverzerrte Antlitz eines kaiserlichen Domestiken, sie bildet sich ein, das höhnische Lächeln Metternichs gesehen zu haben. Das Volk erliegt einer Massentäuschung, fühlt sich verhöhnt und schreit nach Rache. Ein einziger, gellender Wutschrei hallt über den Platz. Unaufhaltsam wälzt sich der schreiende Menschenblock gegen das Militär. Der kommandierende Offizier sieht Fäuste, die nach seinem Säbel langen, schnellt zurück und brüllt: „Feuer!"

Die Soldaten haben das Kommando nicht gehört, aber ihre Gewehre entladen sich wie von selbst. Schüsse peitschen über den Platz, ein paar Menschen stürzen zu Boden, dann zerreißt

die dünne Linie weißer Waffenröcke, der Kordon ist gesprengt, die Truppe entwaffnet, der Weg in die Burg frei.
Eine Deputation erzwingt sich den Zutritt zum Kaiser. Der Monarch empfängt die Wortführer des Volkes und ist sichtlich angenehm überrascht, daß die guten Wiener nicht seinen Kopf, sondern nur die Entlassung Metternichs, die Bewaffnung des Volkes und den Rückzug des Militärs verlangen.
Der gütige Ferdinand gewährt das alles, ja er verspricht der Abordnung darüber hinaus noch eine weitreichende Konstitution. Im besten Einvernehmen scheiden die Verhandlungspartner. Der Kaiser ist froh, den eigenwilligen, selbstherrlichen Metternich auf so gute Art losgeworden zu sein. Die Vertreter des Volkes aber sind stolz auf ihren raschen, vollen Erfolg und beeilen sich, der ungeduldig wartenden Menschenmasse vor dem Schloß die frohe Kunde ihres Sieges zu bringen.
Eine Stunde später zieht ganz Wien jubelnd an der Hofburg vorüber. Ein Freudenrausch hat die Menschen erfaßt. Überall leuchten die weißen Kokarden, alles strahlt vor Begeisterung, und der Kaiser muß sich immer wieder mit Erzherzog Franz Karl und dem Thronerben Franz Josef am Balkon zeigen und von seinen Wienern bejubeln lassen.
Dort wo noch vor ein paar Stunden rotes Blut floß, strömen nun Freudentränen, dieselben Hände, die am Morgen Steine schleuderten, winken jetzt dem Landesherrn grüßend zu, die Pfuischreie sind zu Hochrufen geworden, die Revolte hat sich in eine Kaiserhuldigung verwandelt.

Der zwischen dem Volk und dem Monarchen geschlossene Friede ist nicht von langer Dauer. Wohl erhält das österreichische Volk am 25. April 1848 eine Konstitution, aber dieses Fundamentalgesetz erfüllt nur einen Bruchteil der demokratischen Wünsche.

Außerdem denkt die Regierung nicht daran, des Kaisers Versprechungen zu halten, die Nationalgarde wird aufgehoben, und Feldmarschall Fürst Windischgrätz sammelt rings um Wien eine ganze Armee kaisertreuer Soldaten.

Die Freiheit ist in Gefahr, das enttäuschte Volk erhebt sich abermals. Wieder errichtet man Barrikaden, wieder wird die Hofburg belagert, und der Kaiser flieht mit seiner Familie nach Innsbruck. Kaum hat der Hof die Hauptstadt verlassen, verfügt die Regierung die Aufhebung der akademischen Legion. Die Studenten liefern ihre Waffen nicht ab, verbünden sich mit den Arbeitern, man denkt an die Ausrufung der Republik, und die Regierung muß alle ihre Verfügungen wieder zurücknehmen. Wieder hat das Volk gesiegt, wieder flattern die schwarz-rot-goldenen Fahnen, träumt man von einem Reiche aller Deutschen und singt die Lieder der Freiheit. Noch einmal aber triumphiert Adel und Klerisei über die Stimme des Blutes. Kaiser Ferdinand verzichtet auf die Krone, und sein Neffe, Erzherzog Franz besteigt als Kaiser Franz Josef der Erste den Thron.

Dieser kluge Schachzug habsburgischer Politik besänftigt den Volkszorn, verweht den republikanischen Traum, erstickt die großdeutsche Idee und macht es den Bajonetten der Schwarzenbergischen Regimenter leicht, den letzten Widerstand fanatischer Freiheitskämpfer zu brechen.

Die Fahnen Großdeutschlands verschwinden, die Lieder der Burschenschaft sind wieder verboten, die Arbeiter kehren in die Fabriken zurück, und die Revolution ist zu Ende. Was von ihr bleibt, ist nichts als eine vom Kaiser dekretierte Konstitution, die niemand befriedigt und die wichtigsten Fragen ungelöst läßt.

Das Volk aber schweigt, wiegt sich in neuer Hoffnung, glaubt

felsenfest, mit dem jungen Monarchen sei auch ein neues, verjüngtes, besseres Österreich erstanden.
Auf den Gräbern der Märzgefallenen aber sterben die Blumen, Schnee liegt über den kleinen Hügeln, und der Wind rauscht in den Zweigen der Zypressen. Die da aber schlummern in ihren Holzsärgen, sind nicht tot. Sie sind das Samenkorn der kommenden Zeit, leben weiter in Lied und Wort, als Beispiel und Ansporn.

Für Alois Negrelli, der in das Jahr 1848 als definitiver Inspektor der k. k. Generaldirektion der Staatseisenbahnen, aber auch als Leitungsmitglied der Studiengesellschaft eintritt, bedeutet die Revolution nur eine Erschwerung der Arbeitsverhältnisse. Er steht wohl mit seinem ganzen Herzen auf Seite derer, die nach gesunden Reformen verlangen, er begrüßt gefühls- und verstandesmäßig die Sehnsucht der deutschen Österreicher nach einem großen, gemeinsamen Vaterland, aber er kennt auch die Gefahren der Volksherrschaft. Politik ist ihm, dem Mann der Technik, zuwider, er will schaffen und dazu braucht er geordnete Verhältnisse. Die stürmischen Märztage verlebt er mit seiner Familie in Wien, Frau Lotti schenkt ihm am letzten Tag dieses Monats einen Sohn, der bei der Taufe die Namen Ferdinand Franz Karl Josef erhält.
Im April inspiziert er die Bahnbauten bei Brünn und Prag, erlebt die Schrecknisse einer Sträflingsrevolte und erfährt in Aussig, daß die Südtiroler Heimat vor einem Einfall italienischer Freischaren stehe. Der Mai sieht Negrelli wieder in Wien, neu ausbrechende Unruhen zwingen ihn aber, seine Familie nach Brünn zu schicken.
Am 1. Juni 1848 wird Negrelli von Minister Baumgartner in das neue Ministerium der öffentlichen Arbeiten berufen und

zum Sektionschef ernannt. Seine erste Arbeit als Eisenbahnreferent dieses Ministeriums gilt dem Studium der Entwürfe zur Semmeringbahn. Er entscheidet sich als verantwortlicher Chef der technischen Behörde für die von Ghega vorgeschlagene Linienführung, die denn auch später zur Ausführung kam. Mitteleuropa ist in dieser bewegten Zeit ein Tollhaus geworden. Sardinien und Dänemark blockieren deutsche Küsten, Schleswig-Holstein hat sich gegen Dänemark erhoben, Venetien rebelliert gegen die österreichischen Truppen, die Kroaten stehen im Kampf gegen die Ungarn, in Wien und Berlin wüten Aufstände, und im Frankfurter Parlament, das ein einiges Deutschland schaffen soll, erschöpfen sich die Abgeordneten in wüsten Schimpforgien und zwecklosen Resolutionen. In Österreich löst Schwarzenberg den Reichstag von Kremsier mit Waffengewalt auf, und in Frankfurt wählen die deutschen Deputierten mit knapper Mehrheit den Preußenkönig Friedrich Wilhelm zum Deutschen Kaiser.

Da, plötzlich, mitten in einer Zeit allgemeiner Mutlosigkeit, kommt aus dem Süden eine frohe Kunde. Radetzky hat die fast doppelte Übermacht der Piemontesen bei Mortara und Novara geschlagen und die österreichische Herrschaft in Oberitalien wiederhergestellt. Der König von Sardinien, Karl Albert, den sie das Schwert Italiens nennen, flieht aus Mailand, der alte Feldherr Radetzky erobert nach hartem Kampf die Stadt und bietet den piemontesischen Truppen einen Waffenstillstand an, der auch angenommen wird.

Nun denkt Radetzky daran, die zerstörten Verkehrswege der Lombardei, insbesondere aber die Eisenbahnen und Brücken wiederherzustellen. Nur der ungehinderte Nachschub bedeutet den Endsieg über die Aufständischen und gewährleistet den raschen Aufbau der wiedergewonnenen Provinz. Er wendet

sich daher nach Wien und verlangt die Entsendung eines tüchtigen Eisenbahnfachmannes.

Das Ministerium der öffentlichen Arbeiten schickt Negrelli als Kommissär für die Eisenbahnangelegenheiten ins lombardisch-venetianische Königreich.

Negrelli verläßt Wien und die Seinen ungern, aber er weiß, welche Bedeutung leistungsfähige Verkehrswege für eine Armee haben, verabschiedet sich bei seinem mittlerweile Handelsminister gewordenen Freund Bruck und rüstet für die Reise nach dem unruhigen Süden.

Knapp vor seiner Abreise besucht Negrelli den gestürzten Kanzler Metternich. Er erfährt dort, daß der Nachfolger Mehemed Alis, der Statthalter Abbas Pascha, in der Kanalfrage eine sehr zugeknöpfte Haltung einnehme. Metternich, der nach England zu reisen gedenkt, verspricht, die Einstellung der englischen Kanalgruppe an Ort und Stelle zu erkunden und ist fest überzeugt, daß das Kanalprojekt in kurzer Zeit mit verdoppelter Energie wieder aufgenommen werden wird.

Negrelli bedauert die Arbeitsverzögerung nicht. Er braucht Zeit, um die Grundzüge seines Bauentwurfes festzulegen und wird, wenn die Studiengesellschaft ihre Arbeit wieder aufnimmt, mit eindeutig feststehenden Ziffern, weit gediehenen Skizzen und einem haltbaren Voranschlag operieren können.

Nach langer, beschwerlicher Wagenfahrt trifft Negrelli am 5. September 1848 in Mailand ein. Von Verona an ging die Reise durch Orte, die noch Spuren der Kämpfe österreichischer Truppen mit der piemontesischen Armee zeigen. Verbrannte Häuser, zerstörte Brücken, verwüstete Weinfelder und abgegrabene Straßen gemahnen an den letzten Widerstand der zurückflutenden Regimenter König Alberts, die bei Santa Lucia, Verona und Custozza schwere Verluste erlitten, Mailand preis-

geben mußten und jetzt nur noch Venedig zu halten vermögen. Mailand zeigt bereits wieder ein friedliches Gesicht. Es wimmelt von österreichischen Soldaten, überall flattern die Fahnen der Monarchie, die Oper spielt, ja es gibt sogar wieder so etwas wie Geselligkeit. Wer aber aufmerksam beobachtet, der merkt bald, daß Adel und Bürgerschaft jede Berührung mit den Österreichern meiden, und daß auch das niedere Volk Mailands sich nur widerwillig der Militärherrschaft beugt. König Albert hat nicht umsonst das Nationalgefühl der Lombarden wachgerufen. Wohl ist seine Heeresmacht geschlagen, wohl mußten die Bürgermilizen in Mailand und Verona ihre Waffen niederlegen, aber Radetzkys Schwert hat nur die Städte, nicht aber die Herzen bezwungen.

Für die Österreicher kommt alles darauf an, das von Manin tapfer verteidigte Venedig, das letzte Bollwerk des Aufstandes, zurückzuerobern. Noch vor Ablauf des Waffenstillstands muß daher die in den Teilstücken Venedig-Vicenza und Mailand-Treviglio völlig zerstörte lombardisch-venetianische Ferdinand-Bahn wiederhergestellt werden. Eine schwere Aufgabe, denn die Italiener haben die Bahndämme aufgerissen, die Brücken gesprengt und den gesamten Fahrpark der Bahn nach Venedig verschleppt.

Negrelli meistert diese Aufgabe. Er stampft Maschinen und Waggons, Reparaturwerkstätten und Heizhäuser aus dem Boden, formiert ein Eisenbahnerbataillon, läßt die Brücken wiederherstellen und sichert so der Belagerungsarmee, die zum Sturm auf Venedig rüstet, die Verbindung mit der Monarchie. Am 12. März 1849 kündigt König Albert den Waffenstillstand. Eine Woche später überschreiten seine Truppen den Tessin und marschieren jubelnd gegen die verhaßten Österreicher. Der greise Feldmarschall wirft sich mit seinen Korps den Piemon-

tesen entgegen, schlägt sie am 23. März in der Schlacht von Novara und führt die schwarz-gelben Fahnen zu einem letzten großen Sieg über das erwachende Welschland.
König Albert dankt ab, und sein Sohn Viktor Emanuel II. eröffnet die Friedensverhandlungen. Der junge Sardenkönig bemüht sich ehrlich, seinem vom jungen Nationalgefühl beherrschten Volke die Notwendigkeit des Verzichtes auf die unerlösten Provinzen beizubringen. Florenz aber, Rom und Turin wollen den Krieg fortführen, in Genua ruft man die Republik aus, und Venedig setzt den Widerstand auf eigene Faust fort. Während in Mailand die Friedensverhandlungen nur mühsam fortschreiten, wirft Radetzky alle verfügbaren Truppen gegen die unbotmäßige Dogenstadt. Am 22. August 1849 ergibt sich Venedig, der Markuslöwe zieht seine Krallen ein, und die von Kriegsnot und Cholera dezimierte Bevölkerung der Lagunenstadt begrüßt die österreichischen Truppen mit einer Begeisterung, die nur der rasche Stimmungswechsel der Romanen zu begründen vermag.

Am Nachmittag des 1. November 1849, dem Tage des endgültigen Friedensschlusses, steht Negrelli im Mailänder Palais des Generalkommandos vor dem greisen Feldmarschall Radetzky. Der alte Haudegen ist trotz der militärischen und politischen Erfolge grimmiger Laune. Er traut den Piemontesen nicht und fühlt sich überall in der Lombardei von Haß umgeben. Noch gestern, am Vorabend des feierlichen Friedensschlusses sind kaiserliche Offiziere in zwei kleinen Garnisonorten von Italienern insultiert worden. Soldaten, die in abgelegenen Landstädten garnisonieren, dürfen sich des Nachts nur in Gruppen auf die Straßen wagen. Das niedergerungene Volk, das gewisse, allzu drakonische Maßnahmen des Generals

Haynau nicht vergessen kann, ballt die Fäuste im Sack, und immer wieder findet man tote Soldaten, die an dem Dolchstoß eines Karbonaros verbluteten. Die Verhältnisse in Wien aber sind nicht dazu angetan, Radetzky mit Zuversicht zu erfüllen. Er ist daher an diesem Nachmittag in übelster Stimmung und wird seines Erfolges nicht froh. Wohl hört er den vollen Klang der Glocken des Mailänder Domes, die seinen Sieg verkünden, aber ihm ist dabei, als sängen die Erzzungen des Domgeläuts das Requiem habsburgischer Macht in welschem Land.

Radetzkys Stirn liegt in Falten der Sorge. Als aber Negrelli den lichten Saal mit den bunten Deckenfresken betritt, läuft ein Strahl der Freude über das gütige Gesicht des alten Soldaten. Dreiundachtzig Jahre zählt der große Marschall des Kaisers, aber da er nun aufspringt und seinem Gast entgegeneilt, ihn an beiden Händen faßt und mit einem frohen Scherzwort begrüßt, glaubt man gern, daß dieser greise Feldherr noch vortrefflich reitet, eine junge Geliebte besitzt und es an Temperament mit den jungen Leutnants seiner Armee aufnimmt.

Losgelöst von den Sorgen und Anstrengungen des bewegten Tages nötigt der Marschall seinen Besucher in einen schweren Renaissancestuhl, schiebt eine große Mappe, die Auszeichnungsvorschläge und Konfiskationslisten enthält, weit von sich und überreicht dem Ingenieur ein Dekret des Wiener Eisenbahnministeriums.

„Ich freue mich sehr, mein lieber Hofrat, Sie verständigen zu dürfen, daß Ihre Majestät Sie mit heutigem Tag zum Sektionsrat ernannt hat und Ihnen die Leitung der Oberdirektion Verona überträgt. Ich habe nicht vergessen, daß ich nur Ihren Bahnbauten den Sieg über Venedig verdanke. Daher freue ich

mich doppelt, Sie nun zu meinen ständigen Mitarbeitern zählen zu dürfen."

Negrelli, der in den letzten beiden Jahren in Wien wenig Anerkennung, wohl aber Neid und Mißgunst erlebt hatte, ist glücklich über die herzlichen Worte des Marschalls. Er ist aufgestanden, und seine kurzen Worte des Dankes kommen aus einem frohen Herzen. Er weiß ja, daß der alte Haudegen Lob und Tadel sorgsam abwägt und keine Phrasen redet.

Radetzky weist den Dank lächelnd ab, drückt Negrelli sanft wieder in seinen Stuhl, füllt zwei venetianische Kelchgläser mit rotem, funkelndem Wein und trinkt mit seinem Gast auf das Wohl des jungen Monarchen und seiner rückgewonnenen Provinzen. Die Domglocken sind verstummt, und von der Straße herauf klingt der Marschtritt der Wiener Kriegsfreiwilligen, die von der Siegesparade in ihre Quartiere zurückkehren.

Radetzky ist an eines der hohen, offenen Fenster des Palastes getreten und wirft einen prüfenden Blick auf die Truppe. Er möchte nicht gesehen werden, schon aber hat die Mannschaft den siegreichen Führer erkannt. Jubelrufe erklingen, härter dröhnt der Stampfschritt der marschierenden Füße, in die Klänge eines feurig einsetzenden Militärmarsches mengt sich das „Hoch!" und „Evviva!" der Menschenmenge, die seit den ersten Morgenstunden das Gebäude der Kommandantur umlagert.

Der Feldherr kehrt zu seinem Schreibtisch zurück, leert seinen Glaskelch und stellt eine persönliche Frage:

„Darf ich mich nach dem Befinden Ihrer Familie erkundigen? Was macht Ihre reizende Frau? Wie gefällt ihr Verona?"

„Ich bin sehr froh, meine Lotti endlich bei mir zu haben. Wir wohnen im Palazzo Giusti. Ein Saal dieses Palais ist größer

als unsre ganze Wiener Wohnung. Leider verbietet der Zustand meiner Frau jede Geselligkeit, aber wir sind glücklich, uns nach so langer Trennung wieder zu haben."

„Grüßen Sie Ihre liebe Frau von mir, und richten Sie ihr aus, daß Österreich Buben braucht. Buben, die einst sichern, was wir Alten erwarben. Wann rechnen Sie übrigens mit dem freudigen Ereignis?"

„In einer Woche, Exzellenz, dürfte es soweit sein."

Radetzky schmunzelt vergnügt. „Lieber Negrelli, das trifft sich ja ausgezeichnet. In zirka vierzehn Tagen komm ich nach Verona, da könnt ich den Buben ja gleich übers Taufbecken halten. Wenn Sie noch keinen anderen Paten haben..."

Überwältigt von soviel Güte faßt Negrelli nach der feingliedrigen Hand Radetzkys. „Niemals, Exzellenz, hätte ich Sie selbst zu bitten gewagt. Frau Lotti wird glücklich sein..."

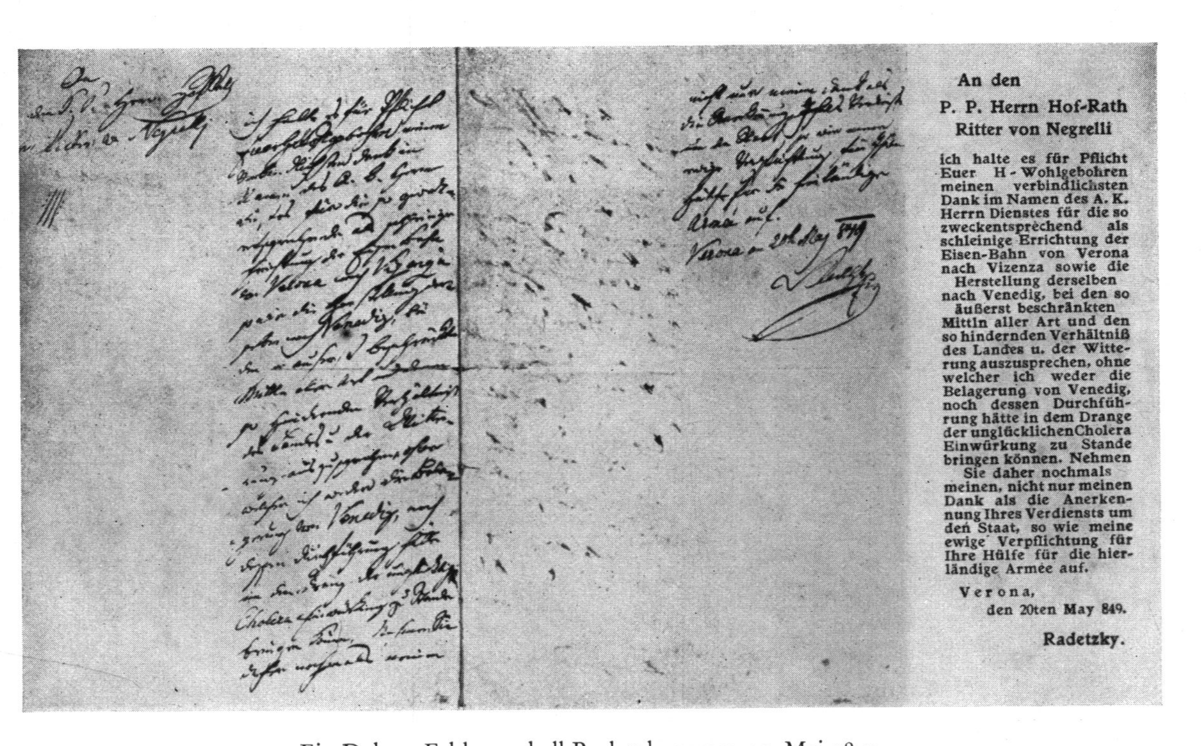
Unter den wildgesträubten Haarwülsten der weißen Brauen leuchten zwei gute, freundliche Augen. Der alte Held, der nach der Fama der kaiserlichen Lagerfeuer selbst noch vor ein paar Jährchen einen winzigen, außerehelichen Lombarden liebkoste, weiß um die Freuden der Vaterschaft.

Das Schicksal hat dem ewigen Soldaten die stillen Freuden des Familienlebens vorenthalten. Das altgewordene Herz, das immer ein wenig im Takt der wilden Landsknechttrommel schlug, ahnt wenig von der windelwarmen Gemütlichkeit des Eheglücks. Aber es liebt zappelnde Kinder, schöne Frauen und tüchtige Männer, und so sagt der Feldmarschall denn:

„Also, melden Sie mich bei Ihrer Frau Gemahlin nur an. Ich freue mich, bei dieser Gelegenheit eine Frau kennenzulernen, deren Liebreiz alle Offiziere meiner Veroneser Garnison preisen. Ihnen aber, mein lieber Negrelli, wünsche ich recht viel Erfolg in Ihrem neuen Amt. Bauen Sie mir nur gute Bahnen



Feldmarschall Graf Radetzky
(Nach einer Lithographie von Kriehuber, 1852)



An den

P. P. Herrn Hof-Rath

Ritter von Negrelli

ich halte es für Pflicht Euer H - Wohlgebohren meinen verbindlichsten Dank im Namen des A. K. Herrn Dienstes für die so zweckentsprechend als schleinige Errichtung der Eisen-Bahn von Verona nach Vizenza sowie die Herstellung derselben nach Venedig, bei den so äußerst beschränkten Mittln aller Art und den so hindernden Verhältniß des Landes u. der Witterung auszusprechen, ohne welcher ich weder die Belagerung von Venedig, noch dessen Durchführung hätte in dem Drange der unglücklichen Cholera Einwürkung zu Stande bringen können. Nehmen Sie daher nochmals meinen, nicht nur meinen Dank als die Anerkennung Ihres Verdiensts um den Staat, so wie meine ewige Verpflichtung für Ihre Hülfe für die hierländige Armée auf.

Verona,

den 20ten May 849.

Radetzky.

Ein Dekret Feldmarschall Radetzkys vom 20. Mai 1849,
mit dem er Negrellis Leistungen für das Eisenbahnwesen in Venetien anerkennt

und Straßen, dann halt ich es dem Kaiser schon, dieses schöne, feindliche Land."
Glücklich verabschiedet sich Negrelli. Der Marschall geleitet ihn noch bis zur breiten Marmortreppe. Dann kehrt er mit jugendlich raschen Schritten in sein Arbeitszimmer zurück und studiert mit peinlicher Gewissenhaftigkeit die lange Liste der Auszeichnungsanträge. Es dämmert bereits, ehe der Heerführer langsam seinen Namen auf die Schlußseite der umfangreichen Eingabe setzt.

Negrellis erster Kampf in Verona gilt dem Wiener Zentralismus. Er fordert für die Oberdirektion der italienischen Länder eine gewisse Selbständigkeit und befreit sein Amt von der jede sachliche Arbeit lähmenden Beeinflussung seitens politischer Zentralstellen. Er vertritt die Ansicht, daß der Ingenieur nicht so sehr eine Beamtentätigkeit als schöpferische Arbeit zu leisten habe, und wehrt sich gegen die Herren vom grünen Tisch, die sich allzu oft in Dinge mischen, die sie nicht verstehen. Unterstützt von Radetzky und Montecuccoli erzwingt Negrelli eine neue Geschäftsordnung, die ihm eine gewisse Freizügigkeit gewährleistet.
Seine nächste Sorge gilt der Ergänzung des Beamtenkörpers. Er bricht mit der betrüblichen Auffassung weiter Kreise, daß für den Bahndienst jeder gut genug sei, und lehnt es ab, gescheiterte Existenzen, entlassene Offiziere, entartete Aristokraten und unfähige Protektionskinder einzustellen. Schuldenmachern und Weiberhelden, denen das Wiener Pflaster zu heiß wurde, weist er die Tür, auch wenn sie von höchsten Stellen noch so warm empfohlen werden.
Schon im Jahre 1849 sind seine Vorarbeiten soweit gediehen.

daß er dem Ministerium einen Plan zur Genehmigung unterbreiten kann, der die Vervollständigung des lombardisch-venetianischen Eisenbahnnetzes vorsieht. Das Projekt wird in seinen wichtigsten Teilen anerkannt und Negrelli beauftragt, durch persönliche Verhandlungen mit den Höfen von Parma und Modena dafür Sorge zu tragen, daß die vorgesehenen österreichischen Linien auf italienischem Boden fortgesetzt würden. Darüber hinaus verhandelt Negrelli mit der Schweiz, der er empfiehlt, durch den Bau einer Bahn über den Splügenpaß den Anschluß an Mailand zu suchen.

Die oberitalienischen Bahnbauten nehmen einen raschen Fortgang. Schon im Jahre 1851 können die Strecken Verona—Mantua und Mestre—Treviso eröffnet werden. Auch die Schienenwege von Treviso über Udine nach Triest und von Verona nach Bozen nähern sich der Verwirklichung. In dieser Zeit arbeitet Negrelli auch einen Bauentwurf aus, der die Bahnverbindung Innsbruck—Kufstein—München vorsieht und zwei Jahre später auch genehmigt wird.

Seine vielseitige, erfolggekrönte Tätigkeit bleibt nicht unbeachtet. Viele Städte, die er durch seine Bahnbauten dem Handel und Verkehr erschloß, ernennen ihn zu ihrem Ehrenbürger, der Großherzog von Parma verleiht ihm für die Herstellung der Telegraphenlinien in Parma den Sankt-Georgs-Orden, und sein warmes Eintreten für die Wiederbelebung der alten Schönheit Veronas findet ihre Anerkennung durch die Berufung in die Akademie der Schönen Künste in Venedig. Kaiser Franz Josef aber verleiht dem verdienten Oberdirektor der lombardischen Baubehörde den Orden der Eisernen Krone und erhebt Negrelli damit in den erblichen Adelsstand.

Negrelli erbittet sich das Prädikat Moldelbe, das an die von ihm im Moldau- und Elbetal geleisteten Arbeiten erinnern soll,

und die Aufnahme des uralten Familienwappens in den Adelsbrief. Zur Übernahme des Familienadels selbst, der ein Schwertadel war, kann sich Negrelli nicht entschließen. Er will seine Nobilitierung nicht dem Kampf, wohl aber geistigen Werken des Friedens verdanken.

ZWEI STIEFKINDER DES GLÜCKS

Im Pariser Zentralbüro der Lyoner Eisenbahngesellschaft, in einem kleinen, hofseitigen Zimmerchen sitzt im Spätsommer des Jahres 1854 Prosper Barthélemy Enfantin über dicke Akten gebeugt und arbeitet. Vater Enfantin, der Feuergeist von einst, der Wirtschaftssozialist und Sektengründer, ist im Alter zu Kreuz gekrochen, hat das Joch der bürgerlichen Gesellschaft auf sich genommen und ißt das karge Brot eines kleinen Verwaltungsbeamten.

Mechanisch blättert der Sechzigjährige in den verstaubten Faszikeln, sein Geist aber weilt nicht in der kahlen Schreibstube im Herzen der großen, heißgeliebten Stadt. Der Geist Enfantins ist weit fort von dieser nüchternen Stätte der Brotarbeit, schwebt irgendwo über brennender Wüste, weilt im kühlen Schatten arabischer Brunnenhöfe, umkreist das unvergessene Land der Jugendträume.

Es ist schwer, endlose Lohnsummen zu addieren, wenn sich aus dem reichen Schatz der Erinnerung immer neue, vertraute Bilder schönerer Tage, einer Fata Morgana gleich, loslösen. Es ist unsäglich hart, am Rechenpult auszuharren, wenn die Seele von den Märchenfesten ägyptischer Nächte träumt. Wenn aus dem Streusand des fleckigen Schreibzeugs immer wieder die Sanddünen der Wüste aufsteigen und an eine große Idee gemahnen, die noch immer nicht erfüllt erscheint.

Die Pariser Schreibstube mit ihrer gleichförmigen Werkeltagsarbeit hat Enfantin noch nicht zermürbt. Glühender als je vorher träumt er von der Vollendung seines Kanals, unablässig verfolgt der alte Mann die Arbeiten der Studiengesellschaft und beobachtet von seinem Schreibpult aus die politischen Ge-

schehnisse in Ägypten. Immer noch wartet er mit heißer Sehnsucht auf den Ruf der großen, wirklichen Welt.
Der alte Enfantin hält nicht viel von der Studiengesellschaft, die immer mehr unter deutschen Einfluß gerät. Er mißtraut den Engländern und bedauert, daß das Kanalproblem nicht ausschließlich eine Sache Frankreichs geblieben ist. Er hat viel um dieses Land gelitten, in seinen Kerkern gesessen, es in der Zeit tiefster Demütigung gesehen und liebt es dennoch so heiß. Er opferte diesem Staat Vermögen, Ehre und Gesundheit, hungert sich jetzt im Alter durch freudlose Tage und ist doch Franzose geblieben mit allen Fasern seines leidenschaftlichen Herzens.
In den letzten Tagen nun hat der alte Mann einen Plan ersonnen, der ein letzter Versuch sein soll, den ganzen Ruhm seines Lebenswerkes für Frankreich zu retten. Noch einmal winkt die Möglichkeit, Frankreichs Gloire mit einem Werk der Weltgeschichte zu verbinden. Der kleine Angestellte der Lyoner Eisenbahn greift in die Speichen der Weltgeschichte, wagt das letzte Spiel, setzt alles auf eine Karte.
Der Amtsdiener kommt und legt eine Karte auf den Tisch. Das kleine weiße Kärtchen enthält nur drei Worte: Ferdinand de Lesseps. Enfantin rückt einen Stuhl zurecht, da stürmt sein Besucher auch schon in den Raum.
Die zwei Menschen, die sich jetzt da auf den schäbigen Holzstühlen eines Pariser Amtsraumes gegenübersitzen, hatten sich schon einmal unter ganz anderen Umständen getroffen. Damals, vor fast zwanzig Jahren, empfing der französische Konsul in Kairo, Ferdinand de Lesseps, den aus Frankreich geflüchteten jungen Enfantin in eisiger Zurückhaltung, hörte den Hilfesuchenden kaum an, verlachte des Landsmanns Kanalpläne, warf ihm Phantasterei und Leichtsinn vor und ließ es

nicht an kränkenden Anspielungen auf die in Paris verbüßte Haft fehlen. Schließlich trieb er den Hilflosen nach Frankreich zurück.

Heute liegen die Verhältnisse anders. Lesseps, dessen politische Karriere in Rom gescheitert war, ist aus dem diplomatischen Dienst entlassen worden und lebt seit Jahren, einsam und vergrämt, auf dem Gute seiner Schwiegermutter. Er ist soweit, daß er Enfantins geheimnisvollen Brief, den er vor zwei Tagen erhalten hat, als Wegweiser in ein neues Leben begrüßt. Lesseps, der in den Salons von Rotterdam, Barcelona und Madrid Frankreich vertrat, ist bescheiden geworden. So bescheiden, daß er sich an einen Strohhalm klammert, daß er von dem alten Narren Enfantin Hilfe erhofft.

Enfantin ist nicht rachsüchtig. Er, der vom Leben so wild zerzaust wurde, denkt nicht daran, sich an der sichtlichen Verlegenheit seines ehemaligen Gegners zu weiden. Mit einer Handbewegung verscheucht er die Erinnerung an das, was vor zwei Jahrzehnten war, löscht die zwanzigjährige Zwischenzeit ganz einfach aus und spricht dort weiter, wo er damals, verhöhnt und tief gedemütigt, abbrechen mußte.

„Herr von Lesseps, ich habe Sie um die Auszeichnung Ihres Besuches gebeten, weil ich an Sie eine Frage richten möchte. Vorerst bitte ich zu verzeihen, daß ich Sie in meinem Arbeitsraum empfange. Meine bescheidenen Einkünfte gestatten mir nicht den Luxus einer eigenen Wohnung. Ich rechne mit Ihrem Verständnis, und ich bitte, mir diesen Verstoß gegen die guten Sitten der Gesellschaft zu vergeben."

„Mein verehrter Enfantin, wir sind beide Stiefkinder des Glücks und daher Freunde und Verbündete. Ich freue mich, Sie sprechen zu können, und erwarte mit Spannung Ihre Mitteilungen."

„Ich beginne mit einer Frage. Glauben Sie heute an die Möglichkeit eines Kanalbaus zwischen Tineh und Suez? Haben Sie in den vergangenen Jahren Ihre Absicht von einst zu ändern vermocht?"
Lesseps, in der doppelzüngigen Atmosphäre der Diplomatenzirkel zum Mann gereift, hat es längst verlernt, eine Frage eindeutig zu beantworten. Unbewußt fast hütet er sich vor der restlosen Preisgabe seiner Gedanken. Er war schon in Kairo überzeugt, daß Enfantins Plan durchführbar sei, aber er denkt heute wie damals nicht daran, seine ehrliche Meinung auszusprechen.
„Die Forschungen der Studiengesellschaft, die ich verfolgt habe, sprechen für das Projekt. Ich persönlich aber glaube, daß der ganze Plan an politischen Widerständen scheitern wird. Diese Meinung aber stützt sich, da ich schon seit Jahren als Privatmann lebe, nur auf Vermutungen."
„Ich glaube, aus Ihrer Antwort entnehmen zu können, daß Sie in die technische und finanzielle Realisierbarkeit des Projekts keine Zweifel setzen."
„Damit haben Sie recht, Herr Enfantin. Freilich wird mein Urteil dadurch wertlos gemacht, daß ich weder Ingenieur noch Bankier bin. Ich kann also wirklich nur mit einer Laienmeinung dienen."
„Herr von Lesseps", erwidert Enfantin, „daß der Kanal gebaut werden kann, beweisen die fachlich einwandfreien Vorarbeiten des österreichischen Ingenieurs Negrelli, die durch weitere Vermessungen meines Sohnes ergänzt und bestätigt wurden. Auch die Finanzierung des Kanalbaus ist gesichert. Unlösbar, wenigstens für den Augenblick, erscheint nur, wie Sie ganz richtig vermuten, die politische Seite der Aktion. Es scheint mir gänzlich ausgeschlossen, daß die internationale Studien-

gesellschaft die Widerstände Ägyptens, der Türkei und nicht zuletzt die verschleierte Sabotage Englands überwinden kann. Wir beide kennen den Orient aus eigener Erfahrung, und wir wissen, daß der Orientale jede europäische Gesellschaft grundsätzlich ablehnt. Sowohl in der Türkei als auch in Ägypten vermag nur ein einzelner, allen Finessen muselmanischer Verhandlungsstrategie gewachsener Mann ans Ziel zu gelangen. Dieser Mann nun, Herr von Lesseps, sollen Sie sein."

Lesseps fahrige Hände zwirbeln nervös an den Enden des wohlgepflegten Bärtchens. Mißtrauisch prüft er den alten Mann, der da ein Lebenswerk aus den Händen gibt. Noch weiß er nicht, was man von ihm will. Aber schon reckt sich die Lebensgier in ihm hoch, bricht der lange unterdrückte Ehrgeiz durch, fühlt sein Herz die alte Gier nach Macht und Einfluß.

Blitzschnell jagen sich die Gedanken in seinem Gehirn. Spricht der Mann da, dieser Lohnsklave, der mit königlicher Geste Weltruhm verschenkt, aus eigenem oder verhandelt er im Namen verborgener Hintermänner? Ist es die französische Gruppe der Studiengesellschaft, die seine Mitarbeit sucht, oder narrt ihn eines Verrückten fixe Idee? Was erwartet man von ihm, dem entlassenen Diplomaten, der in der Einsamkeit eines Provinznestes von den bunten Bildern der Erinnerung zehrt?

Ein schmerzliches Lächeln ist Lesseps' erste Antwort auf Enfantins Eröffnung. Dann zwingt er sich zu einer qualvollen Demütigung.

„Ich glaube, Sie überschätzen meine Begabung und meinen Einfluß. Ich bin nicht der, der ich einmal war. Meine Beziehungen sind abgerissen, die Freunde und Gönner von einst haben mich vergessen, und meine Energie erschöpft sich in den Sorgen eines kleinen Landwirtes. Was also erwarten Sie von mir, wie soll ich helfen können?"

Enfantin weiß, wie es um Lesseps steht, weiß, daß der verarmte, zur Seite geschobene Adelige mit dem unbezähmbaren Ehrgeiz in dieser Stunde zu allem bereit ist, um nur wieder hochzukommen. Er hat Lesseps' Leben studiert, kennt sein Verhandlungstalent, weiß, daß er einer der geschicktesten Agenten des Kaiserreichs in Spanien und Italien war, erinnert sich der Konsulartätigkeit in Ägypten, kennt des Mannes oft bewiesene Skrupellosigkeit, der jeder Weg recht ist, wenn er nur zum Ziele führt, und läßt nicht mehr locker.

„Herr von Lesseps, Sie belieben einen wertvollen Aktivposten Ihrer künftigen Lebensgestaltung zu verschweigen. Seit einem Jahr ist Ihre Nichte, die Gräfin Marie Eugenie von Montijo und Teba, Kaiserin der Franzosen. Napoleon wird dem Verwandten seiner Gemahlin keinen Wunsch versagen."

„Ich denke nicht daran, des Kaisers Gnade anzurufen. Napoleon allein trägt die Schuld an meinem gescheiterten Leben. Er hat mich als römischen Gesandten den Interessen seiner Politik geopfert. Niemals werde ich seine Gunst erbitten."

„Die strengen Grundsätze Ihrer Lebensauffassung zwingen mich, deutlicher zu sprechen, als es die Flüchtigkeit unserer persönlichen Beziehung gestattet. Vergeben Sie mir, Herr von Lesseps, wenn ich dabei die Grenzen des Taktes der Sache wegen überschreite. Jeder Pariser, der zur Gesellschaft zählt, weiß, daß in Frankreich längst nicht mehr Napoleon III., sondern Ihre entzückende, junge Verwandte regiert. Ihre Rehabilitierung hängt also nicht so sehr von der Gunst des Kaisers als von dem Willen einer Frau ab, von der man in den Pariser Salons sagt, sie sei Ihnen einst näher gestanden, als es die Verwandtschaftsbeziehung bedingt."

Lesseps ist von der Freimütigkeit Enfantins so verblüfft, daß er es unterläßt, für den Ruf seiner Kaiserin einzutreten. Er

sucht nach einer Entgegnung, ehe er aber die passenden Worte der Zurechtweisung findet, fährt Enfantin fort:
„Eine kleine Geste Ihrerseits, und Sie sind der Günstling der Kaiserin. Eine kleine Selbstüberwindung, und der Thron deckt Ihre Pläne und Geschäfte. Es wird Ihrer Beredsamkeit nicht schwer fallen, Ihre Nichte für ein Standardwerk menschlichen Geistes zu entflammen. Gewinnen Sie die energische und dabei romantische Frau für unsere Sache, und die Frage von Suez wird aus einem Spielzeug zänkischer Kommissionen zur nationalen Sache Frankreichs. Opfern Sie dem Wohle des Vaterlandes Ihren gekränkten Stolz und widmen Sie Ihr Leben diesem Werk der Zivilisation."
Befangen sitzt der Weltmann Lesseps vor dem kleinen Bahnbeamten, der da seine geheimsten Wünsche und Sehnsüchte ans helle Licht des Tages zerrt. Schon lange hat Lesseps davon geträumt, sich dieses großen Gedankens zu bemächtigen. Nun naht die Versuchung in greifbarer Gestalt. Er schweigt und denkt, der Versucher aber fährt fort:
„Suez und Panama warten auf Sie. Zwei Meere und zwei Ozeane sind zu verbinden. Ändern Sie das Gesicht der alten und der neuen Welt, und Ihr Name wird in die Geschichte der Menschheit eingehen."
Längst hat Lesseps vergessen, daß er auf dem Strohsessel einer Schreibstube sitzt. Er sieht den tintenfleckigen Schreibtisch nicht mehr, die Aktenregale und Stehpulte, denkt nicht mehr daran, daß ein Narr zu ihm spricht, ein Anarchist und Sektengründer. Er blickt nur mehr in seines Partners abgrundtiefe Apostelaugen, hört nur mehr jene Stimme, die einst Frankreichs Jugend in den Fiebertod der Wüste und in die Kerker der Reaktion trieb.
Mühsam reißt sich Lesseps in die Gegenwart zurück. Er wehrt

sich gegen die Erschlaffung seines Willens, zwingt sich, klar und nüchtern zu denken und klammert sich an die Schwierigkeiten des Problems.

„Abbas Pascha, der Nachfolger Mehemed Alis auf dem ägyptischen Thron, ist ein Gegner der Kanalidee. Frankreichs Macht reicht nicht aus, die Wasserstraße gegen den Willen des Paschas zu bauen. Negrelli, der Planer der Kanalstraße, erklärt mit allem Nachdruck, daß Arbeitskräfte und Wasser nur der Vizekönig stellen könne. Ich kenne die Verhältnisse in Unterägypten ganz genau und ich weiß, daß der Mann damit völlig recht hat. Ohne Abbas Paschas Zustimmung kann nichts geschehen. Dieser Despot aber erlaubt Europäern nicht einmal die Bereisung seines Landes."

„Abbas Pascha wird unsere Pläne kaum noch durchkreuzen. Denn ich habe vertrauliche Nachrichten aus Ägypten erhalten, daß der Vizekönig schwer erkrankt ist und jetzt wahrscheinlich im Sterben liegt, vielleicht gar schon tot ist. Mit einem Thronwechsel in Ägypten ist also in Kürze zu rechnen."

„Enfantin, dieser Hinweis ist tatsächlich für mich von nicht geringer Bedeutung. Der Tod des Abbas würde mir die Rückkehr nach Ägypten gestatten."

„Erlauben Sie mir nun, Herr von Lesseps, daß ich Sie mit einer weiteren Neuigkeit vertraut mache, mit einer Nachricht, die, ich darf wohl schon sagen, unseren Plänen den besten Erfolg verheißt. Ich hatte vor drei Tagen die Ehre, ein Handschreiben von dem künftigen Statthalter Ägyptens zu erhalten, von Mehemed Alis Verwandten, dem Prinzen Said."

„Sie haben unmittelbare Nachricht vom Prinzen?" Jetzt beginnt Lesseps klar zu sehen, jetzt weiß er, um was es geht.

„Gewiß. Prinz Said erwies mir die Auszeichnung, sich meiner zu erinnern, und er erkundigte sich lebhaft nach dem Schicksal

seines Reitlehrers Ferdinand de Lesseps. Der künftige Regent, dem ich von Ihrer freiwilligen Verbannung berichtete, äußerte den Wunsch, sich Ihrer Mitarbeit zu versichern und gedenkt, Sie zu seinem Berater in Fragen der europäischen Politik zu machen. Ich erhielt den Auftrag, Ihnen mitzuteilen, daß ein formelles Berufungsschreiben wohl in wenigen Wochen in Ihren Händen sein wird."

Ferdinand de Lesseps ist trotz aller Lebensgewandtheit in diesem Augenblick nicht mehr Herr seiner Empfindungen. Ehrliche Freude strahlt aus seinem Gesicht, von einem wirklich tiefen Gefühl der Dankbarkeit erfüllt, schüttelt er Enfantins beide Hände und bemüht sich nicht mehr, seine Freude und seine Genugtuung zu verbergen.

„Ich danke Ihnen, Herr Enfantin, für diese gute Kunde. Die engen Beziehungen, die mich durch Jahre mit dem Prinzen Said verbinden, geben mir die Hoffnung, unserem Werke in Ägypten wirklich dienen zu können. Ich nehme Ihren Auftrag an. Jetzt, da ich des Kaisers Gnade nicht mehr für mich selbst benötige, will ich mich auch meiner Nichte offenbaren. Was ich tun kann, der Sache zu dienen, wird geschehen."

Enfantin hat seine Mission erfüllt. Die Karte ist ausgespielt, ein neuer Mann stürzt sich in den Kampf um den Kanal.

Ungeduldig erhebt sich Lesseps. Da der Weg endlich wieder frei wird, packt ihn die alte Unrast seines Wanderlebens mit elementarer Gewalt.

„Es wird immer meine Sorge sein, der Welt Ihre Verdienste um unser Werk zu predigen. Der Name Enfantin soll ewig mit dem Kanal verbunden bleiben."

Der alte Mann hebt abwehrend die Hand. „Mein schlichter Name tut nichts zur Sache. Ich habe niemals an mich gedacht. Was immer ich tat, geschah für Frankreich. Wir alle sind ja

nur Werkzeuge einer höheren Macht. Vor Ihrer Abreise nach Ägypten hoffe ich Sie noch zu sehen."

„Ich werde mir erlauben, mit Ihnen in engster Verbindung zu bleiben. Und nun nochmals meinen wärmsten Dank für Ihr Vertrauen. Ich werde es nie enttäuschen."

Lesseps geht, Enfantin kehrt an seinen Schreibtisch zurück und vergräbt sich wieder in die Papierberge der Fronarbeit.

FEINDE UND NEIDER AM WERK

Ein Mensch, der sich aus eigener Kraft emporarbeitet, Erfolg hat und sich einflußreicher Gönner erfreut, schafft sich, ohne es verhindern zu können, erbitterte Feinde und Neider. Negrellis Aufstieg, seine Nobilitierung und sein enges Freundschaftsverhältnis zu Graf Radetzky und Minister Bruck schuf ihm eine böswillige Gegnerschaft. Daß er aber durch seine Tätigkeit bei der Studiengesellschaft in rege Wechselbeziehung zu den führenden Männern der europäischen Wissenschaft und Finanz trat, machte ihn bald zur Zielscheibe vergifteter Pfeile.

Der einflußreichste unter den versteckten Feinden Negrellis ist der Leiter der Ministerialsektion Wien, Sektionschef Dr. Karl Czörnig, Freiherr von Czernhausen. Der ehrgeizigste Mann des Handelsministeriums, den der Geschichtsschreiber Walter Rogge den Wohldiener des österreichischen Absolutismus nennt. Baron Czörnig, der sein Amt der Abberufung Negrellis nach Verona verdankt, untergräbt in emsiger Maulwurfsarbeit die Position seines Vorgängers, dessen Unabhängigkeit ihm ein Dorn im Auge ist. Czörnig will Minister werden, und er ist auf gutem Wege dazu. Jede Änderung im Verwaltungsgefüge der Wiener Zentralstellen trägt ihn eine Stufe höher, und er, der kein Fachmann ist, fürchtet nur einen Rivalen, fürchtet nur Negrelli, der mit Fachkenntnis und Erfahrung den Zauber einer scharfumrissenen Persönlichkeit verbindet.

Als Werkzeug seines Machtwillens schafft Czörnig die sogenannte Rechnungszensur, die nicht so sehr der Gebarungsprüfung, als der Unterdrückung und Bespitzelung der untergeordneten Eisenbahnstellen dient. Die Rechnungszensur

Czörnigs verbindet den Polizeigeist Metternichs mit den widrigsten Schikanen des Amtsschimmels. Sie nimmt den fähigen Köpfen unter der Beamtenschaft jede Freizügigkeit und erschwert die Arbeit, erstickt jede produktive Tätigkeit in einer Flut von Verordnungen, Erlassen und Dekreten und ist eine gefällige Dirne im Dienst der Zahlenmenschen und Aktenschnüffler. Mit Hilfe dieses Zensurapparates vermag Czörnig die Beamtenschaft unter Druck zu halten, feiert der Absolutismus, die klerikale Reaktion, ihren letzten Triumph.

In Innerösterreich beugt sich alles murrend dem neuen System. Der einzige Mann, der Widerstand wagt, Kritik übt und Czörnigs Verwaltungsterror bekämpft, ist Negrelli. Der Baumeister der lombardisch-venetianischen Bahnen wagt es, gegen Czörnig zu rebellieren. Schon prophezeit man Negrellis Sturz, da tritt ein Ereignis ein, das alle Gegner der Reaktion mit neuer Hoffnung erfüllt.

Am 15. Jänner 1855 tritt Finanzminister Baumgartner, der auch das Handelsministerium bekleidet, zurück. Czörnig bewirbt sich um das freigewordene Doppelministerium, der Kaiser aber entscheidet sich für den ehemaligen Direktor des Triester Lloyd, Bruck. Baron Bruck, der in diesem Zeitpunkt Österreichs Interessen bei der Hohen Pforte vertritt, gilt als Mann des Freisinns. Er war Mitglied des Frankfurter Parlaments, verficht den großdeutschen Gedanken und trägt sich mit gesunden Reformen. Die klerikalen Kreise sind entsetzt, sprechen von Revolte und Umsturz, die Freunde der Freiheit aber atmen auf. Tatsächlich wird Baron Bruck Finanzminister, zum Handelsminister bestellt Kaiser Franz Joseph den Statthalter von Triest, von Toggenburg.

Negrelli, der sich schon, der ewigen Anfeindungen müde, mit dem Gedanken trug, aus dem Staatsdienst auszuscheiden, at-

met auf. Bruck ist sein Freund und Mitarbeiter in der Suezfrage, ein Mann, mit dem sich sprechen läßt, der modern denkt und vor großen Aufgaben nicht zurückschreckt. Er begrüßt den aus Konstantinopel kommenden neuen Finanzminister in Triest, besucht ihn gleich darauf in Wien, ist Gast bei Toggenburg, wird von den nächsten Vertrauten des Kaisers, bei Bach, Grünne und Thun empfangen. Überall findet er Verständnis für seine großen Pläne und darf schließlich dem Kaiser seine Zukunftsgedanken vortragen. Franz Joseph ist von größter Liebenswürdigkeit und beschließt die Audienz mit der Versicherung seines Vertrauens und dem Versprechen weitgehender Förderung.

Czörnig rast vor Wut. Er hat nicht nur keinen der beiden Ministerposten erhascht, sondern er muß erleben, daß sein gefährlichster Rivale Regierung und Hof für seine Pläne gewinnt. Überall nennt man Negrelli den kommenden Mann. Czörnig muß vorläufig seinen Feldzug einstellen, aber er gibt den Kampf nicht auf. Er sucht unentwegt nach neuen Möglichkeiten, seinen Haß zu befriedigen und wappnet sich vorläufig mit Geduld und Vorsicht.

Negrellis enge Beziehung zu Bruck ist nicht unbemerkt geblieben. Die leitende Beamtenschaft der verschiedenen Ministerien, die ihn bereits zu den Opfern Czörnigs gezählt hatte, hält Umkehr. Die Zeit des Wiener Aufenthaltes beweist Negrelli, wie wetterwendisch die Gunst der Menschen ist. Leute, die ihn noch vor Wochen kaum zu grüßen wagten, weil er zu den Mißliebigen zählte, buhlen jetzt um seine Freundschaft. Ehrgeizige, die schon längst seine Ämter unter sich aufgeteilt hatten, machen ihm Visiten, umschmeicheln ihn, schimpfen über Czörnig und seinen Anhang. Man ladet ihn zu Gast, widmet ihm Gedichte und Tonstücke, hohe Beamte, die ihn



Carl Freiherr von Bruck, vormals Direktor des
Österr. Lloyd in Triest, dann k. k. Handels- und Finanzminister
(Nach einer Lithographie von Kriehuber, 1855)

d



Staatskanzler Fürst Metternich
(Nach einer zeitgenössischen Photographie)

noch vor Wochen kaum kannten, weissagen ihm eine glänzende Laufbahn, die Türhüter beugen sich tief zu Boden, kurz, er ist der Mann des Tages, aber auch der Mann der Zukunft geworden.

Negrelli lächelt über die Schmeichler und Lobhudler. Er geht seinen Weg unbeirrt weiter, kehrt nach Verona zurück und vergräbt sich wieder in seinen großen Aufgabenkreis. Er hat die Wandelbarkeit menschlicher Gunst am eigenen Leibe erfahren und erkannt, daß nur die Arbeit zu befriedigen vermag. Czörnig versucht nun vergebens, eine Entfremdung zwischen Negrelli und Radetzky herbeizuführen, veranstaltet, da dies mißlingt, ein wahres Kesseltreiben gegen den Veroneser Baudirektor, wühlt und bohrt, wählt dunkle, bis zur Stunde ungeklärte Wege und treibt sein Spiel mit so viel Geschick, daß schließlich selbst der Handelsminister Toggenburg argwöhnisch wird. Alle diese Nadelstiche gekränkter Eitelkeit bleiben aber erfolglos, niemand schenkt den undeutlichen Anspielungen Czörnigs Gehör, und auch der Handelsminister überzeugt sich bald, daß die Bahnbauten der Lombardei in besten Händen sind. Da greift der Kreis um Czörnig zu einem letzten Mittel. Anonyme Schreiben an die Hofkanzlei erzählen von Mißständen bei der Veroneser Baudirektion, und Hofschranzen, die den greisen Radetzky schon längst verdrängen wollen, benützen die Gelegenheit, den Kaiser gegen die Militär- und Zivilverwaltung der Lombardei aufzuhetzen. Da man aber den zu einem Mythos gewordenen Paladin des Thrones, Radetzky, den Soldatenvater, nicht direkt anzugreifen wagt, hält man sich an seinen Günstling Negrelli. Vorsichtig träufelt man dem Kaiser den Verdacht ein, die lombardischen Bahnbauten seien eine Quelle von Unzuträglichkeiten. Der Kaiser, der nichts so sehr verabscheut als Vertrauensbrüche,

läßt sich beeinflussen und beauftragt Toggenburg am 19. Mai 1855, den Bau und die Gebarung der Staatsbahnen im venetianisch-lombardischen Königreich überprüfen zu lassen.
Der Handelsminister entsendet sofort eine Kommission, der Feldmarschalleutnant von Trattner, Bauinspektor Weindl und der Chef der obersten Polizeibehörde, F. M. L. Baron Kempten, angehören. Czörnigs Rechnungszensur kann eingreifen, ein Offizier, ein Beamter und ein Polizist sind bereit, ihr Laienurteil über ein Werk der Technik abzugeben. Der Schmähbrief eines Erbärmlichen hat den Stein ins Rollen gebracht. Czörnig reibt sich die Hände; denn er weiß, wer in die Maschen seines Bespitzelungsnetzes gerät, der ist verloren.
Wochenlang bereist die Kommission die lombardischen Baustrecken, diskret wird erhoben, geprüft und einvernommen. Bericht um Bericht wandert in die Hofkanzlei. Unzufriedene Beamte und gemaßregelte Bauführer benützen die günstige Gelegenheit, ihrem Chef zu schaden. Was gut, ja vorbildlich ist, wird nicht beachtet, kleine Mängel werden dagegen aufgebauscht, und so erwächst aus Ohrenbläserei, Angebertum und mangelndem Fachwissen eine mühsam konstruierte, künstlich aufgezogene Anklage.

EINE ORIENTALISCHE NACHT AM NIL

Einige Tage vor der Abreise Lesseps' nach Kairo findet in den Räumen der Studiengesellschaft für den Suezkanal, Paris, Rue de la Victoire, eine abschließende Besprechung zwischen Enfantin, Talabot und Lesseps statt. Die Mitglieder der französischen Gruppe sind sich bewußt, daß die Betrauung Lesseps' mit einer Spezialmission dem Gesellschaftsstatut widerspricht. Sie handeln zweifellos gegen den Willen der deutsch-österreichisch-englischen Gruppen, aber sie stehen so sehr im Bann ihres temperamentvollen Landsmannes, daß sie alle Bedenken außer acht lassen. Enfantin möchte zwar Negrelli und Stephenson von der Heranziehung Lesseps' unterrichten, Lesseps aber winkt ab.

„Nur keine kleinlichen Bedenken", meint er, „keine Rücksichtnahme auf die Eifersüchtelei der anderen Länder. Kümmern wir uns in diesem entscheidenden Zeitpunkt nicht um papierene Verträge und freundschaftliche Gefühle, sondern handeln wir kurz und entschlossen. Frankreich muß den grundlegenden Schritt tun. Lassen Sie uns das Eisen schmieden, solange es heiß ist. Übertragen Sie mir alle nötigen Vollmachten."

Gegen die innere Stimme ihres Gewissens erklären Enfantin und Talabot Lesseps zu ihrem Mandatar, übergeben ihm alle wichtigen Papiere, ja sogar die Liste der Anteilzeichner. Mit reichlichen Geldmitteln und dem Auftrag ausgestattet, für die Studiengesellschaft die Baugenehmigung zu erwirken, reist Lesseps von Paris ab.

Der Regent Ägyptens, der seinem ehemaligen Hofmeister und Reitlehrer manche schöne Erinnerung verdankt, nimmt Les-

seps in den Kreis seiner engsten Umgebung auf. Der Franzose tut alles, sich Prinz Said immer mehr zu verpflichten, und wartet auf eine günstige Gelegenheit, den Statthalter für das Kanalprojekt zu begeistern. Der beste Anlaß hierzu läßt nicht lange auf sich warten.

Said Pascha hat die Vertreter der europäischen Mächte, die Regierungsbeamten und Offiziere der ägyptischen Armee, mit einem Wort die ganze internationale Gesellschaft Kairos zu einem Gartenfest eingeladen. Es liegt dem jungen Statthalter daran, seine Vorgänger Mehemed Ali und Abbas Pascha an Prachtentfaltung zu überbieten. So haben denn die aus Paris verschriebenen Architekten und Künstler, Gärtner, Baumeister und Musiker alles aufgeboten, Residenz und Park in eine lichterstrahlende Zauberlandschaft zu verwandeln und das nächtliche Fest zu einem traumhaft schönen Erlebnis zu machen.

Wochenlang ist diese Nacht vorbereitet worden. Italienische Bauarbeiter, die ein Transportdampfer der ägyptischen Flotte aus Genua gebracht hat, haben das Schloß Mehemed Alis umgebaut und eine breite Marmortreppe angelegt, die durch den Garten zum Nil hinabführt. Nilbarken brachten Riesenpalmen aus Nubien. Auf den Schloßteichen schimmern Lotosblumen, die aus Indien gekommen sind. Die Gewächshäuser der französischen Riviera haben ihre schönsten Blumen gesandt. Vor der großen Gartenterrasse aber rauscht der erste Leuchtbrunnen der Welt. Tausende von chinesischen Lampions glühen in allen Farben rings in den Büschen und Hecken des Parks, indische Tempelchen und japanische Pavillons erwarten den Besuch Verliebter, und drei europäische Musikkapellen spielen zum Tanz auf.

Aber auch die Stadt nimmt an diesem Nachtfest des Paschas teil. Der neue Regent hat das grausame Steuersystem Mehemed Alis, das keine Lehmhütte, kein Huhn und keinen Palmbaum unbelastet ließ und die armen Fellachen zu hungrigen Bettlern machte, gelockert. Die Leibeigenschaft ist aufgehoben, der Fronarbeit sind Grenzen gesetzt, und der Henker feiert seit vielen Wochen. Kairo rast in einem Rausch der Begeisterung. Der ärmste Fellah hat das winzige Fensterchen seines Wohnlochs mit einem Talglicht erhellt, jedes Haus trägt die Fahne des Propheten, und Palmwein und Hirsebier rinnen in Strömen. In den engen Straßen wogt ein heulendes und freudetolles Menschenmeer. Trommeln rasseln, Gebetchöre ertönen, und von dem Turm der Zitadelle steigen die wie ein Wunder bestaunten Raketen eines römischen Feuerwerkers in den dunklen Himmel.

Eine vieltausendköpfige Menschenmenge umlagert das Schloß und den Park. Braune Gesichter pressen sich an die Eisenstäbe des Parkgitters. Araber, Beduinen, Nubier, Fellachen, Dammarbeiter aus Heluan, Kameltreiber aus dem Hedschas, türkische Baumwollhändler und schwarze Ruderknechte, die von Assuan und Dongola stammen, kreischende Weiber und brüllende Kinder starren mit weitaufgerissenen Augen in den Märchengarten des Paschas. Draußen am Nil aber drängen sich unzählige Barken. Jedes Boot hat eine bunte Laterne, und dieser Lichterreigen schiebt sich ganz langsam an der Freitreppe der Residenz vorbei.

Die Festtafel ist längst aufgehoben. Die Jugend tanzt oder lustwandelt zwischen den duftenden Hecken des weiten, stillen Parks, kreist um den plätschernden Leuchtbrunnen oder blickt von einem der kleinen Lusthäuschen hinab auf die endlose Lampenkette der Nilboote.

Der Pascha und seine Ehrengäste haben auf der Gartenterrasse Platz genommen. Man schlürft schwarzen süßen Kaffee, aus zierlichen Porzellantäßchen und genießt den Blick auf Park und Strom. Wenn die Geigen der Pariser Musikanten gerade schweigen, dann vernimmt man das Gewoge der Menschen draußen vor der Parkumfriedung und das ferne Geknatter zerstiebender Raketen.

Said Pascha ist zufrieden mit dem Verlauf des Festes. Dankbar winkt er seinem Freunde Lesseps zu, der diese Nacht vorbereiten half. Said Pascha ist zufrieden, und doch klingt sein Lachen gezwungen, will das Gespräch, das er mit seiner Tischnachbarin, der bildschönen Frau des englischen Geschäftsträgers in Kairo führt, nicht in Fluß kommen. Die Ursache von Said Paschas Verstimmung sitzt schräg gegenüber am Ehrentisch, belauert mit kleinen, farblosen Augen jede Bewegung des Regenten, ist heute früh aus Konstantinopel gekommen und nennt sich Ühüb Pascha. Der kleine, dicke Türke mit den feisten Hängebacken ist als Sondergesandter des Großherrn gerade am Tage des Festes in Kairo eingetroffen und hat sich sofort seines Auftrages entledigt.

Wohl brachte er die Anerkennung Said Paschas als Nachfolger des toten Abbas, aber der Ferman der Hohen Pforte schlug den Ehrgeiz Saids in enge Fesseln. Zur Zeit der Herrschaft Mehemed Alis über Ägypten war es Gebrauch geworden, den Herrn des Landes Vizekönig zu nennen. Er trug diesen Titel nicht mit Recht, aber die Vertreter der europäischen Mächte ließen ihn stillschweigend gelten, die Hohe Pforte übersah diese Standeserhöhung ihres Vasallen, und niemand nahm daran Anstoß, daß Mehemeds Söhne den Prinzentitel führten.

Nun bringt da plötzlich dieser fette Höfling einen Ferman,

der dem neuen Landesherrn die Bestimmungen des großherrlichen Hattischerifs vom Jahre 1840 in Erinnerung ruft. Nach diesem Vertrag ist Said Pascha nicht Vizekönig, sondern nur Wali, also Statthalter des Großherrn und muß eine ganze Reihe drückender Verpflichtungen erfüllen. So wird ihm auferlegt, ein Drittel der Landeseinnahmen an die Hohe Pforte abzuliefern, er muß sein Heer auf einen Bruchteil der bisherigen Stärke reduzieren und verliert gegenüber den europäischen Regierungen das Recht jeder freien Entschließung. Alle Fesseln, die Mehemed Ali nach und nach abzustreifen verstand, werden Said Pascha neuerlich mit allem Nachdruck auferlegt.

Said ist wütend. Er hat während seiner Pariser Studienzeit davon geträumt, einst Ägypten stark und unabhängig zu machen. Er wollte die Bindungen an die ferne Türkei lockern, und nun zerbricht dieser Sendling Stambuls alle seine Luftschlösser. Dieser hockt wie ein lebender Vorwurf an der Festtafel, runzelt die Stirn, wenn Said als Vizekönig angesprochen wird, gebraucht selbst ostentativ die Anrede „Wali" und hüstelt verärgert, wenn der Regent irgendeine selbstherrliche Zukunftsabsicht andeutet.

Das Fest gestaltet sich immer mehr zu einer zauberhaften Feerie. Die Stimmung der Gäste, denen gerade durch Hofbeamte kostbare Festgeschenke des freigebigen Paschas überreicht wurden, hat ihren Höhepunkt erreicht. Der ganze Park ist erfüllt von frohem Lachen, zärtlichem Geplauder und dem süßen Klang schluchzender Geigen. Das Volk aber, draußen vor den Gittertoren des Schlosses, das von drückenden Lasten befreite Volk Kairos jubelt den Namen des geliebten Herrn immer wieder, immer stürmischer in die Nacht.

Im Hintergrund der Terrasse, an der Schloßwand, bauen

gerade schwarze Diener geschäftig ein großes Bambusgerüst auf, befestigen an den Stangen unzählige kleine Glaskugeln, die in ihrer Gesamtheit Worte zu bilden scheinen. Niemand zerbricht sich den Kopf über die Bedeutung dieser Vorbereitung, niemand achtet auf das hastige Getriebe der schwarzen Kerle, denn man erwartet die Krönung des Festes, den Tanz der schönsten Frau von Paris.

Madame Suzette ist seit Wochen die Sensation der Residenz. Prinz Said hat die junge Tänzerin aus Paris mitgebracht und ihr das Sommerschlößchen Mehemed Alis zur Verfügung gestellt. Seither fährt die schöne Französin jeden Morgen in einem Viergespann der Hofstallungen spazieren oder genießt auf den Seidenkissen einer Staatsbarke die Abendkühle des Nils. Man weiß, daß Said seine entzückende Freundin zuweilen besucht, und man wundert sich eigentlich, daß der Regent, trotz seiner europäischen Erziehung, Madame Suzettes Schönheit und Kunst so vielen Augen preisgibt. Dieser Bruch mit orientalischer Denkungsart wird Said von seinen Gästen aus Europa hoch angerechnet. Die hochgespannte Neugier, die schöne Französin tanzen zu sehen, tut das übrige, und so empfängt denn die junge Künstlerin bei ihrem Auftreten begeisterter Empfangsapplaus.

Madame Suzettes altägyptischer Schleiertanz wird von nubischen Musikanten auf seltsam geformten Kultinstrumenten begleitet. Dumpf klingende Tanztrommeln, beinerne Totenrasseln und eintönig zirpende Saiteninstrumente vereinigen sich zu wechselvollen Rhythmen und untermalen die feierlichen, scharf umrissenen Tanzbewegungen der von einem hauchdünnen Silberschleier umflossenen Frau.

Jede Tanzstellung, jede einzelne Bewegung der schlanken Glieder ist den Steinzeichnungen altägyptischer Bildhauer

abgesehen. Frankreichs berühmtester Ägyptologe hat Madame Suzette beraten, ihr Tanz ist die Wiedergeburt vorzeitlichen Götterkults.

Im blauen Qualm kupferner Räucherpfannen wiegt sich der zarte Leib. Immer eindringlicher wird das Gerassel der Beinklappern, immer wilder der dumpfe Schlag der Holztrommeln, Schleier um Schleier fällt, schrille Schreie der schwarzen Musikanten peitschen die Tänzerin auf. Immer wieder aber zwingt ein Rhythmenwechsel die ekstatische Gelöstheit der wirbelnden Glieder zur starren Ruhe altüberlieferter Opferstellungen. Fast hüllenlos, nur vom Seidenhauch eines letzten Hüftschleiers umflossen, umwallt vom duftenden Rauch der Tempelpfannen steht die weiße Frau nun vor den schwarzen Gestalten der kauernden Musikanten. Die Saiteninstrumente sind verstummt, nur mehr die Trommeln klingen in dumpfem Wechselschlag. Ihr Rhythmus löst die Statuenstarre der Frauengestalt, ein Beben durchläuft die weißen Glieder und verrät das heiße Flackern des Blutes im mühsam beherrschten, blühenden Leib.

Längst ist das Geflüster am Ehrentisch erstorben, die Festgäste drängen sich vor der Terrasse. Alle Augen hängen an der Tänzerin, genießen diese Offenbarung einer versunkenen, alten Kultur. Niemand klatscht Beifall, da der Tanz zu Ende ist. Was Madame Suzettes Kunst bot, war ja nicht Tanz im europäischen Sinn, sondern die Nachschöpfung einer Kulthandlung aus dem Säulentempel von Luxor. Niemand spendet Beifall, aber riesige Blumengewinde, die man um Madame Suzette aufbaut, bewundernde Blicke und ein paar leise, zärtliche Dankesworte des Festgebers lohnen die Kunst der schönen Frau.

Das große Pariser Orchester spielt eine französische Tanz-

weise. Die Estrade ist dunkel geworden. Aus der Tiefe der Parkwege aber tauchen junge Fackelträger auf, schreiten auf die Bühne und verschlingen sich zu den zierlichen Figuren einer zärtlichen Gavotte. Die Kinder der französischen Kolonie huldigen durch einen Fackeltanz dem Regenten. Lesseps hat diesen Gedanken gehabt, die Frau des französischen Gesandten und der Ballettmeister der Pariser Oper haben ihn verwirklicht. Die Grazie der Buben und Mädel aber verhilft dem glücklichen Einfall zu einem vollen Erfolg. Die Krönung des Kinderreigens aber kommt erst am Schluß der Darbietung. Die Tanzordnung löst sich scheinbar auf, und während die Mädchen dem Regenten eine Blumenkrone überreichen, erklettern die Buben das geheimnisvolle Bambusgerüst und entzünden mit ihren Fackeln die Öllichter der vielen weißen Kugellampen. Die Lichtlein werden zu Buchstaben, die Buchstaben zu Worten und während die Musik mit einem jubelnden Finale einsetzt, erglühen hoch über Schloß und Park die Flammenworte: „Es lebe der Vizekönig!"
Ein Beifallssturm durchbraust Terrasse und Park. Die Musik ertrinkt im Geklatsch von tausend Händen, und diese Ovation der Festgäste brandet über die Parktore hinaus, ergreift die Menschen vor dem Schloß und am Nil und wird, immer mehr anschwellend, zu einem Orkan der Begeisterung.
Die Ehrengäste haben sich erhoben, umringen Said, schütteln seine Hände und huldigen dem Regenten. Said ist gerührt und bewegt. Mit frohem Lachen hebt er gerade ein kleines Mädchen zu sich empor, küßt das Kind auf die Stirn, da sieht er plötzlich die bösen, stechenden Augen Ühüb Paschas vor sich. Der Gesandte des Großherrn bebt vor Zorn. Er bringt vor Wut kein Wort über die Lippen, seine Augen aber, die der Haß verdunkelt, wenden sich nach den Leuchtworten. Er

spricht kein Wort, aber der Statthalter versteht, winkt Lesseps zu sich und bittet den Franzosen in hastigen Worten, die Schrift verlöschen zu lassen.

Lesseps hat den Zwischenfall nicht nur bemerkt, sondern auch vorausgesehen. Er will in dieser Nacht Said für immer an sich fesseln, und darum hat er den Plan mit der Lichterhuldigung ersonnen und wagt nun den letzten, gefährlichsten Schritt. „Ich verstehe", raunt er dem Ägypter zu, „der Türke protestiert gegen die Bezeichnung „Vizekönig". Er wünscht Königliche Hoheit vor den Festgästen und der Stadt zu demütigen. Der Mann glaubt noch in Asien zu sein. Ich werde dieser Kreatur des Großherrn zeigen, wie Europa diese Kränkung Ihrer Person beantwortet. Für das, was jetzt kommt, trage ich, trägt aber auch der französische Konsul die Verantwortung."

Vom Park her tönt noch der Jubel der Menschen. Am Ehrentisch hingegen ist es still geworden. Die Gespräche zwischen Said, Ühüb Pascha und Lesseps sind nicht unbeachtet geblieben. Man schweigt betroffen, ärgert sich über den taktlosen Türken und ist peinlichst berührt. Da springt Lesseps auf die Estrade und seine Stimme übertönt das Stimmengewirr der Menschenmenge und die Klänge des Orchesters:

„Im Namen Europas und des ägyptischen Volkes protestiere ich gegen den Sinn dieser leuchtenden Worte. Die Inschrift ist falsch, erlauben Sie, daß ich sie korrigiere!"

Lesseps zieht die Pistole, wendet sich gegen die Inschrift und schießt. Ein Knall, die Musik bricht ab, eine der Leuchtschalen zerschellt. Glas klirrt in das entsetzte Schweigen der Gäste. Wieder schießt der Franzose, ladet, schießt, ladet, schießt, holt Kugel um Kugel vom Bambusgestell herab. Ringsum, im Park, ja sogar auf der Straße hört man die Schüsse, erstarrt zu Stein,

vergißt zu atmen. Das Geklatsch der Hände ist abgerissen, die Musiker spielen nicht mehr, und in das betroffene, ja entsetzte Schweigen der Menschenmenge knallen die Schüsse des Franzosen, klirrt das zerschellende Glas erlöschender Lichtschalen.

Ehe man am Ehrentisch Zeit findet, auch nur eine Frage zu stammeln, ehe die Leibwache auch nur daran denken kann, sich des scheinbar Verrückten zu bemächtigen, sind vier Buchstaben der Inschrift V-I-Z-E erloschen, wendet sich der Meisterschütze wieder dem Ehrentisch zu. „Jetzt, meine Damen und Herren, jetzt glaube ich, entspricht die Leuchtschrift unseren Wünschen und Hoffnungen besser."

Man atmet wieder, sieht sich an, erholt sich vom Schreck der unerwarteten Schüsse und liest, plötzlich begreifend, da oben die neuen Worte: „Es lebe der König!"

Jetzt versteht man den letzten Sinn dieses tollen Einfalles, und aus der lähmenden Stille erwächst eine Ovation, wie sie dieser Park noch nie erlebt hat. Die flammende Prophezeiung, von gellenden Schüssen ausgelöst und in das Dunkel gezaubert, entfesselt rasende Beifallsstürme. Ein Schrei der Begeisterung bricht aus tausend Kehlen, Männer und Frauen, Weiße und Farbige, Soldaten und Konsularbeamte, Fellachen und Araberweiber wissen plötzlich, daß diese neue, veränderte Flammenschrift Ägyptens künftige Freiheit bedeutet.

Niemand kümmert sich in dem Freudentaumel dieser Stunde darum, daß Ühüb Pascha wutschnaubend verschwunden ist und der englische Konsul verärgert schweigt. Prinz Said aber hat den Großherrn und seinen Hattischerif vergessen, liest immer wieder die leuchtende Weissagung über den dunklen Palmen und genießt die Huldigungen seiner Gäste.

Eine Stunde später aber, da die ersten Öllampen der Feuer-

schrift zu ersterben beginnen, wandert Lesseps Arm in Arm mit seinem königlichen Freund durch dunkle Parkwege und hat den Vizekönig schon längst für den Gedanken des Suezkanals gewonnen. Zwei ehrgeizige Menschen haben sich gefunden, zwei Traumbilder gewinnen Leben.

Kaum ist der Vizekönig für den Plan des Kanalbaues gewonnen, vergißt Lesseps auch schon, daß er Treuhänder anderer ist. Er verfaßt ein Memorandum, das die Verdienste und Vorarbeiten der Studiengesellschaft nur mehr flüchtig berührt, tut so, als sei die ganze Idee sein geistiges Eigentum, und schiebt sich mit allen Mitteln in den Vordergrund.
Wenige Tage nach dem Nachtfest hat Lesseps den Vizekönig schon soweit beeinflußt, daß er ihm ein persönliches Mandat für den Bau des Kanals ausstellen läßt. Nach den in Paris getroffenen Vereinbarungen hätte Lesseps freilich eine auf den Namen der Studiengesellschaft lautende Konzessionsurkunde erwirken sollen. Man zeigt sich daher in Paris über das persönliche Mandat Lesseps' nicht sehr erfreut. Man verlangt Aufklärung, und Lesseps schreibt, der Vizekönig lehne nach orientalischer Gepflogenheit eine anonyme Gesellschaft als Vertragspartner ab, dürfe nur mit einer Einzelperson abschließen und habe ihm daher vorläufig ein persönliches Mandat gegeben. Enfantin und Talabot lassen sich beruhigen, aber sie beginnen langsam, einzusehen, daß sie mit der Entsendung eines Außenseiters der Studiengesellschaft einen schlechten Dienst erwiesen haben.
Lesseps' Mandat ist freilich vorerst nur ein wertloses Stück Papier und bestimmt keine Konzession. Nach den Bestimmungen des Hattischerifs, über die der Statthalter Ägyptens ganz einfach nicht hinweg kann, könnte eine derartige Konzession

nur der Großherr geben. Die Hohe Pforte aber denkt gar nicht daran, einem Franzosen Baurechte in Ägypten einzuräumen.

Lesseps, der die Fundamentalakte Ägyptens genau kennt, ist gar nicht im Zweifel darüber, daß die Entscheidung über den Kanalbau in Stambul liegt, und er weiß auch, daß die Hohe Pforte niemals mit ihm, dem unbemittelten Franzosen Vertragsgeschäfte abschließen wird. Trotzdem tut er gegenüber seinen Pariser Freunden so, als wäre er bereits Konzessionär. Das vizekönigliche Mandat ist in der alttürkischen Staatssprache abgefaßt, die in Europa nur ganz wenige Menschen beherrschen. Damit rechnend, verändert Lesseps bei den Übersetzungen des Mandats bewußt den Wortlaut der Originalurkunde. Mit diesem kleinen Kunstgriff dupiert er seine Pariser Freunde und macht sich zum Herrn der Situation.

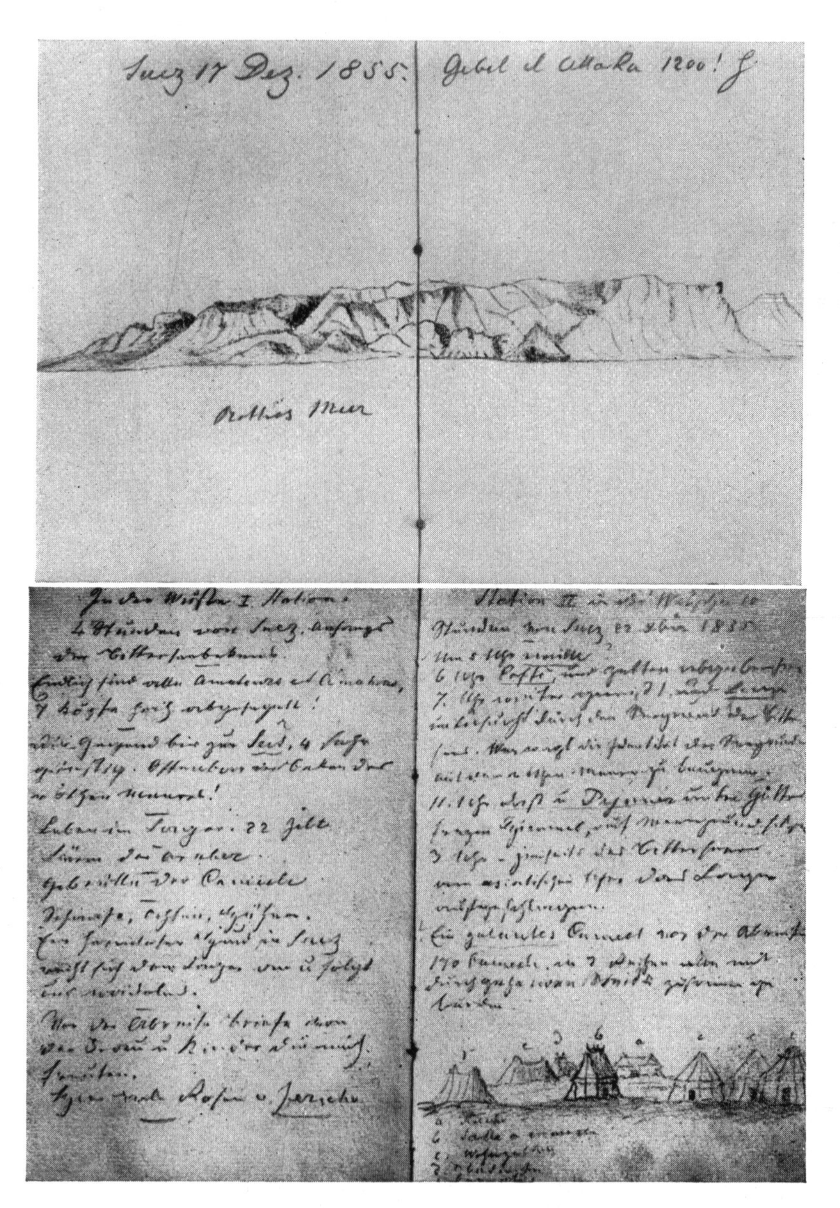
In der richtigen Erkenntnis, daß die Entscheidung in Stambul liege, verschiebt Lesseps in der Folgezeit den Schwerpunkt seiner Tätigkeit nach dem Bosporus. Noch ist sein Kampf nicht gewonnen. Schon setzen die ersten Schachzüge des mächtigen Spielpartners England ein. Der geistige Ringkampf der Diplomaten beginnt. London greift ein.

AUF DEM SCHEITELPUNKT DES LEBENS

Am 18. September 1855 findet im Empfangssalon eines Pariser Hotels die erste Zusammenkunft zwischen Negrelli, der die Weltausstellung besichtigte, und Lesseps statt. Die beiden Männer, die sich da im Licht eines vielkerzigen Glaslusters gegenübersitzen, haben nichts gemeinsam. Schon der rein äußerliche Gegensatz springt in die Augen. Hier der große, stattliche Südtiroler mit dem österreichischen Backenbart und den klugen Augen unter der hohen Denkerstirn, in Wesen, Haltung und Kleidung ein wenig an den Doyen der europäischen Diplomatie, den Kanzler Metternich erinnernd. Ihm gegenüber der kleine, dicke und dabei springlebendige Franzose mit dem dichten Schnurrbart, dem vollen, schon leicht angegrauten Haar und den dunklen, unsteten Augen. Zwei Temperamente, zwei Nationen, zwei Charaktere sitzen einander gegenüber, der gewissenhafte Beamte und der bedenkenlose Geschäftemacher kreuzen zum erstenmal die Klingen. Negrelli hat vor wenigen Stunden an einer Sitzung der Studiengesellschaft teilgenommen. Im Verlauf dieser teilweise sehr stürmischen Besprechungen haben er und seine sächsischen Freunde, Dufour und Georgi, mit Schmerz den inneren Zerfall der Interessengemeinschaft erkannt. Enfantins Eigenmächtigkeit, Talabots Sonderbestrebungen und Stephensons Teilnahmslosigkeit haben es dem schlauen Lesseps leicht gemacht, allen Einfluß an sich zu reißen. Nun ernten die betrogenen Betrüger der französischen Gruppe die bitteren Früchte ihres Doppelspiels. Nun will der, den sie in den Sattel gesetzt haben, nichts mehr von ihnen wissen.

Dufour und Negrelli haben sich vergeblich bemüht, den Zer-

fall der Studiengesellschaft zu verhindern. Sie sind beide von tiefstem Mißtrauen gegen Lesseps erfüllt. Wo andere noch nationale Begeisterung und Verhandlungsgeschick sehen, ahnen sie nackten Egoismus und hemmungslosen Zweckwillen.
Nun soll Negrelli mit Lesseps verhandeln, retten, was noch zu retten ist, das Prestige der Gesellschaft wieder herzustellen. Man mußte ihm lange zureden, ehe er sich zu dieser Unterredung herbeiließ. Für ihn ist der entlassene Diplomat geheimnisvoller Herkunft, dessen Praktiken ihm mißfallen, irgendwie eine dunkle, mit Vorsicht anzufassende Existenz.
Der sonst seiner selbst so sichere, mit allen Wassern gewaschene Zwischenhändler, der einst Garibaldi und Mazzini übervorteilte und die politisierenden Jesuiten des Madrider Hofes lahmlegte, fühlt die innere Distanzierung seines Partners. Seine ganze, bestechende Liebenswürdigkeit, sein ganzes, wohlerprobtes Arsenal an Schmeicheleien bietet er auf, den Österreicher zu gewinnen, wirbt, drechselt die schönsten Phrasen und hat dabei das lähmende Gefühl, erkannt und durchschaut zu sein.
Negrelli quittiert das alles mit jenem leicht ironischen Lächeln, das man nur in der resigniert-philosophischen Sphäre der Wiener Ringstraßenpalais findet.
Dieses leise, kaum merkbare Lächeln, irritiert Lesseps, macht ihn unsicher, entlockt ihm Mitteilungen, die ihm bisher weder Enfantins Basiliskenblick noch Talabots Gepolter entreißen konnten. Lesseps, der sein Schuldbewußtsein gegenüber der Studiengesellschaft bisher durch heftige Angriffe gegen deren Mitglieder zu verbergen versuchte, verzichtet auf den Vorteil des Anklägers, wird unsicher, beginnt sich zu verteidigen.
„Enfantin wirft mir vor, ich hätte sein Vertrauen mißbraucht und mich seiner Lebensarbeit bemächtigt. Enfantin behauptet,



Vier Seiten aus Negrellis Reisetagebuch
von der Erkundungsfahrt durch Ägypten im Winter 1855/56



Das von Negrelli entworfene Profil des Suezkanals, die Grundlage für die spätere endgültige Ausführung

er hätte mich für die Kanalfrage geworben und mich zum Mandatar seiner Gruppe gemacht. Ein lächerlicher Vorwurf, ein absurder Gedanke! Seit zwanzig Jahren beschäftigt mich dieser Fragenkomplex, schon zur Zeit meiner Konsulartätigkeit in Kairo, noch unter Mehemed Ali, habe ich mich für die Landvermessungen Lepères interessiert. Auch die Arbeiten Ihrer Ingenieurabteilung, bester Herr von Negrelli, habe ich, soweit sie veröffentlicht wurden, in jeder Einzelheit verfolgt. Die letzten fünf Jahre meiner Untätigkeit waren völlig der Kanalfrage gewidmet. Herr von Negrelli, Sie kennen Enfantin. Sie wissen, was von diesem exaltierten Narren zu halten ist, und Sie werden sich in Kürze Ihr eigenes Urteil über mich bilden."

Negrelli weiß, daß Lesseps lügt, hört höflich zu und schweigt. Er hütet sich, dem nervösen Franzosen auch nur durch ein Wort die verlorene Sicherheit wiederzugeben.

„Man wirft mir vor, ich nütze meine vertrauten Beziehungen und meine Verwandtschaft mit Ihrer Majestät, der Kaiserin der Franzosen dazu aus, mich persönlich in den Vordergrund zu drängen. Talabot unterschiebt meiner selbstlosen Arbeit gewinnsüchtige Motive und würde dabei für eine Einladung nach Ägypten Sie, seine Freunde, ja ganz Frankreich verraten. Herr von Negrelli! Ich war zwanzig Jahre im diplomatischen Dienst tätig und hatte hundert Gelegenheiten, mich zu bereichern. Ich dachte nie daran, es zu tun. Ohne Vermögen bin ich aus des Kaisers Dienst geschieden, und ich aß noch vor ein paar Monaten das Brot meiner Schwiegermutter. Ich habe nur einen Besitz, das ist meine Ehre. Ich kenne nur eine Leidenschaft, sie heißt Frankreich. Ich hege nur einen Wunsch, Ihre Freundschaft."

Lesseps fühlt selbst, daß er zu dick aufträgt, zwingt sich zur

Sachlichkeit, weicht dem unbarmherzigen, leisen Lächeln des stummen Gegenspielers durch die Flucht in die Materie aus: „Gewiß, ich habe die Studiengesellschaft ausgeschaltet und bin im Begriffe, eine neue, internationale Kommission zu bilden. Das bedeutet aber nicht etwa eine Brüskierung verdienter Männer, sondern stellt eine unvermeidbare, organisatorische Notwendigkeit dar. Die Studiengesellschaft in ihrer heutigen Zusammensetzung wird niemals zum Ziel gelangen. Sie ist nicht mehr als der Schnittpunkt widerstrebendster Interessen und ihre Arbeit ein sinnloser Leerlauf. Aus diesem Grunde hat mich der Vizekönig beauftragt, eine neue Kommission zu bilden. In dieser neuen Gesellschaft werden Österreich und Deutschland durch Ihre Person vertreten sein."

Jetzt muß Negrelli sprechen. Jetzt wäre Schweigen Verrat an den Freunden.

„Ob und mit welchen Befugnissen ich in diese neue Kommission eintrete, wird von den Weisungen meiner Regierung abhängen. Niemals aber, Herr von Lesseps, werde ich gegen den Willen der Mitglieder der Studiengesellschaft handeln. Diese Gesellschaft denkt nicht daran, sich aufzulösen und bleibt, auch wenn man mich in Ihre neue Kommission entsenden sollte, mit allen Rechten fortbestehen."

„Ich nehme diese Mitteilung zur Kenntnis, erkläre aber mit allem Nachdruck, daß für mich die Studiengesellschaft nicht mehr existiert. An dieser ganzen Institution ist mir nur zweierlei wertvoll: Die Unterstützung Ihres erlauchten Ministers Bruck und die enge Zusammenarbeit mit Ihnen, dem berühmten Bauingenieur der Lombardei und Venetiens. Aus diesem Grund habe ich auch König Said bewogen, sowohl Ihren als auch Baron Brucks Namen in die Gründerliste der Kanalgesellschaft eintragen zu lassen."

Mit gespannter Aufmerksamkeit wartet Lesseps auf die Wirkung seiner Eröffnung. Die Antwort Negrellis aber enttäuscht seine Erwartungen.

„Baron Bruck hat mich hierüber bereits unterrichtet. Ich möchte in diesem Zusammenhange nur sagen, daß es uns Österreichern nicht um die Anerkennung unserer persönlichen Leistungen geht. Wir — und ich denke dabei natürlich auch an meinen sächsischen Freund Dufour — legen keinerlei Wert auf Orden und Aktien, uns geht es nur darum, Deutschlands und Österreichs Anteil an diesem Werke der Kultur zu sichern. Der Kanal von Suez darf niemals das Werk einer Kapitalistengruppe oder das Monopol einer einzelnen europäischen Macht werden. Wenn Sie, Herr von Lesseps, dieser Selbstverständlichkeit beipflichten, dann steht einer Zusammenarbeit meinerseits nichts im Wege."

„Niemand denkt daran, von diesem Grundsatze abzurücken. Ich mißbillige die hemmenden Zänkereien meiner französischen Kameraden, ich kämpfe ehrlich gegen die versteckte Feindseligkeit Englands, aber ich werde nie vergessen, was Sie und Ihre Freunde für den Kanal getan haben. Wenn ich Sie daher bitte, in Ihrer Pionierarbeit fortzufahren, so handle ich hierbei nicht nur im Auftrage der ägyptischen Regierung, sondern ich folge auch dem Zwange meines aufgeschlossenen Herzens."

Negrelli weiß, woran er ist. Er gibt keine endgültige Zusage, aber er denkt besser über Lesseps, als er es vor dieser Unterredung tat. Vielleicht ist dieser zielbewußte Franzose doch besser als sein Ruf. Vielleicht ist der von ihm eingeschlagene Weg doch der, der zum Erfolg führt. Ein Leuchten neuer Hoffnung huscht über Negrellis Züge, da er sich erhebt, um seinen Besucher zu verabschieden. Der Franzose mißversteht

den Widerschein der Entspannung in Negrellis Gesicht. Er springt auf, stürzt auf den Baudirektor zu, schließt den Österreicher in die Arme.

„Ich weiß, wir werden Freunde sein. Ihr Werk wird mein Stolz, Ihr Triumph meine Freude sein. Reisen Sie wohl, und grüßen Sie mir das schöne Wien."

Ein Kuß brennt auf Negrellis Wange. Die französische Sitte der Männerküsse ist ihm nicht fremd. Trotzdem wacht unter dieser übereilten Freundschaftsbezeugung sein Argwohn wieder auf. Ahnt er einen Judaskuß? Fühlt er, daß der Mensch, der da soeben in kurzen, hastigen Schritten die Hotelhalle durcheilt, auch an ihm einst zum Verräter werden wird?... Ein Judaskuß?... Lächerlicher Vergleich! Dreißig lumpige Silberlinge brachte dem Judas sein Kuß ein, kaum genug Geld, des Seilers Strick zu bezahlen.

Der Kuß aber, dessen feuchte Spur Negrelli soeben mit dem Batisttuch tilgt, wird einmal besser honoriert werden, bringt Weltruhm und eines der größten europäischen Vermögen ein.

Am 23. September 1855 trifft Negrelli, der mit Frau Lotti in Paris war, wieder in Verona ein. Es ist schon Abend, als das Ehepaar im Palazzo die Kinder begrüßt. Es wird Nacht, ehe sie im Speisesaal einander gegenübersitzen und herzlich froh sind, endlich wieder zu Hause zu sein.

Negrelli hat auf dem Schreibtisch seines Arbeitszimmers ein dickes Bündel von Briefen vorgefunden. Er hat aber die Post noch keines Blickes gewürdigt; denn er will vorerst noch mit Lotti speisen und den Verlauf der interessanten Reise rückschauend genießen.

Frau Lotti, die im Trubel der Seinestadt ihr ewiges Heimweh

nach Wien vergessen hatte, ist guter Laune. Sie spürt noch die Küsse der Kinder auf ihren Lippen, fühlt noch die zärtliche Umschlingung nackter Ärmchen und ist froh, wieder Mutterpflichten erfüllen zu können.

Durch die weitoffenen Fensterflügel des riesigen Speisesaales weht kühle, erquickende Abendluft. Draußen im Park zirpen Zikaden, es duftet nach Blumen und Früchten, und der Springbrunnen vor der Loggia rauscht sanft und melodisch. Der Diener serviert ab, stellt eine Silberschale mit Trauben auf den Tisch, füllt die Kelchgläser noch einmal mit dunkelrotem Wein und verschwindet. Das Ehepaar ist allein.

In sorglos frohem Geplauder genießen die beiden Menschen die tiefen Eindrücke der soeben beendeten Reise, erinnern sich an die Schweizer Freunde, die sie in Zürich durch einen festlichen Begrüßungsabend auszeichneten, denken an die schönen Stunden mit Escher, Bodmer, Pestalozzi und den vielen anderen Eidgenossen, versenken sich noch einmal in den Trubel der Pariser Weltausstellung, deren Eröffnung durch Kaiser Napoleon III. sie beiwohnten.

Frau Lotti ist glücklich über die Ehrungen, die ihrem Mann überall bereitet wurden. Auf dieser Reise erst wurde ihr bewußt, welchen Klang der Name Negrelli in der Welt hat, und sie ist stolz auf den Gatten, der in Paris, Lyon, in Frankfurt, Zürich und Würzburg überall offene Türen und ehrende Beachtung fand.

Negrelli wieder erinnert sich mit Vergnügen der reichen Erkenntnisse dieser Studienfahrt. Er hat in Paris die ersten Straßenbahnen kennengelernt und will nun diese Pferdebahnen auch in der Lombardei einführen. Er gewann aus dem Besuch der Weltausstellung wertvolle technische Anregungen, lernte die französischen und deutschen Bahnanlagen kennen,

studierte Drehscheiben und Rollbühnen und konnte sich mit wichtigen Fragen des Lokomotivbaues beschäftigen. Nun will er die Erkenntnisse dieser Reise auswerten und seine Bahnen mit allen Segnungen des Fortschritts ausgestalten.

Heiter verläuft diese erste Mußestunde im eigenen Heim. Hell liegt die Zukunft vor den beiden Menschen, die da Luftschlösser bauen. Acht Jahre sind sie nun schon verheiratet, ihre Herzen aber gehören einander wie am ersten Tag. Frau Lotti liebt nicht nur ihre eigenen Kinder abgöttisch, sondern sie sorgt auch gewissenhaft für die Kinder ihres Mannes aus seiner ersten Ehe. Niemals trat der Schatten Amaliens von Pirkenau zwischen die beiden Ehegatten, und Negrelli ist stolz auf seine Frau, die alle Herzen bezaubert.

Es ist Mitternacht geworden, da sich das Ehepaar trennt. Frau Lotti zieht sich in ihr Schlafgemach zurück, Negrelli aber geht in sein Arbeitszimmer und öffnet die Briefschaften.

Eine muntere Melodie vor sich hinsummend, sondiert er die Briefe nach ihrer Bedeutung, erkennt an der Schrift Schreiben von Revoltella, seinem Triester Freund, findet Nachrichten von Baron Bruck und Dufour, eine längst überholte Einladung zu einer deutschen Lustspielaufführung im Mailänder Theater und entdeckt plötzlich eine Zuschrift des österreichischen Handelsministeriums sowie ein Briefchen, dessen Anschrift die unverkennbaren Züge Radetzkys trägt.

Negrelli bekommt fast allwöchentlich Ministerialbriefe, auch der alte Feldmarschall schreibt nicht selten, diese beiden Schreiben aber ergreift er mit der dunklen Vorahnung schlimmer Nachrichten. Ein seltsames Gefühl läßt Negrelli zögern, die Hülle des Amtsbriefes zu öffnen. Das frohe Lied erstirbt auf seinen Lippen, er geht zum offenen Fenster und schaut in die tiefe Dunkelheit des Parks. Dann tritt er wieder zum

Schreibtisch, nimmt die beiden Briefe und begibt sich mit ihnen in Frau Lottis Schlafgemach.

Seine Frau schläft noch nicht. Sie hat soeben ihr Haar gelöst und lacht leise auf, als sie Alois im wandhohen Venetianer Spiegel eintreten sieht.

„Ich weiß nicht", sagt Negrelli und tritt an den Spiegeltisch, „ich hab so eine Ahnung, als wenn diese beiden Briefe eine Wendung unseres Schicksals bedeuten würden."

Frau Lotti lacht nicht mehr. Sie sieht in den Augen ihres Mannes die Furcht vor einer drohenden Gefahr und wird plötzlich ängstlich. Entschlossen reißt Negrelli die Hülle des Wiener Amtsschreibens auf, liest, wird aschfahl und reicht seiner Frau wortlos das Schreiben. Seite an Seite lesen sie dann die unerwartete Nachricht. Es ist die begründungslos ausgesprochene Enthebung Negrellis vom Dienste eines Baudirektors in Verona. Sie haben zu Ende gelesen, wissen, daß dieser Brief das Ende einer Laufbahn, gröbsten Undank und unverdiente Schande bedeutet, und finden kein Wort der Anklage oder der Entrüstung. Mechanisch öffnet Negrelli das zweite Schreiben und liest Lotti vor, was ihm der alte Freund und Gönner, was ihm Radetzky in dieser schweren Stunde zu sagen hat.

Still verklingen die Trostworte des alten Mannes im Gemach. Die kleine Frau wagt ihren Mann nicht anzusehen. Der Schlag kam so unerwartet, so überraschend, daß sie nicht weinen, nicht jammern, aber auch nicht trösten kann. Sie kennt ihren Mann, sie weiß, daß er diese Kränkung nie verwinden wird. Sie fühlt, wie in ihres Gatten Herz eine ganze Welt gläubigen Vertrauens zusammenbricht, wie der Hochflug eines schöpferischen Geistes jählings abbricht — und findet doch kein Wort des Trostes.

Negrelli ist wie gelähmt. Hilflos wandert sein Blick von Brief

zu Brief, bohrt sich in die Schriftzeilen des von Minister Toggenburg unterfertigten Dekretes, tastet über die krausen Buchstaben der zittrigen Greisenhand und kann doch nicht begreifen, was da, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, in sein Leben brach.

Jetzt erst versteht er, warum keiner seiner Untergebenen am Bahnhof zu sehen war. Jetzt entsinnt er sich der auffälligen Befangenheit des alten Dieners, ahnt, daß Verona längst von seiner Enthebung weiß, und begreift langsam die ganze Tragweite des Schreibens.

Noch immer schweigen die beiden Menschen vor dem großen Spiegeltisch. Unheimlich ist diese Stille, in der ein argloses Herz den harten Griff der bösen Welt verspürt. Es wäre gut jetzt, ein Wort der Empörung zu finden. Es wäre eine Erlösung, jetzt einen Aufschrei der Entrüstung hervorwürgen zu können. Nach dem Warum und Wieso zu forschen, den lähmenden Bann dieser Nachricht durch Worte zu brechen, und doch bleibt es still in dem hohen, nur schwach erhellten Raum. Scheu tastet Frau Lotti nach des Gatten Hand, hebt das Antlitz zu ihm empor, sucht seinen Blick. Da sieht sie, daß die Augen feucht sind, feucht von den ersten Tränen seines Lebens. Sieht, wie bebende Lippen nach Worten ringen, nach Worten, die hart und fremd klingen, so durchtränkt sind sie mit Schmerz und Groll und betrogenem Vertrauen.

„Das ist der Dank vom Hause Habsburg!"

Das ist alles, was Alois Negrelli in dieser Stunde zu sagen vermag. Er fühlt, nun muß er allein sein, sich verstecken wie ein wundes Tier, niemand teilhaben lassen an dem Zusammenbruch seiner inneren Welt. Langsam verläßt er den Raum, schließt sich in sein Arbeitszimmer ein, wandert ruhelos hin und her und prüft seines Lebens Verlauf.

Lange nach Mitternacht sitzt er vor den Tagebüchern, die, sorgfältig geführt, jedes Ereignis seines Lebens verzeichnen. Der erste Band, eingeleitet von einer Kanzone des Vaters und dem Geleitwort der Mutter:

Deutsch ist deine Muttersprache, welsch des Vaters Art und Blut,
herrlich sich in dir entfache, was in beiden Völkern ruht!

berichtet in kindlich naiver Art von den kleinen Erlebnissen der Kindertage und Schulzeit. Kurze Eintragungen, flüchtige Bleistiftskizzen gemahnen an das Elternhaus in Primiero, an die Schule in Feltre. Wehmütige Vermerke beklagen des Vaters lange Festungshaft und der Mutter Sorge um die zusammenbrechende Wirtschaft, Von Seite zu Seite aber steigerte sich das brennende Verlangen nach dem ersten Schritt in die lockende Welt.

Weiter blättert Alois in den Seiten des zweiten Bändchens. Die Innsbrucker und Bregenzer Zeit taucht auf, Glück und Schmerz der ersten Liebe wird wach. Nanni von Sarntheins blondes Engelköpfchen lächelt über einem dicken, schwarzen Totenkreuz. Knappe Notizen berichten von Hungertagen und Sorgennächten, glossieren den mühsamen Trott des Amtsschimmels, verweilen bei Graf Reisach, dem väterlichen Freund, und halten das Andenken an Duile wach, der zum Führer und Berater wurde.

Das dritte Bändchen der Lebenserinnerungen ist der schönen Schweizer Zeit gewidmet. Der Jubelschrei erster Erfolge vermengt sich mit flüchtigen Hinweisen auf das Glück der jungen Ehe. Amalie von Pirkenau, mit ihrem Liebreiz, ihrer Herzensgüte, aber auch mit der Launenhaftigkeit ihres Wesens huscht über manche Seite. Das Hochgefühl der ersten Vaterschaft wird abgelöst von dem Schmerz über das wieder verlorene

Kind, immer wieder gemahnt eine wehmütige Schlagzeile an wirtschaftliche und seelische Nöte. Über allem aber schwebt die Sehnsucht nach der fernen, unvergessenen Heimat.
Draußen über den Pinien des Palazzogartens wird es hell, die Lampe beginnt zu qualmen, der Lesende merkt es nicht. Er hat den vierten Band seiner Lebenserinnerungen aufgeschlagen, der mit der Berufung nach Wien einsetzt. Blatt um Blatt schlägt Negrellis Hand um, und wie die bunten wechselnden Bilder einer Laterna magica ziehen die Erlebnisse des letzten Jahrzehnts an seinem Geist vorüber. Da ist die Dienstzeit bei der Nordbahn, das qualvolle Sterben der geliebten Frau, die Berufung in den Staatsdienst, weite Reisen und große Projekte. Zwischendurch immer wieder Hinweise auf die Kanalfrage, Vermerke, die von Ehrungen, aber auch von Kränkungen und Zurücksetzungen melden, Fachberichte wechseln mit sarkastischen Bemerkungen, die Unverstand und Borniertheit geißeln. Klagen über das traurige Los der verwaisten Kinder geleiten zu jener Tagebuchseite, die von der Wiederverheiratung mit Lotte Weiß von Starkenfels erzählt.
Die Lampe ist erloschen, das Morgenrot bricht durch die dunklen Baumkronen, als Negrelli zu dem letzten Band greift. Er beginnt zu lesen und hört wieder die Sturmglocken der Revolutionsjahre, erlebt Hoffnung und Enttäuschung seines Volkes, vernimmt vor Venedig das Knattern der piemontesischen Flinten und zieht mit Radetzky in die eroberte Stadt ein. Wandert mit Dufour durch Deutschland, baut des Kaisers Bahnen durch ein verwüstetes Land, vertritt Österreichs Interessen in vielen Ländern und gewinnt Ehre und Ruhm.
Sechs schmale Heftchen liegen vor dem einsam gewordenen Mann, der da an das Fenster tritt und nach den Randbergen des Veroneser Tales blickt. Ein schicksalreiches Leben ist in

diesen Büchlein verzeichnet, ein Leben der Arbeit und Pflichterfüllung, der dornenreiche Kreuzweg eines österreichischen Beamten. Ein langer Weg, der durch Tiefen der Sorge, aber auch über Höhen des Triumphes führte, und der übersonnt war von echtem Patriotismus und reinem Glauben an des alten Staates jungen Kaiser und Herrn.

Nun aber ist das Ende gekommen. Das Enthebungsdekret liegt auf dem Tisch. Ein Leben ist umsonst gelebt.

Noch einmal schlägt Negrelli den letzten Band seiner Tagebücher auf, setzt sich an den Schreibtisch und faßt die wirren Empfindungen dieser durchwachten Nacht in dieser Eintragung zusammen:

„Somit schließe ich dieses für mich verhängnisvolle Jahr, Gott dankend für alle Wohltaten, alle Unbilden vergessend und mit vollem Vertrauen auf die göttliche Gnade, welche das Recht und die Wahrheit nicht im Stiche lassen wird. Ich hoffe zu Gott, daß mein Kaiser mir wird Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn nur Gutes habe ich für Kaiser und Vaterland gewirkt."

DIE VISION EINES HEILIGEN

Vier Wochen nach dieser schwarzen Nacht tagt in Paris bereits die von Lesseps ins Leben gerufene „Internationale Kommission für den Suezkanal". In ihr sind England, Preußen, die Niederlande, Österreich, Sardinien, Spanien und Frankreich durch ihre berühmtesten Wasserbautechniker vertreten. Von den Männern der Studiengesellschaft ist nur Negrelli in der neuen Kommission tätig. Lesseps' erster Schachzug ist gelungen: Enfantin, Talabot, Stephenson, Arlès, Dufour, kurz, alle Wegbereiter der Kanalidee sind kaltgestellt.

Die Kommission beschließt eine gemeinsame Studienreise nach Ägypten, um die günstigste Verbindungsmöglichkeit der beiden Meere an Ort und Stelle festzulegen. Am 18. November 1855 trifft die Expedition in Alexandrien ein, und noch am gleichen Tage findet die erste Fachbesprechung statt, in deren Verlauf Negrelli den Kommissionsmitgliedern den von ihm ausgearbeiteten Lageplan des Kanals vorlegt.

Drei Tage später empfängt Kairo die Europäer im Rahmen eines prunkvollen Volksfestes. Der Vizekönig überhäuft seine Berater mit fürstlichen Ehren. Wochen vergehen mit der Bereisung des Landes, es wird Jahresende, ehe die Kommission ihre Arbeiten beendet hat und wieder nach Kairo zurückkehrt. Am Neujahrstag erstattet Lesseps dem Vizekönig den Abschlußbericht der Studienreise durch das Wüstengebiet. Er betont, daß Negrellis Vorschlag, den Hafenplatz des Kanals nicht, wie ursprünglich geplant, bei Pelusium, sondern gegenüber anzulegen, die beste Sicherung der Einfahrt vor Wind und Versandungsgefahr bedeute.

Die Kommission hat sich für die von Negrelli vorgeschlagene

Linienführung der Wasserstraße entschieden und garantiert dem Vizekönig die Durchführbarkeit des Bauvorhabens.
Die restlichen Ruhetage vor der Rückfahrt nach Europa gehören der Erholung. Große Feste und kleine Ausflüge lassen die Tage im Flug verstreichen. Der Vizekönig erschöpft sich in vielfältigen Beweisen seiner Aufmerksamkeit und seiner Dankesverpflichtung.

Zwei Tage vor ihrer Abfahrt von Kairo besuchen Negrelli und Lesseps nach dem Vorschlag des französischen Konsuls die von den Christen hochverehrte heilige Grotte nahe der Stadt Kairo. In dieser Grotte, die im Innenhof eines koptischen Klosters liegt, soll sich — der Legende nach — die Heilige Familie vor König Herodes ein Jahr lang verborgen haben.
Ein Dragoman führt die beiden Europäer durch das schmutzige Araberviertel Kairos bis zu dem am Rand der Wüste gelegenen Koptenkloster. Brütend liegt die Hitze auf den Rundkuppeln der Lehmhütten, heiß flirrt die Luft in den schattenlosen Straßenschluchten der Vorstadt, und hungrige, wilde Hunde zeigen den Fremden das blanke Gebiß. Ein Rudel nackter Kinder umringt die Weißen, gibt ihnen unter lautem Geheul das Geleit, braune Nubier verfolgen Lesseps und seinen Gefährten mit gehässigen Blicken, und während sie die letzten Wohnlöcher des Stadtrandes passieren, schleudert eine ausgemergelte alte Hexe fluchend einen Lehmziegel nach der kleinen Gruppe.
Haß und Verachtung begleitet die beiden Christen auf ihrem Weg durch die Fellachenstadt. Wortlos stapfen sie durch den heißen Sand und sind froh, als sie die baumlose Weite des Wüstensaums aufnimmt.

Wie ein weißes, vermummtes Gespenst schreitet der Dragoman voraus. Er spricht ein wenig Französisch, aber er denkt nicht daran, das Wort an die beiden Fremden zu richten. Stumm und ohne den Kopf zu wenden, schreitet er durch die weite Ebene den Felsen des Talrandes zu.
Lesseps versucht Negrelli in ein Gespräch zu verwickeln. Die drückende Hitze aber erstickt jeden Versuch einer Verständigung. Der aufgewirbelte Staub quält die Haut, knirscht zwischen den Zähnen, und so atmen denn die beiden Europäer auf, als sie endlich in einem großen Oasengarten Schatten finden. Orangen, Datteln und Feigen, große, bunte Blumen und exotische Bäume säumen ihren Weg, und im Hintergrund dieser grünen Insel tauchen die weißen Mauern der Klosterkirche Quasr el Chama auf.
Das Kloster gleicht fast einer Festung. Eisenbeschlagene Holztüren, hohe Steinmauern und kleine, schmale Fensterchen erinnern daran, daß die blutigen Kämpfe zwischen Kopten und Arabern noch lange nicht beendet sind. Die Kirche selbst starrt vor Schmutz, gleicht eher einem Stall als einem Gotteshaus. In einem halbdunklen Winkel, nahe der Pforte, schnarcht ein verlotterter Mönch. Der Dragoman versucht vergeblich den Betrunkenen durch Fußtritte zu wecken, spuckt verächtlich aus und führt die befremdeten Europäer selbst zur Grotte.
So stimmungslos, ja ernüchternd die Klosterkirche war, so ergreifend ist der Besuch dieser legendenumwobenen Felsenhöhle. Durch einen stockfinsteren und kühlen Gang geleitet der Ägypter seine Schutzbefohlenen, die sich mühsam weitertasten, in den Berg, schiebt plötzlich einen dicken Vorhang zur Seite und ist verschwunden.
Kühl und ruhig ist es in dem niedrigen Raum. In kleinen Nischen der Felswand zucken winzige Öllichter, beleuchten

geheimnisvolle Amulette und vertrocknete Blumen, fromme Opfergaben decken die Steinfließen. Tief im Hintergrund aber, dort, wo die zuckenden Lichtlein einen Feuerkreis bilden, glänzt ein bunt gemaltes Marienbild. Das farbensatte, lärmende Leben des üppigen Orients versinkt vor dem stillen Zauber dieser Steinkirche, die von den Kindheitstagen der Christenheit erzählt.

Negrelli, dem der Glaube eine Herzenssache ist, versenkt sich in die durch die Überlieferung eines Jahrtausends geheiligte Legende dieses Raumes. Aber nicht nur er, nein, auch der freisinnige Franzose beugt das Knie vor dem Bildsymbol der Mutter aller Mütter. In dieser Felsenhöhle hat eine Frau um das Leben ihres Kindes gebangt, ein Mann sich vor dem Zugriff der drohenden Gewalt geborgen. Von dieser Stätte aus zog eine Heilslehre durch die aufhorchende Welt, Grund genug zu ernster Besinnlichkeit.

Schmerzhaft fast empfängt das grelle Licht des Tages die beiden Europäer, da sie vor den Höhleneingang treten. Draußen, auf zwei gestürzten Säulen, hockt der Dolmetsch und spuckt Dattelkerne in den glühenden Sand. Zeitweilig greift er in den Staub und wäscht sich mit dem pulvrigen Lehm die Stirn. Allah wird ihm vergeben, daß er seine Augen durch den Anblick eines Götzenbildes verunreinigt hat. Allah ist zwar von großer Langmut, sonst würde er nicht zusehen, wie Said Pascha sein Land an ungläubige Zauberer verschachert, aber es ist vorsichtig, sich an die Weisungen des Korans zu halten. Und wieder rieselt heißer Sand über die knochigen Wangen des würdigen Dragomans.

Seite an Seite schreiten Negrelli und Lesseps hinter ihrem Führer durch ein Gewirr duftender Hecken und fleischiger Stachelgewächse der Klosterpforte zu. Lesseps erzählt seinem

Begleiter von den Kopten, die sich als die wahren Nachkommen der alten Ägypter bezeichnen. Diese Kopten, die sich in Abessinien am reinsten erhalten haben, sind in den Jahrhunderten blutigster Unterdrückung zu finsteren, mißtrauischen und rachsüchtigen Menschen geworden. Einst die Herren des Landes, sind sie jetzt nur mehr eine verachtete Sekte, aus Trägern einer uralten Kultur ward ein hungerndes, verrohtes Bettlervolk.

An der Klostermauer gähnt das Mundloch einer Zisterne. Vor diesem Brunnen aber liegt ein halbnackter Mensch in dem heißen Sand, starrt mit offenen Augen in die sengende Sonne und regt sich nicht. Negrelli entdeckt zuerst die unheimliche Erscheinung, bleibt erschrocken stehen, faßt den Dragoman am Arm. Der blickt auf den Liegenden, weicht einen Schritt zurück, zieht den Gesichtsschleier höher und flüstert:

„Der dort liegt, ist Ghibt, der Alte vom Natronsee. Er ist über hundert Jahre alt. Die Soldaten Mehemed Alis haben ihn geblendet. Seither lebt er in diesem Kloster. Die Kopten fürchten ihn, aber auch wir Ägypter weichen ihm aus, denn er ist ein Heiliger und sieht in die Zukunft."

Der Dragoman will nicht an dem Brunnen vorbei, möchte einen Umweg machen, aber Lesseps geht auf die Zisterne zu. Negrelli folgt, und nun schließt sich auch der Dolmetsch an. Das lebende Skelett liegt regungslos in der tödlichen Sonnenglut des hohen Mittags, richtet sich langsam auf, da es die näherkommenden Schritte vernimmt, tastet sich zur Zisterne und sitzt nun lauschend am steinernen Brunnenrand. Die drei Menschen starren in ein dunkles, faltiges Gesicht, das einer altägyptischen Totenmaske gleicht, sehen zwei leere Augenhöhlen, dürre Arme und einen kahlen Schädel, den ein schmaler, roter Farbring umzieht. Unbeweglich sitzt der Greis

am Brunnenrand und lauscht. Seine Hände halten einen dicken Bambusstab, der plumgeformte koptische Schriftzeichen trägt. Regungslos erwartet der Alte die näherkommenden Fremden.

Als aber der Dragoman vorbei will, erhebt sich der Kopte und schreitet wortlos auf die Europäer zu. Der Dolmetsch bleibt stehen und sagt zu Lesseps: „Herr, Ghybt will dir die Zukunft deuten."

Der Franzose lacht auf, will weiter, Negrelli aber bleibt stehen und läßt den Greis näherkommen. Langsam tastet sich des Bettlers rechte Hand zum Handgelenk des Ingenieurs, kalte Finger umschließen den Puls, trinken den Rhythmus des strömenden Blutes. Dann lockert sich der Griff, der Bambusstab gräbt ein geheimes Zeichen in den Sand. Es gleicht einer länglichen Null, einem sinnlosen, spielerischen Linienzug, aber der Dragoman scheint die Bedeutung der Hieroglyphe zu kennen. Scheu blickt er auf den Wundermann, kreuzt die Arme und wendet sich ab. „Was bedeutet dieses Zeichen? Was meint der Kopte?" fragt Negrelli.

Der Dragoman scheint die Frage überhört zu haben. Erst als sie Lesseps wiederholt, gibt er Aufklärung. „Der Kopte hat das Zeichen der Grabsäule in den Sand geschrieben. Er meint, dein Freund sei krank, werde bald sterben."

Wieder lacht der Franzose laut auf, aber sein Lachen stirbt, da er des Greises Finger an seinem Puls verspürt. Noch umspielt ein überlegenes Lächeln seinen Mund, aber es wird zur Grimasse, da sich der braune Totenschädel über seine Rechte beugt. Wieder malt der Bambus Zeichen in den flüchtigen Staub. Es sind zwei Bilder, fremd, unverständlich dem europäischen Auge, aber der Dragoman weiß sie zu deuten.

„Der Blinde hat eine Krone gezeichnet, wie sie der Mutran es

Iskandrijeh, der Patriarch von Alexandrien trägt. Das zweite Zeichen aber ist ein Gitter, wie du solche an der Zitadelle in Kairo siehst. Der Heilige meint, du wirst hoch steigen und tief stürzen. Allahs Ratschluß ist unerforschlich, und der Weg vom reichen Pascha bis zum armen Fellah ist oft rascher durchmessen als der Mittagschatten eines Minarets."

Der Alte hockt wieder am Brunnenrand. Negrelli und Lesseps wenden sich ihm zu, zwei Geldstücke klirren auf hartem Stein. Mit einer unsagbar verächtlichen Handbewegung wischt der Blinde die Münzen über den Rand der Brunneneinfassung. Glucksend versinkt das Gold der Fremden im Schlamm der Zisterne.

Schweigend setzen die beiden Abendländer ihren Weg fort. Sie glauben nicht an das Orakel des geblendeten Kopten. Sie sind beide Männer der Wissenschaft, und doch rinnt ein leises Frösteln durch ihre Glieder, da sich der Greis wieder auf den Rücken wirft und mit den toten Augen in die heiße, flammende Sonne starrt.

Nachdenklich schreiten sie durch die Wüste der weißen Stadt zu. Der Dragoman aber spuckt wieder Dattelkerne in den heißen Sand und freut sich auf die wohlverdiente Siesta im kühlen Schatten der Mehemed-Moschee.

Reich an unvergeßlichen Eindrücken, mit Ehren überhäuft, von Lesseps mit Beweisen herzlicher Zuneigung überschüttet, kehrt Negrelli nach Europa zurück. Allseits als geistiger Führer der neuen Studienkommission anerkannt, trifft er am 15. Jänner 1856 wieder in Wien, bei seiner Frau und den Kindern ein.

Noch kennt er den Grund seiner Enthebung aus dem öster-

reichischen Staatsdienste nicht. Da erreicht ihn am 20. des Monats der Auftrag, sich sofort in der Hofkanzlei zu melden. Er kommt hin und wird eine Stunde später von Kaiser Franz Josef in langer Audienz empfangen. Der Monarch läßt sich eingehend über den Stand der Kanalfrage berichten und teilt Negrelli mit, er sei am Vortage zum Generalinspektor der österreichischen Staatsbahnen ernannt worden.

In großherziger Art läßt der Kaiser seinem treuen Diener Gerechtigkeit widerfahren, der böse Anschlag arglistiger Neider zerschellt an der Wahrheit.

Tief liegt der Schnee in den Straßen Wiens, als Negrelli seine erste Inspektionsreise antritt. Dicke Eisblumen malt der Winter auf die Fensterscheiben der Generalinspektion, als er, wieder heimgekehrt, den piemontesisch-lombardischen Eisenbahn-Anschlußvertrag bearbeitet und auch zum Abschluß bringt. Da aber die ersten Märzveilchen am Graben feilgeboten werden, schenkt ihm die Glücksfee dieses so freudereich einsetzenden Jahres eine neue, frohe Stunde. Er darf ein Töchterchen willkommen heißen, das bei der Taufe, zu Ehren der schönen, jungen Kaiserin auf Habsburgs Thron, Elisabeth benannt wird.

Weit schon liegt jene unheilvolle Septembernacht des Vorjahres, in der Negrelli mit Bitterkeit und Sorge rang, zurück. Der dunkle Schatten, der auf seinen Lebenspfad fiel, quält ihn nur mehr als Angsttraum lauer Frühlingsnächte. Alles ist wieder gut geworden, schöner als je zuvor, und doch ist Negrelli in dieser Nacht, da alles zu wanken begann, ein anderer Mensch geworden. Sein unbefangener Glaube an das Gute, sein kindlich-naives Vertrauen zu den Menschen, ist verlorengegangen. Sein Herz gleicht seit jener bösen Nacht einem Spiegel, durch den ein dünner, feiner Sprung läuft, einer

Glocke, deren Mantel ein hauchzarter Riß zerteilt. Noch blinkt der Spiegel, noch klingt das Erz, aber die blanke Scheibe ist nicht mehr ganz, die Glocke tönt nicht mehr in alter Harmonie.

Die gegenwärtigen

Transport- und Kommunikationsmittel

Egyptens

mit Beziehung auf die beantragte

Durchstechung der Landenge von Suez.

Von

Alois Negrelli Ritter von Moldelbe.

Abgedruckt aus der Wochenschrift

„Austria“

Jahrgang 1856, Heft XVII.

Titel von Negrellis bahnbrechendem Aufsatz in der Zeitschrift „Austria“ mit dem Ergebnis seiner Ägypten-Reise 1855/56

HERR DER MEERE

Paris, 23. Juni 1856. Die vergoldete Stutzuhr mit den zierlichen Alabastersäulen im Beratungsraum der Internationalen Kommission des Meereskanales von Suez zeigt die sechste Morgenstunde. Um sieben soll die entscheidende Sitzung beginnen, schon jetzt aber besprechen Lesseps und Negrelli ihre Richtlinien für den bevorstehenden Kampf der Geister.

Die beiden Männer sitzen an einem kleinen Marmortischchen, über das eine buntfarbige Landkarte gebreitet ist, messen Distanzen, notieren sich beweiskräftige Zahlen, blättern hin und wieder in Büchern und Zeitschriften, vervollständigen ihr Rüstzeug und werfen zuweilen prüfende Blicke auf den wandernden Uhrzeiger. Lesseps ist erregt, aber er heuchelt Ruhe.

„Was Sie, Herr von Negrelli, hier in der Wochenschrift ‚Austria' über die Vorteile schleusenloser Kanäle schreiben, ist unwiderlegbar. Ich verstehe nicht, warum die Vertreter dreier Großmächte sich noch immer an die verrückte Idee klammern, den Suezkanal mit Schleusen zu versehen. Sie haben doch längst die Niveaugleichheit beider Meere nachgewiesen, und immer noch gibt es in unserer Kommission Leute, die sich von den Schleusen nicht lossagen können. Wenn wir blind genug wären, den Kanal an seiner Ein- und Ausfahrt durch Tore zu blockieren, so würde dies dem maritimen Kanal nicht nur seine Lebensfrische nehmen, sondern der Schiffahrt dauernde Hindernisse in den Weg legen. Die Schleusentore würden natürlich auch für alle Zukunft die Größe der Ozeanschiffe bestimmen, die den Kanal eben noch passieren können."

„Darum", unterbricht Negrelli, „verharre ich auf meinem unverrückbaren Standpunkt. Was wir brauchen, ist ein von

Schleusen unbeschwerter, strömungsloser und für Schiffe aller Größen jederzeit befahrbarer Kanal. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß sich die Kommission meinen begründeten Argumenten nicht verschließen wird. Unterliege ich aber, siegt der englische Standpunkt, ist es schließlich auch Ihrem Einfluß nicht möglich, meinem Vorschlag zum Sieg zu verhelfen, dann freilich, lieber Herr von Lesseps, wird der Kanalbau zu einem kostspieligen, gefährlichen Experiment. Zu einem Machwerk, mit dem ich nichts zu tun haben möchte."

„Sie sind die Säule des Kanals ohne Schleusen, mein verehrter Freund. Ihr Vorschlag muß durchdringen, und die von Ihnen projektierte Linienführung muß angenommen werden. Was ich tun kann, Sie zu unterstützen, wird geschehen. Der heutige Tag wird die Mühe Ihrer jahrelangen Vorstudien krönen. Lassen Sie nur Ihre Batterien auffahren, setzen Sie den fadenscheinigen Argumenten unserer Gegner die Wucht Ihrer klaren Erkenntnisse entgegen, und wir dringen durch."

„Ich halte es für sehr wichtig, die der heutigen Sitzung beiwohnenden Vertreter der englischen Marine zu gewinnen. Gehen sie mit uns, dann haben wir wertvolle Verbündete im Kampf gegen Palmerston. Wie weit sind übrigens Ihre politischen Verhandlungen gediehen?"

„Der Vizekönig wird seinen Minister des Äußeren nach Konstantinopel entsenden. Vielleicht gelingt es Said Pascha doch, unterstützt von den Regierungen unserer Heimatländer, die Hohe Pforte zur Erteilung der Baubewilligung zu bewegen."

„Ich nehme an, daß Ihre Reisen nach Stambul und London viel dazu beigetragen haben, das englische Vorurteil gegen den Kanal von Suez abzuschwächen. Nach Ihren Briefen freilich scheint die Lage noch immer reichlich hoffnungslos zu sein."

„Mein lieber Herr von Negrelli, jeder andere Unterhändler als ich hätte den Kampf um Englands Zustimmung schon längst aufgegeben. Es ist gefährlich, England zum Freund zu haben, tödlich aber ist dieses Krämervolks versteckte Gegnerschaft. Wochenlang hab ich mich am Bosporus bemüht, den Großvesir für uns zu gewinnen. Tag um Tag bin ich dieser hilflosen Marionette Englands in den Ohren gelegen und bin keinen Schritt weitergekommen. Ich bin schließlich kein Neuling in der Kunst, orientalische Machthaber aus ihrer schläfrigen Lethargie zu reißen. Ich kenne die Abneigung dieser Fettwänste gegen klare, bindende Entscheidungen, aber was ich in Konstantinopel erlebt habe, war tatsächlich entmutigend."
„Zweifellos hat der englische Botschafter Ihre Pläne durchkreuzt."
„Lord Stratford de Redcliffe ist der wahre Herr der Türkei. Sie glauben nicht, lieber Herr Negrelli, bis zu welchem Grad die Hohe Pforte diesem Manne hörig ist. Ein Augenzwinkern dieses undurchdringlichen, zweifellos äußerst tüchtigen Engländers wiegt am Goldenen Horn mehr als Frankreichs Schiffe und Österreichs Kanonen. Ich habe in Konstantinopel jeden Tag auf einem anderen Staatsdiwan gesessen, habe mir die Zunge wundgeredet, aber der Erfolg war Null. Dabei ist es mir in London noch schlechter ergangen. In der Türkei war man wenigstens höflich, in London aber wurde man ordinär. Zwar wurde ich sowohl vom Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Lord Clarendon, als auch vom allmächtigen Palmerston empfangen, aber diese beiden Stützen der englischen Krone behandelten mich wie einen lästigen Bittsteller. Man erlaubte mir gnädigst, öffentliche Vorträge über die Kanalfrage zu halten, ja es gelang mir sogar, unsere Sache vor das Unterhaus zu bringen, das Endergebnis aber war eine Brüskierung

meiner Person und eine Verhöhnung unseres Projekts. Ich habe Ihnen bereits geschrieben, daß Lord Palmerston unsere Kommission als Schwindelunternehmen bezeichnete, dazu bestimmt, leichtgläubige Geldgeber über das Ohr zu hauen. Man hat mich in der englischen Presse als Betrüger gebrandmarkt und die britische Finanzwelt vor mir wie vor einem Bauernfänger gewarnt. Schließlich mußte ich England eiligst verlassen, um nicht am Ende noch von der verhetzten Studentenschaft als Landesfeind verprügelt zu werden."

Zornig legt Lesseps die große Landkarte zusammen, tut einen Blick nach der Uhr und fährt fort:

„Ein Abgeordneter verstieg sich zu der absurden Behauptung, Frankreich baue nur deshalb den Kanal, um England Indien entreißen zu können. Eine angesehene Zeitung weissagte, wir würden ganz Ägypten ersäufen, zumindest aber durch den Kanal die Haifische an Europas Küsten führen. Auch der liebe Gott wurde in den Dienst der Kanalabwehr gestellt. Ein Bischof erklärte, was Gott getrennt habe, dürfe der Mensch nicht verbinden, und zog so mit einem verdrehten Bibelwort gegen die Meeresstraße in den Kampf. Das angeblich fortschrittlichste Volk Europas bewies in dieser Frage mehr Borniertheit und Unverstand als König Saids ärmste Fellachen. Bezeichnend für die englische Heuchelei ist folgendes Geschehnis: Ein hoher Funktionär des britischen Kolonialamtes, der genau weiß, wie England mit Feuer und Schwert, mit Kanonen und Galgen Millionen Farbiger versklavt, weinte im Unterhaus Krokodilstränen ob der Leiden der armen Araber, die unseren Kanal graben müßten. Man könnte lachen, wenn die Sache nicht so traurig wäre.

Die Schuld an dieser Einstellung aber tragen Palmerston und Stephenson. Der eine versucht uns durch politische Quertrei-

bereien, der andere durch seinen ägyptischen Bahnbau auszuschalten. Beide zusammen aber werden von der Wucht wirtschaftlicher Notwendigkeiten überrannt werden."
„Darf ich Sie nun noch fragen, Herr von Lesseps, wie sich das offizielle Frankreich zu unserem Projekt einstellt? Können wir mit der Unterstützung Ihres Souveräns rechnen?"
„Ihre Majestät, die Kaiserin, erwartet meinen Bericht über die Ergebnisse der heutigen Beratung. Ihre Fürsprache wird Napoleon zu unserem Verbündeten machen."
Leise, silberhelle Glockentöne verkünden die siebente Morgenstunde. Rasch hintereinander treffen jetzt die Mitglieder der Kommission ein. Zuerst Conrad, der leitende Ingenieur der Wasserbauten in den Niederlanden, nach ihm die Engländer Mac Clean und Karl Manby, Sekretär der Londoner Ingenieurvereinigung. Sodann Ingenieur Lentze, Rat im preußischen Handelsministerium, und Ingenieur Paleocapa, Minister der öffentlichen Arbeiten in Sardinien. Die Franzosen Renaud, Generalinspektor der französischen Brücken- und Straßenbauten, Lieussou, Marineingenieur, Rigaut de Genouilly, Kontre-Admiral, und Jaurès, Schiffskapitän, kommen fast gleichzeitig. Cipriano Segundo Montesino, Generaldirektor der öffentlichen Arbeiten in Madrid, und der britische Marinesachverständige Kapitän Harris schließen an. Jouard und Saint-Hilaire geleiten den Vertreter der ägyptischen Regierung, Mougel-Bey, in die Versammlung, die nun, mit Negrelli und Lesseps, vollzählig ist.
Lesseps, der die Begrüßungsworte spricht, vermag mit Recht festzustellen, daß wohl noch nie vorher so viele führende Ingenieure Europas zu einem Werk friedlicher Arbeit zusammengetreten sind. In einer nahezu einstündigen Rede, einem Meisterwerk blendender Rhetorik, schildert er hierauf, was

bisher für den Kanal geschehen ist, und ersucht endlich die Kommission, nunmehr die Elementarfragen des Projektes zu besprechen.
Der zum Vorsitzenden gewählte Holländer Conrad eröffnet die Aussprache über die Wahl der Linienführung. Es liegen vier Entwürfe vor. Einer stammt noch von Lepère, die andern drei haben Talabot, Barrault und Negrelli ausgearbeitet. Jeder dieser vier Männer sucht die Frage auf eine andere Art zu lösen, und es ist nun Sache der versammelten Fachleute, sich für die zweckmäßigste Lösung zu entscheiden.
Ein Dutzend Köpfe beugen sich über raschelnde Pläne und Detailskizzen, in ausführlicher Wechselrede wird jeder der vier Vorschläge besprochen. Lange gelingt es nicht, eine halbwegs einheitliche Meinung herzustellen. Dann aber verwirft die Kommission einstimmig die drei französischen Entwürfe zu Gunsten der von dem Österreicher Negrelli vorgeschlagenen, einfachen und wohldurchdachten Linienführung. Der erste Gemeinschaftsbeschluß bestimmt, daß der Suezkanal nach der Trasse Negrellis geführt werde.
Der nun folgende schwerste Kampf gilt dem vielumstrittenen Schleusenproblem. Die Vertreter Englands, Frankreichs und Hollands können sich eine schleusenlose Wasserstraße nicht vorstellen. Sie verweisen darauf, daß durch Schleusentore die Kanalsohle um mehr als einen Meter höhergelegt werden könne, was eine Ersparnis von 17 Millionen Kubikmeter Erdaushub bedeute. Sie erinnern daran, daß durch eiserne Ein- und Ausfahrtore die Gefahr einer Kanalverschlammung und die Ruhe des Kanalspiegels gesichert erscheine. Nur durch Schleusen, erklären die englischen Sachverständigen immer wieder, würde die Kanalschiffahrt von den Gezeiten unabhängig. Die französischen Ingenieure stellen mit Nachdruck

fest, daß jedes der bisherigen Kanalprojekte Schleusen vorgesehen habe.

Da, gerade als sich die Kommission für die Kanalverschleusung entscheiden will, greift Negrelli ein. Lesseps atmet erleichtert auf. Der Österreicher ist der einzige Vertreter des Gegenvorschlags, und er hat es nicht leicht, mit seiner Idee durchzudringen. Mühsam überwindet er die Widerstände, langsam nur vermag er die Kommission davon zu überzeugen, daß der Suezkanal keiner Schleusen bedürfe. Lange bleibt er allein in seinem Kampf gegen überlieferte Anschauungen. Alle, die hier sitzen, haben sich monatelang mit dieser Grundfrage beschäftigt, alle haben sich auf Schleusen festgelegt, und niemand ist bereit, von seiner technischen Überzeugung abzugehen. Lange scheint es, als könne Negrelli die geschlossene Front seiner sachlichen Gegner nicht durchbrechen, dann aber stellt sich Lieusson, der Hydrograph der französischen Marine, auf seine Seite, Lesseps greift ein, und auch der Holländer Conrad wird schwankend und entscheidet sich zuletzt für Negrelli. Bald feiert nun der Österreicher den zweiten Sieg dieses Tages. Die Kommission beschließt, den Kanal ohne Schleusen zu bauen, Negrellis Gesamtprojekt hat sich voll und ohne jede Abänderung durchgesetzt.

Vor dem Beginn der Beratungen der Unterausschüsse vereinigt ein Frühstück die Kommissionsmitglieder. Eine prunkvoll gedeckte Festtafel vereinigt die Fachleute, in sieben Sprachen wird der Erfolg der ersten Sitzung gepriesen und Negrelli, der Held des Tages, mit Lobesworten überschüttet. Niemand denkt mehr an die Veteranen der großen Kampagne um den Kanal. Enfantin, Dufour, alle die verdienten Mitglieder der Studiengesellschaft sind vergessen. Wenn Negrelli in dieser Stunde auf seinen Erfolg stolz ist, dann nicht zuletzt deshalb, weil

ohne seinen Sieg der Kanal schon heute ein Monopol Frankreichs, ein Werk Lesseps' wäre. Dankbar denkt er auch, umwogt vom frohen Lärm der Festtafel, an Baron Bruck, der immer der Bannerträger Österreichs im Ringen um Suez gewesen ist. Auf Bruck kann er sich verlassen, der tüchtige Rheinländer im österreichischen Ministerrat weiß, was er will.
Noch einmal heißt Lesseps die Mandatare der einzelnen Länder willkommen, begrüßt sie im Namen Frankreichs und leert sein Glas auf das Wohl des gemeinsamen begonnenen Werkes. Nach ihm spricht Conrad, der Vorsitzende. Er dankt Lesseps im Namen von sieben Nationen, deren Flaggen die Wände des Saales zieren, für die Gastfreundschaft Frankreichs und die herzlichen Worte des Willkomms, preist dann Negrelli, den sympathischen Österreicher, als Konstrukteur des Suezkanals, nennt ihn den führenden Ingenieur Europas und beglückwünscht Österreich zu seinem großen Sohn. Fröhlich schließt sich die Tafelrunde dem Trinkspruche an, alles drängt zu dem Gefeierten, schüttelt seine Hände, läßt Glas an Glas erklingen. Kurze Zeit ist alle Ordnung gelöst, alles in Bewegung.
Einer nur ist sitzen geblieben, starrt mit einem bösen Leuchten in den Augen vor sich hin und wird in dieser Stunde zu Negrellis Feind. Einem zerfrißt in dieser Stunde der Neid das Herz, ein Mund bleibt stumm, eine Hand geballt. Einer nur empfindet Negrellis Triumph als Gefahr für das eigene Ich.
Ringsum ertönen Glückwünsche, klirren funkelnde Kelche. Ein Mund bleibt stumm, ein Glas bleibt still, bis es endlich mit schrillem Laut zerbricht unter Lesseps' zornigem Griff. Rot fließt der Wein über den weißen Damast. Der Lärm bricht ab, man dreht sich dem Tische zu. „Scherben bedeuten Glück", meint Lesseps, „ein gutes Vorzeichen für unser Werk". Sein Mund lächelt, seine Lippen aber sind fahl, und von den zer-

schnittenen Fingern rieselt langsam dunkles Blut. Ein kleines Pflaster hemmt die Blutung, offen aber bleibt die Wunde, die diese Stunde Lesseps' eitlem Herzen schlug.

EINE KAISERIN MACHT WELTPOLITIK

Im Silbersaal der Tuilerien beugt Ferdinand de Lesseps sein Knie vor der Kaiserin der Franzosen. Die höfische Huldigungszeremonie des verabschiedeten Gesandten ist so formvollendet, als stamme sie noch aus der Zeit des Ancien Regime. In wohlgesetzten Worten dankt Lesseps der Kaiserin für die Gunst dieser Privataudienz. Die Könige und Maitressen aber oben, in den verschnörkelten Bilderrahmen, freuen sich dieser galanten Worte altfranzösischer Courtoisie.

Etwas verwundert betrachtet Marie Eugenie den kleinen, behäbigen Mann mit dem dicken Hals und dem schon leicht ergrauten Haar. Ist das noch der schlanke, feurige Gesandte Frankreichs am Hofe zu Madrid, der ihr vor zehn Jahren die große, lockende Welt verkörperte? Ist dieser untersetzte Kleinbürger wirklich Ferdinand von Lesseps, der romantische Held ihrer Mädchenträume?

Ein silberhelles Lachen schwingt durch den Saal. Das befreite Lachen einer Frau, die keine Vergangenheit mehr beschwert. Erstaunt unterbricht Lesseps seinen Huldigungssermon, stutzt, sieht auf. Zum erstenmal ruht sein Blick voll auf der jungen Kaiserin, und nun kommt das große Verwundern über ihn. Ist diese stolze, selbstbewußte Weltdame, ist diese wahrhaft königliche Frau denn wirklich seine Nichte, die wilde Gräfin von Teba, das herrschsüchtige Kind, das vor einem Jahrzehnt mit seinem goldenen Diplomatendegen spielte? Ist dieses vollerblühte Weib wirklich die Tochter des Grafen von Montijo, mit der er einst durch die Orangenhaine Granadas ritt, der er Blumen in die dunklen Locken flocht und deren Küsse sein Herz verbrannten?

„Eugenie!“ stammelt Lesseps und träumt von verklungenen Tagen. „Majestät!“ verbessert er sich und taumelt wieder zurück in die kalte Pracht des silbernen Saales.

Die unverhüllte Bewunderung des Jugendfreundes rührt Marie Eugenie. Sie tritt auf Lesseps zu und küßt ihn flüchtig auf die Wange.

„Sie Ungetreuer! Erinnern Sie sich noch gefälligst, daß Sie mir unter den Sternen Andalusiens Ihre Hand versprochen haben? Ach, wie stolz war ich damals auf meinen Erfolg. Dann aber kam Ihre Flucht, und mit der guten Partie war es aus. Sie haben mich verlassen, und so habe ich mich denn mit einem Kaiser trösten müssen.“

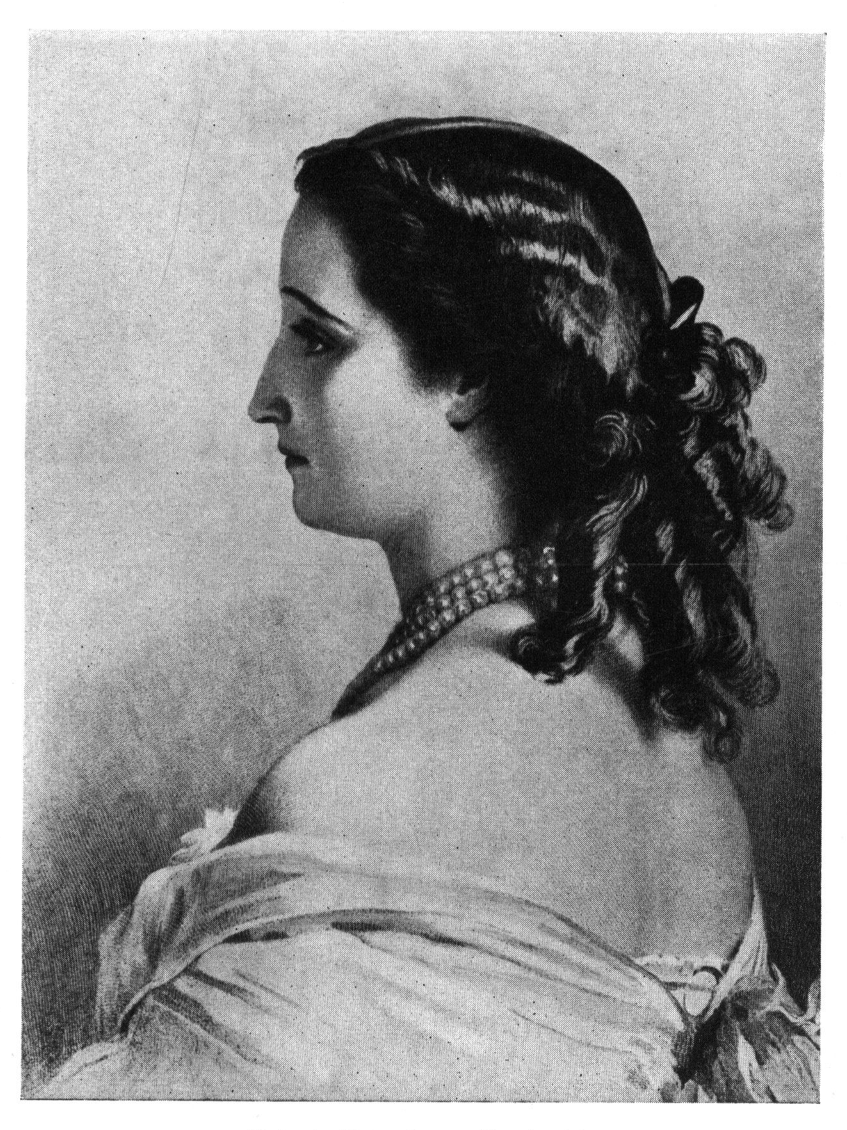
Wieder lacht Marie Eugenie, aber sie wird plötzlich ernst unter Lesseps’ prüfendem Blick.

„Der Kampf war ungleich, Madame. War Frankreichs schönste Frau nicht von Anbeginn an für Frankreichs größten Sohn bestimmt?“

Mißtrauisch mustert die Kaiserin ihren Verwandten. Sie ist klug und weiß, daß ihr Gatte von einem Teil des französischen Volkes als „Napoleonersatz“ abgelehnt und vom Pariser Pöbel als „Maurer Badinguet“ verspottet wird. Der ehemalige Hauptmann der Schweizer Miliz, auf dem der Fluch zweier mißglückter Putschversuche lastet, und der von den Souveränen Europas nicht als ebenbürtig angesehen wird, trägt schwer an der Last seines großen, verpflichtenden Namens. Marie Eugenie leidet unter diesem Zustand. Unablässig spornt sie ihren Gatten zu großen Taten an und ist unglücklich, daß der Friede Europas Napoleon III. die Entfaltung seines ererbten Feldherrntalentes versagt.

„Darf ich mich“, wirft sie ein, „nach Ihren Wünschen erkundigen? Es ist mir bekannt, daß Sie die diplomatische Lauf-

bahn aufgegeben haben und sich lange Zeit auf dem Lande aufhielten. Wünschen Sie, daß ich dem Kaiser Ihre Wiederverwendung vorschlage? Kann ich in dieser Hinsicht etwas für Sie tun?"
„Majestät, ich denke nicht daran, in den Staatsdienst zurückzukehren. Ich habe mir eine andere Aufgabe gestellt. Meine Arbeit gilt der Vollendung eines Werkes von Weltbedeutung. Ich werde für Frankreich den Kanal von Suez bauen."
Marie Eugenie ist unterrichtet. Sie weiß, daß Lesseps wiederholt versucht hat, die Regierung für seinen Plan zu gewinnen. Nach wenigen Worten merkt Lesseps, daß diese junge und schöne Frau seiner Sache mehr Verständnis entgegenbringt, als alle Ressortminister Frankreichs zusammen.
„Madame!" fleht er, und niemals klangen seine Worte leidenschaftlicher als jetzt, da er um den wertvollsten Verbündeten wirbt: „Madame, gewähren Sie mir die Gunst einer längeren Unterredung. Lassen Sie mich Ihrem Weitblick ein Problem vortragen, das keiner Ihrer Minister in seiner ganzen Tragweite zu würdigen versteht. Beweisen Sie in dieser Stunde der Welt, daß Frankreichs schönste Königinnen immer auch Frankreichs größte Staatsmänner waren."
Marie Eugenie beginnt langsam zu begreifen, warum dieser Mann einst ihre Mädchenphantasie zu fesseln verstand. Wieder wie einst unterliegt sie dem Zauber dieser betörenden Stimme, wieder fühlt sie die geheimnisvolle Kraft, die in den zwingenden Worten dieses Seelenfängers liegt. Hier spricht einer jener seltenen Männer, die von einem ganz großen, stürmenden Gedanken erfüllt sind, so erfüllt, daß man ihnen blindlings glaubt, vertraut und folgt.
Kurz nur zögert Marie Eugenie. Dann öffnet sie die Tür in einen kleinen, runden, sonneüberfluteten Raum.



Kaiserin Eugenie von Frankreich
(Nach einem Porträt von Winterhalter)



Ferdinand de Lesseps

(Lithographie von Lafosse, 1865, nach einem Photo von P. Petit)

„Warten Sie hier auf meine Rückkehr. Ich bin ja nicht nur Kaiserin, sondern auch seit drei Monaten Mutter. Sobald mich Lulu freigibt, kehre ich wieder zurück. Der Kaiser ist in Plombières, ein halbes Stündchen meiner Zeit steht für Ihre Pläne zur Verfügung."

Die Kaiserin ist verschwunden. Lesseps durchrast in hastigen Schritten das kreisrunde Gemach. Sein Herz frohlockt, denn er ahnt, daß diese Frau für sein Werk gewonnen ist. Deckt aber der Kaiser seine Pläne, wird der Kanal zur nationalen Frage Frankreichs, dann läßt sich die erste Bauanleihe ausschreiben. Dann tropft Sou um Sou aus den Sparstrümpfen der kleinen Rentner, strömen Napoleondors aus den Kassen der Geschäftsleute und Händler, rauscht der klirrende Strom roten Goldes aus den Tresors der Banken, wirft sich das Kapital der Welt gläubig in der Wüste brennenden Sand. Er aber, Ferdinand von Lesseps, der entlassene Diplomat, der arme Landwirt vom Berry, wird dem Hause Rothschild seine Bedingungen diktieren, wird Lord Palmerston demütigen und den goldenen Schlüssel zum Tor Indiens in den Händen halten. Dann wird der lächerliche Zwerg auf dem Thron des Korsen, dieser Zaunkönig, der von der Bettelpfründe seines großen Vorfahren lebt, um seine Gunst buhlen. Dann ist der Tag von Rom, die Schmach der Entlassung gerächt.

Von der Wand leuchten zwei große Gemälde. Der Kaiser und Marie Eugenie im Krönungsschmuck. Mit bösem Funkeln in den dunklen Augen mißt der kleine Adelige das Bild des Napoleoniden, den er haßt, wie nur der geknebelte Ehrgeiz zu hassen vermag. Er betrachtet das meisterhafte Porträt Eugeniens, das schöne, stolze Gesicht, das reiche, lockige Haar, in dem die Krone Marie Louisens ruht, den weißen Hals und den formvollendeten, mädchenschlanken Leib.

Er erinnert sich der bittren Stunde vor drei Jahren, jenes Vormittags, da er, der von aller Welt Vergessene, hinter einem Pfeiler von Notre Dame verborgen, der Trauung seiner Nichte beiwohnte. Wieder hört er die Orgel feierlich rauschen, vernimmt den Jubelruf des Volkes von Paris und den Freudendonner der Kanonen, sieht die kleine Eugenie, die er einmal geliebt, die er geküßt hat, in die Staatskarosse seines Feindes steigen. Er entsinnt sich aber auch des rumpelnden Stellwagens, der ihn wieder heimtrug in die Armseligkeit des verschuldeten Provinzgutes.

Damals war in seiner Seele nur Raum für graue Hoffnungslosigkeit gewesen. Heute aber hat er sein Leben aus eigener Kraft neu aufgebaut, strebt nach einem großen Ziel, langt nach dem Lorbeer der Unsterblichkeit! Der lange gefesselte Falke regt wieder die Schwingen! Bald kommt das Gold, bald kommt die Macht. Vielleicht ist der Tag nicht mehr fern, an dem die kleine Gräfin Montijo erkennt, daß das Wörtchen Lesseps mehr wiegt, mehr Achtung abzwingt als der verblichene Glanz eines ererbten Namens.

Der winzige Prinz Lulu ist satt und schläft in seiner kostbaren Wiege. Das Puppenhändchen einer Hofdame scheucht eine Fliege von der Stirn des Säuglings, streicht liebkosend über einen Kopf, der zwanzig Jahre später unter den Keulenhieben aufständischer Kaffern zerschellen wird. Böse surrt die vertriebene Fliege. Das Kind Frankreichs schläft.

Marie Eugenie ist in den Rundsaal zurückgekehrt, und Lesseps entrollt seine kühnen Pläne. Eine halbe Stunde später weiß eine ehrgeizige Frau, daß sich hier dem Gatten die Möglichkeit auftut, der Wirtschaftsdiktator Europas zu werden. Dreißig Minuten nur verrinnen, und die Kaiserin begreift, daß hier ein Gedanke Gestalt gewinnt, an dem ein Jahrhundert später

England verbluten muß. Zwei Zoll nur wandert der Schatten der weißen Korsenbüste die Marmorfliesen des Rundsaales entlang und schon wird einer klugen Frau bewußt, daß sich hier Frankreich ein sprudelnder Goldquell erschließt.

Als Sieger verläßt Lesseps das kleine Gemach. Marie Eugenie ist Feuer und Flamme für sein Werk. Napoleon, Wachs in den zarten Händen der verführerischen Frau, wird sogleich gewonnen werden. Frankreich stellt sich mit Macht und Geld hinter den kleinen Landedelmann.

Da Lesseps die Tuilerien verläßt, sieht er freie Bahn vor sich. Ein Schatten nur legt sich auf seinen Weg. Der Schatten eines österreichischen Ingenieurs, von dem schon allzuviele wissen, daß seinem Gehirn das große Werk entsprungen ist. Ein Schatten nur. Er wird verschwinden, wie schon so vieles verschwinden mußte.

Herrisch winkt der kleine Mann eine Equipage herbei, steigt ein und läßt sich zum Palais Rothschild fahren. Einer Kaiserin Gunst bedeutet Empfehlung und Kredit.

HEIMKEHR UND ABSCHIED

Im Sommer 1856 gibt eine Inspizierung der lombardischen Bahnen Negrelli Gelegenheit, die Heimat wiederzusehen. Nach langer Zeit, nach Jahren der Trennung wandert er wieder durch das altvertraute Tal des Cismone. Leicht ist sein Gepäck wie in den Tagen der Jugend, sein Herz aber ist schwer vor Sorge. Viele der alten Freunde sind schon tot, Österreich siecht langsam dahin, in der Generalinspektion der Staatsbahnen aber herrscht ein rücksichtsloser Stellenkampf, der jede Arbeit erschwert und das Leben verbittert. Unruhevoll ist jeder Tag, denn im Südwesten der Monarchie steigt eine dunkle Wolke auf, die Krieg verkündet. Die schönen Tage des Kaisers Franz sind unwiederbringlich entschwunden. Auch mit der Entwicklung der Suezfrage ist Negrelli unzufrieden. Immer mehr wird die große, gemeinsame Sache aller Völker Europas unter Lesseps' Händen zu einem politischen Spielzeug Marie Eugenies. Die alte Studiengesellschaft liegt im Dornröschenschlaf, die sächsischen Vorkämpfer der Wasserstraße haben sich, von Lesseps immer wieder brüskiert, in den Schmollwinkel zurückgezogen, das ganze Werk gerät mehr und mehr in die Hände der Spekulation. Wohl erwarben die kleinen Sparer Frankreichs mehr als die Hälfte der zur Zeichnung aufgelegten Kanalaktien, der Rest aber ist in den übrigen europäischen Ländern nur schwer abzusetzen und wird schließlich vom Vizekönig Ägyptens übernommen. Said Pascha ist also in diesem Zeitpunkt der einzige Großaktionär des Unternehmens. Vergebens hat sich Baron Bruck bemüht, die Aktienmehrheit für Österreich zu erwerben. Die Mittel wurden ihm verweigert, Österreich macht in diesen Jahren nur „sichere

Verlustgeschäfte". Bruck weiß, daß diese Papiere in fünfzig Jahren den zehnfachen Wert haben werden, aber wer wagt denn in Österreich, über das laufende Kalenderjahr hinauszudenken?

Schmerzliche Gedanken quälen Negrelli auf dem Weg in das Heimatdorf. Als er aber den Kirchturm auftauchen sieht und seine Augen das Elternhaus grüßen, als er an der Schwelle des Gutshofes die Hände seiner Brüder und Schwestern drückt, da ist sein Herz plötzlich entlastet.
Mit scheuer Demut bestaunen die armen Dörfler den heimgekehrten Sohn ihres Ortes. Lange dauert es, ehe die Winzersfrauen und Taglöhnerkinder sich an den hohen, kaiserlichen Beamten heranwagen. Langsam nur erkennen die weltfremden Leute, daß ihr Alois trotz Orden und Ehren ein Kind ihrer Berge geblieben ist. Dann aber schmilzt die Kruste aus Scheu und Hochachtung, und ein ganzes Tal feiert den Mann, der Primieros Namen hinaustrug in die weite Welt.
Wieder speist Negrelli an dem großen Eichentisch des Elternhauses, löffelt Polenta, trinkt das kristallhelle, kalte Wasser der Hofquelle, an das er in Ägypten oft sehnsüchtig dachte, und ist wieder jung und froh. Er schlürft den roten, selbstgekelterten Bergwein der Schwestern, pflückt Obst von Bäumen, die er als Knabe pflanzte, lauscht dem Sang der Vögel und wird dabei heiter. Am Abend sinkt er müde in das Federbett einer weißgetünchten Stube, in die ganz leise das Rauschen eines Mühlganges hereindringt.
Noch am Tage der Heimkehr, während schon die Dämmerung in das Tal bricht, durchstreift Alois ganz allein den kleinen Bergfriedhof und hält an dem Grabe der Eltern Zwiesprache mit dem verlorenen Glück. Er wird an dem

kleinen Erdhügel zum wehmütig schluchzenden Kind, fühlt, daß alle Ehre, aller Glanz der Welt die Liebe der Eltern nicht zu ersetzen vermag.
Rasch verfliegen die Tage in Primiero. Immer wieder wandert der Heimgekehrte durch das grüne Tal, steigt auf nahe Berge, ist bei alten, halbvergessenen Freunden zu Gast. Fröhlich wie ein Kind stürzt er sich in den lärmenden Trubel einer Kirchweih, erlebt in Canale ein drastisches Laienspiel zu Ehren des Kirchenpatrons Bartholomäus und wird auf dem steingepflasterten Marktplatz zum gesuchten Tänzer. Er klimpert in fröhlicher Laune des Nachts vor dem Fenster einer Dorfschönen auf der Guitarre, wirft Würde und Grandezza von sich und ist heiter mit den Heiteren.

In der Nacht vor seiner Abreise sitzt er mit dem Bruder Nicoletto auf dem flachen Dach des Elternhauses. Ein Windlicht flackert zwischen den beiden Männern, unendlich fern glitzern die schimmernden Sterne, der schwere Duft der frischen Mahd weht von der Bergwiese herüber. Es ist schon spät. Noch einmal füllt Monsignore Nicoletto die Gläser aus dem schweren Weinkrug. Die Lebenswege der beiden Brüder kreuzen sich nicht oft. Wenn sie aber nach langer Trennung wieder Seite an Seite sitzen, dann schlagen ihre Herzen im Gleichklang engster Vertrautheit.
Seit Tagen aber empfindet der Priester, daß Alois diesmal anders, ernster, verschlossener ist als sonst. Er denkt nicht daran, auch nicht in dieser Stunde letzter Vertrautheit, nach der Quelle des Kummers zu forschen. Er weiß, der Bruder wird sich ihm offenbaren und wartet.
Surrend taumelt ein fetter Nachtfalter in das Windlicht, stößt an die Wände der Glaskugel, stäubt den Schmelz von den

hilflos schlagenden Flügeln, löscht die Flamme aus und stirbt. Nun ist es ganz dunkel auf der Terrasse, so dunkel, daß man seine Seele entkleiden kann. Und nun beginnt Alois zu sprechen:

„Ich bin krank, Nicoletto. Ein Jahr schon quälen mich rasende Schmerzen, die ich den Meinen kaum mehr zu verbergen vermag. Die besten Ärzte von Wien und Prag können mir nicht mehr helfen. Seit einem Monat weiß ich, daß ich nicht mehr lang zu leben habe. Was mir in Kairo ein blinder Kopte voraussagte, haben mir zwei Fachärzte bestätigt. Da zieht man wohl ein wenig die Bilanz seines Lebens."

Langsam greift Nicoletto nach der Hand seines Bruders, die das leere Glas umfängt, und fröstelt plötzlich im warmen Hauch der linden Sommernacht.

„Du weißt, Nicoletto, wie ich an meiner Frau und den Kindern hänge. Sie so früh verlassen zu müssen ist schwer, unsagbar schwer. Ich hinterlasse kein Vermögen, Bruder. Sorge dafür, daß dieses Haus den Meinen als letzte Zuflucht immer offen steht. Aber nicht, daß ich sterben muß, bedrückt mich. Am meisten tut mir weh, daß ich umsonst gelebt habe.

Du kennst meine ganze Laufbahn. Du weißt, was ich in Tirol, in Vorarlberg, in Württemberg, in der Schweiz und in den italienischen Provinzen geschaffen habe. Tief griff ich in die Wirtschaft dieser Länder ein. Bahnen, Brücken und Straßen sind bleibende Spuren meiner Tätigkeit. Jahre erst liegt das alles zurück, und doch sind meine Verdienste verweht. Meine Saat haben andere geerntet, mein Verdienst hob andere empor. Die ganze Monarchie habe ich durchmessen, an hundert Orten gewirkt, verlockende Angebote habe ich ausgeschlagen, selbstlos verblieb ich in des Kaisers karg entlohntem Dienst. Weißt du noch, Nicoletto, wie man mir diese Treue gelohnt

hat? Glaubst du, ich hätte je die Nacht in Verona, die mir meine Enthebung und Monate des Kummers brachte, vergessen? Gewiß, man hat mich rehabilitiert, man hat das Pflaster einer Rangerhöhung auf die schmerzende Wunde gelegt. Nach außen, Nicoletto, ist alles wieder gut. In mir aber ist in jener Nacht etwas zerbrochen, das keines Kaisers Gnade wieder leimt."

Schweigen ist um die beiden Brüder. Tiefe, nächtliche Stille. Dann schrillt das helle Gezirp einer Baumgrille auf und verstummt wieder nach einem letzten, liebegirrenden Ton. Und wieder rieseln die wehen Worte dieser Beichte in die lauschende Nacht:

„Du weißt, Nico, wie ich dieses Österreich geliebt habe. Schön und erhaben, wie es aus den Liedern unserer Knabenzeit aufstieg, habe ich es in meinem Herzen getragen. Hier auf blutgetränktem Grenzboden ist mir dieses Vaterland liebgeworden, für das viele unserer Ahnen gelitten haben. Als glühender Patriot habe ich dieses Tal verlassen, jahrzehntelang war dieses Land in seiner Stärke, aber auch mit allen seinen Schwächen, mein Glaube und mein Stolz. Es war nicht immer leicht, Nicoletto, zu diesem Österreich zu stehen. Denk an Achtundvierzig, wo unsere jungen Herzen zum erstenmal das Traumbild Großdeutschland aufsteigen sahen. Erinnere dich an den Freiheitskampf der Ungarn und Slaven, den wir Rebellion nannten und doch im Herzen verstanden. Entsinne dich dessen, wie schwer es uns schlechte Gesetze, harte Gewaltmaßnahmen und ewige Regierungskrisen oft machten, an die Ewigkeitswerte Österreichs zu glauben. Kritik und Zweifel waren in diesen Jahren in mir, Trotz und Auflehnung, und doch liebte ich dieses greise, zerrissene und so ehrwürdige Land."

Bruder Nicoletto will das Windlicht wieder anzünden, aber

Alois wehrt ab. Was er noch zu sagen hat, ist leichter in der Dunkelheit zu sprechen:

„Später dann, Bruder, als ich die Welt kennenlernte und zu meiner Heimat Distanz gewann, da begann ich dieses Land zu fürchten. Ich weiß nicht, ob du mich verstehen kannst, aber aus meiner Liebe ward Furcht. Denn, siehst du, da sah ich erst, daß dieser morsch gewordene Staatenkoloß an einer unheilbaren Krankheit litt, seine besten Söhne auffraß und zwangsläufig zu einem Zuchtboden der Mittelmäßigkeit wurde. Da bemerkte ich, wie ringsum die Völker sich verjüngten, zu Nationen wurden und uns auf allen Gebieten zu überflügeln begannen. Ich verstand mit einem Male, warum bei uns alle Erfinder, Dichter, Denker und Musiker der Vergessenheit und Verbitterung anheimfielen, erkannte, daß dieser ungeheure Staat seine besten Kräfte im inneren Kampf zerrieb, das Blut seiner Kinder trank und seiner jungen Generation nichts zu bieten hatte, als das muffige Brot einer stolzen Vergangenheit."

Eine Fledermaus huscht in gespenstischem Zickzackflug an den Brüdern vorbei. Die Luft ist so unbewegt, daß man den zarten Windhauch der schlagenden Schwingen zu spüren vermeint.

„Damals, als man in Wien meine Ehre den Neidern preisgab, da habe ich mich ganz meiner ägyptischen Aufgabe verschrieben, einem Werk, das nicht einem Volk, sondern der ganzen Welt dienen soll. Zähe habe ich Österreichs Interessen in der internationalen Kommission vertreten, jede freie Stunde habe ich dem Gedanken des Suezkanals gewidmet. Und siehst du, Nicoletto, in dieser Zeit, da ich ganz allein stand, da außer Baron Bruck niemand für mich eintrat, habe ich erkannt, daß Österreich nicht zu helfen ist. Damals, da ich als einzelner Mensch gegen Frankreichs Egoismus kämpfen mußte und nir-

gends Verständnis und Unterstützung fand, habe ich den Glauben an die Zukunft dieses Staates verloren. Man hat in Wien ruhig zugesehen, wie die Studiengesellschaft lahmgelegt wurde. In ganz Österreich waren nicht zehn Männer, die mir helfen wollten, unserem Volke Anteil zu schaffen an diesem Werk. Keine Hand hat sich gerührt, als Lesseps seine Verdrängungskampagne begann; denn der Wiener Hof war damit beschäftigt, den alten verdienten Marschall Radetzky zu stürzen. Niemand vernahm meine warnende Stimme, denn wichtiger als Österreichs Anteil an Suez war ein kleiner Verleumdungsfeldzug gegen den Handelsminister. Zehnmal habe ich mich bemüht, die Wiener Diplomaten und Wirtschaftsführer zum Eingreifen in dieses Weltproblem zu bestimmen, es blieb umsonst. Die einen benötigten ihre Zeit, um Preußen einen kleinlichen Nadelstich zu versetzen, die anderen aber hielten sich lieber an Armeelieferungen und Warenschiebungen. Wir dachten daran, das Antlitz der Erde zu ändern, in Wien aber lachte man über unsere ägyptischen Träume. Was ich auch tat, um die maßgebenden Kreise aus ihrer Indolenz aufzurütteln, es blieb ohne Erfolg! Man schob mich von Tür zu Tür, verabreichte mir nichtssagende Komplimente und ließ sich nicht aus der Ruhe bringen!

Noch einmal, ganz isoliert, ohne jeden Rückhalt, ging ich nach Paris, zerstörte Lesseps' dunkle Pläne und setzte mich gegen die Fachleute aller Großmächte durch. Ich, der kleine, unbedeutende Ingenieur, der Bettelstudent aus Feltre, hinter dem nichts stand als ein angefeindeter Minister, ein greiser Feldmarschall und ein Triester Bankier, zwang der internationalen Kommission meine Ideen auf. Es wurde ein letzter Triumph, ein letzter Sieg auf verlorenem Posten.

Noch, Nicoletto, noch sage ich, liegt das Schicksal des Kanals

in meiner Hand. Noch kommt Lesseps nicht über mich hinweg, denn mit Phrasen, Diplomatenkniffen und Geschäftspraktiken verbindet man keine Meere. Siehst du, Bruder, in diesem entscheidenden Zeitpunkte nun, klopft der Tod bei mir an, überfällt mich ein Leiden, das mir nicht mehr Zeit läßt, mein Werk zu vollenden. Ich trete ab, und ein Charlatan setzt sich den Lorbeer des Siegers aufs Haupt!
Ich glaube nicht an die Dankbarkeit Frankreichs, und ich weiß, daß Gott, der Lesseps so reich mit Gaben des Geistes ausstattete, vergaß, dem Mann auch ein Gewissen zu geben. Österreich aber, das seine Lebenden vergißt, wird kaum den Nachruhm eines Toten hüten...
Begreifst du jetzt, Nico, warum ich den Tod fürchte? Kannst du mir nachfühlen, warum ich Österreich zuerst geliebt, dann gefürchtet habe und nun bemitleide? Tut dir nicht auch das Herz weh, zu sehen, wie ein Reich, in dem einmal die Sonne nicht unterging, von Europa in den Ruhestand versetzt wird? Du wirst in nicht allzu ferner Zeit meine Grabrede halten, wie du meine Ehe gesegnet und meine Kinder getauft hast. Wenn du mir dann aber deinen brüderlichen Nachruf hältst, dann vergiß nicht zu sagen, daß hier ein Mensch starb, der sein Vaterland überlebte!"
Nicoletto, der Priester, bleibt stumm. Er weiß wenig von Politik und nichts von der Welt. Anklagen und richten ist nicht sein Amt. Er fühlt nur, das letzte Wort in dieser bitteren Bilanz eines reichen Lebens hat nicht der Bruder, sondern die Nachwelt.
Hand in Hand verlassen der Geistliche und der Ingenieur die Terrasse. Auf der engen Stiege überfällt Alois einer seiner schweren Nierenkrämpfe. Erschrocken bringt Nicoletto den ächzenden, wachsbleich gewordenen Bruder zu Bett und ver-

bleibt in tiefer Besorgnis bei dem Kranken, bis der Anfall vorüber ist und der Bruder schläft.

Mitternacht ist längst vorbei, als sich der Priester erhebt, die Kerze löscht und das eigene Lager aufsucht. Lange noch liegt er wach und wird der trüben, dunklen Gedanken nicht Herr. Er liegt und lauscht in die Nacht. Leise rauscht der Mühlbach, und von fern her erklingt eines Hofhundes klagender Laut.

BEIM ALTEN RADETZKI

An einem schönen Frühlingstag des Jahres 1857 besucht Negrelli in Mailand seinen väterlichen Freund, den greisen Feldmarschall Radetzky. Schwarz-gelbe Fahnen bauschen sich im kühlen Bergwind, der vom Norden kommend, durch die Straßen weht. Die flatternden Fahnen gelten dem vor wenigen Stunden erfolgten festlichen Einzug des Erzherzogs Max. Mailand selbst ist wie ausgestorben. Man sieht nur Militär, das an geschlossenen Fensterläden in hartem Gleichschritt vorüberzieht. Die Mailänder sind wie verschwunden, halten sich verborgen, sind in die Ebene hinausgewandert.
In den südlichen Provinzen der Monarchie gärt es wieder. Der alte Haß gegen die Österreicher flammt neu auf. Wo die nationale Begeisterung zur Auflehnung nicht ausreicht, dort hilft das Gold französischer Agenten nach. Die ganze Lombardei blickt erwartungsvoll nach Paris. Napoleon III. hat die Befreiung der unterdrückten Völker verkündet. Bald gibt es Revanche für Custozza und Novarra. Italien erwacht, und des Kaisers getreuester Palladin sitzt fröstelnd in der Villa Reale und wärmt sich am Kamin die Greisenhände, denen das sieggewohnte Schwert entsank.
Vor dem Palast Radetzkys fehlt der Doppelposten. Vor einigen Wochen hat man den Feldmarschall pensioniert. Der Alte stand ja vielen Leuten schon allzu lange im Weg. Ein Diener empfängt Negrelli, meldet ihn und führt den Gast in das Bibliothekzimmer. Dort, vor dem flammenden Kamin, die Füße in dicke Decken gehüllt, sitzt Radetzky und streckt seinem Besucher beide Hände entgegen. Der Marschall kann sich nicht erheben, aber er zieht Negrelli zu sich nieder, küßt seine

Wangen und freut sich herzlich über den unerwarteten Besuch. Negrelli ist betroffen. Was haben die letzten Jahre aus dem großen Soldaten gemacht? Als er vor zwei Jahren Verona verließ, war der Alte noch wohlauf, ritt zu den Paraden und auf die Übungsplätze. Er stand, ein Wunder der Selbstzucht, energisch mitten im Getriebe der Garnison und Militärverwaltung, und nun sitzt da plötzlich ein zusammengebrochener Greis in faltigem Waffenrock vor ihm.

Auch die Stimme Radetzkys, an deren hellem Klang sich drei Soldatengenerationen aufreckten, hat sich verändert, ist dünn und ein wenig weinerlich geworden:

„Ja, ja, traurig schaut's aus mit mir, mein lieber Negrelli. Wundern Sie sich nur, was aus mir altem Soldaten geworden ist. Wird nicht mehr lang dauern, wird der eiserne Ritter hinter meinem Sarg herklirren. Immer friert mich. Hab nie geglaubt, daß dieses verfluchte Land so kalt sein kann. Aber reden wir lieber von Ihnen. Wie geht's denn Ihrer lieben Frau? Was macht denn mein Patenkinderl, und wieweit sind's denn schon mit Ihrem Kanal?"

„In Wien ist alles wohl, Exzellenz. Meine Buben sind Offiziere geworden, und meine Mädel stellen das ganze Haus auf den Kopf. Ich selber bin leider viel kränker, als man mir anmerkt. Ist ja auch kein Wunder, Exzellenz, bei meinem Zigeunerleben. Einmal in Polen, dann wieder in Triest, einen Monat in Wien, zwei in den Bergdörfern einer Gebirgsbahn, dazwischen Ärger, Sorgen und Aufregungen, da muß ja der gesündeste Mensch krank werden! Was aber den Suezkanal anbelangt, da ist mir in den letzten Tagen eine gute Nachricht zugekommen: Der Vizekönig von Ägypten hat mich zum Generalinspektor aller Kanalbauten bestellt. Wenn ich jetzt gesund wär, dann könnten wir mit dem Bau beginnen!"

„Wird schon wieder werden, lieber Negrelli. Sie sind ja noch so jung. Sie haben ja das Leben noch vor sich, Sie Glücklicher!"

„Exzellenz, das ist leider nicht so. Ich bin den Sechzigern nahe."

„Aber das ist doch kein Alter. Da können's ja noch lange wirken. Schaun's, lieber Freund, mich haben's in meinem neunzigsten Lebensjahr erst pensioniert. Zweiundsiebzig Jahr war ich Offizier, ein ganzes Buch könnt man mit meinen Schlachten füllen, viermal hab ich den Habsburgern ihr Reich gerettet, und nun haben's mich zum alten Eisen geworfen. Verabschiedet, damit ein gewisser Herr Grünne avancieren kann. Ich seh ja ein, daß mich der Kaiser nimmer hat halten können. Ich trag ihm nichts nach, nur auf den lieben Herrgott bin ich ein bisserl bös, weil er mir die Pensionierung nicht erspart hat."

Immer leiser wird die Stimme Radetzkys, immer wehmütiger der Klang der zerbrochenen Worte.

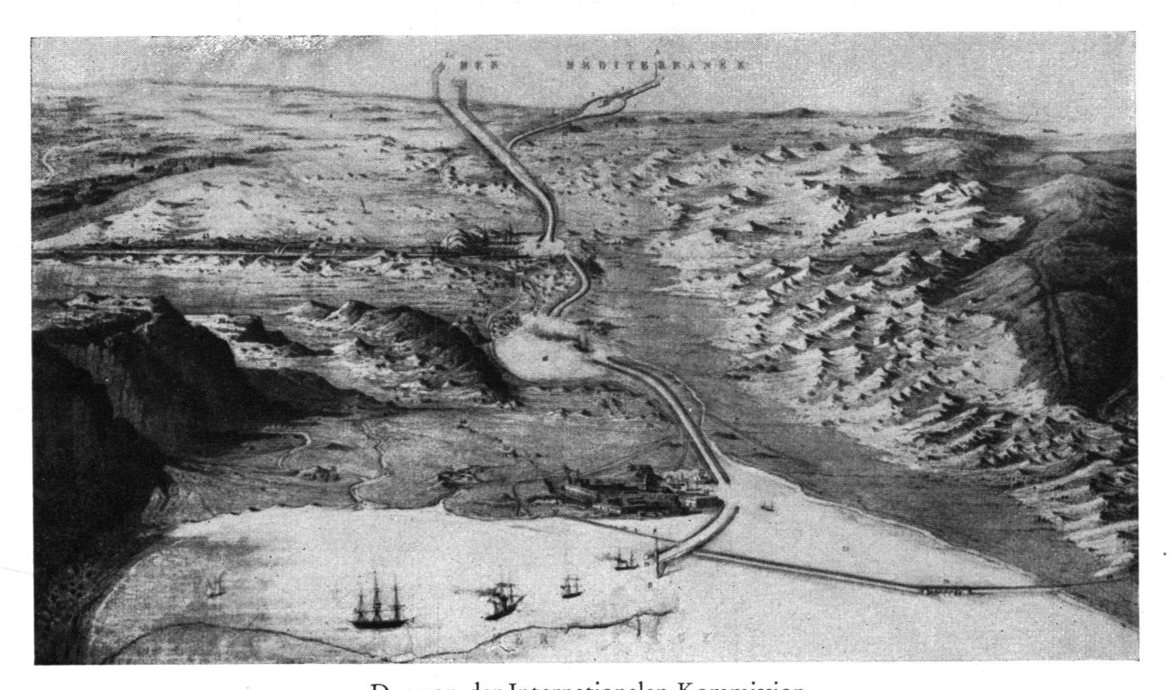
„Ich hab ja nichts mehr zu tun, als auf den Tod zu warten. Oft schon hätt er nach mir greifen können, der knöcherne Luderskerl. Alle meine Freunde hat er schon längst geholt, nur mir weicht er aus. Tag und Nacht sitz ich da an dem Kamin und wart auf ihn, aber er kommt nicht. Scheint mich vergessen zu haben, so wie mich alles vergessen hat. Niemand läßt sich mehr sehen, immer bin ich allein. Ich bin ja jetzt nur mehr ein alter, wertloser Pensionist. Manchmal, wenn ich trommeln hör, wenn meine Kerle vorbeimarschieren, und ich kann nimmer auf, kann mich nicht einmal mehr zum Fenster schleppen, dann, mein lieber Negrelli, dann ist mir schon recht elend zu Mut. Dann glaub ich oft, ich bin gar nimmer der Radetzky!"

Müde sinkt der Kopf des Greises auf den golddurchwirkten Kragen. Kleine Tränen rieseln über die faltigen Wangen und

kollern über des Marschalls weißen Waffenrock, benetzen die Finger der Schwerthand, in der drei Menschenalter hindurch die Weltgeltung der Monarchie und darüber hinaus das Schicksal der deutschen Erde lag.
Negrelli ist tief erschüttert. Er findet kein Wort der Beruhigung und des Trostes. Auch seine Augen werden feucht, da ein großer Soldat, ein berühmter Heerführer, zum hilflos schluchzenden Kind wird. Ein letzter, schwacher Funke des alten Soldatenhumors glimmt in Radetzkys Augen auf, da er fortfährt:
„Denken's nur, lieber Negrelli, mir hat man schon zu Lebzeiten ein Grabmal errichtet! Grad so, wie einen alten Pharaonen. In Wetzdorf bei Wien, da hat mir ein guter, alter Freund ein Mausoleum gebaut. Es liegt auf einem kleinen Hügel, mitten in einem großen, dichten Park, und rundum stehen riesige, gußeiserne Soldaten. Die werden meinen Schlaf bewachen und ihre Gewehre noch präsentieren, wenn das alte Österreich schon lang nimmer ist!"
Von der Straße her erklingt Marschmusik. Pferdegetrappel und stampfender Marschtritt erfüllen den Raum. Hoch richtet sich der Greis in seinem Lehnstuhl auf, hebt lauschend den Kopf. Will auf, verzieht schmerzhaft den Mund. „Verdammte morsche Knochen..." Ein Blick heißer Sehnsucht irrt nach dem Fenster.
Negrelli greift zu, hilft dem Marschall, dem die Füße den Dienst versagen, auf. Stützt ihn, führt den Kranken, der seine Schultern umklammert, ganz langsam ans Fenster und schiebt den Vorhang zur Seite. Radetzky stöhnt vor Schmerz, aber er steht, hält sich fest, blickt auf die Straße.
Die da unten marschieren, sind Ruthenen, sind mit dem Erzherzog heute erst in Mailand angekommen. Ihre Offiziere



Alois von Negrelli als Generalinspektor
der Österreichischen Staatseisenbahnen
(Nach einem Aquarell seines Enkels Nikolaus Negrelli-Moldelbe)



Der von der Internationalen Kommission
zur Ausführung bestimmte Bauplan Negrellis für den Suezkanal

wissen nicht, daß sie gerade an der Villa Reale, dem Ruhesitz des großen Feldmarschalls vorbeikommen. Kein Blick trifft den Greis am Fenster, kein Degen senkt sich, keine Fahne grüßt.

Niemand ahnt, daß da oben, hinter den Fenstern des Mailänder Palastes, Österreichs großer Feldherr, Vater Radetzky, seine letzte Heerschau hält.

ALLES FÜR GROSS-DEUTSCHLAND

Eine weiße Segeljacht, die in leuchtenden Goldbuchstaben den Namen „Deutschland" trägt, gleitet am Leuchtturm des Triester Hafens vorbei, in die blaue Bucht hinaus. Eine leichte Bora, die vom Karst herabweht, bauscht die Segelleinwand und gibt gute, gleichmäßige Fahrt. Die beiden Matrosen des Triester Lloyd, die Ruderpinne und Segel bedienen, haben wenig zu tun und blicken verschlafen in die dunstige Ferne.

Die Gebäude des Hafens tragen reichen Fahnenschmuck. Die Schiffe, an denen die Jacht vorüberrauscht, prangen in Flaggengala, und vom Turm des Gouvernementsgebäudes weht die kaiserliche Standarte. Vor einer Stunde hat der Hofzug, der Franz Josef und Elisabeth am Vortag an die Adria gebracht hatte, Triest wieder verlassen. Noch erzählen wehende Fahnen, grüne Guirlanden und hochragende Ehrenpforten von der Jubelfeier der Stadt. Seit gestern verbindet der Schienenstrang Triest mit dem Herzen der Monarchie. Ghega hat sein Werk vollendet: Das Dampfroß überwand die Steinmauer des Karstes.

Die drei Passagiere der Jacht, der österreichische Finanzminister Baron Bruck, Negrelli und Lesseps, standen mitten im Trubel der Festlichkeiten und sind sehr müde. Noch liegt ihnen die endlose Nacht im Festsaal des Stabilemento Ferdinandeo in den Knochen. Die frische Brise tut wohl, verweht die Erinnerung an endlose Reden, schmetternde Militärmärsche, knatternde Raketen und all den Tumult eines Kaiserbesuchs in Österreichs lautester Stadt.

Baron Bruck hat sich am Bahnhof von den Majestäten verabschiedet und bleibt nun ein paar Tage in Triest. Jetzt liegt

er zufrieden auf seiner Polsterbank, läßt die Hand durch die schäumenden Wellen gleiten und träumt mit offenen Augen. Lesseps und Negrelli vergnügen sich an den grotesken Saltos spielender Delphine, und die beiden Matrosen bemühen sich krampfhaft, ihren Katzenjammer vor den hohen Gästen der Jacht zu verbergen.

Das offene Meer ist erreicht, der Nordost wird stärker, stampfend legt sich das Boot auf die Seite, und die Hausflagge des Lloyd knattert im Fahrtwind.

Neckend lächelt Bruck, da sich Lesseps und Negrelli, übersprüht von Schaumflocken, torkelnd in seine Nähe arbeiten. „Jetzt wird's lebhaft!", ruft er und freut sich über die beklommenen Gesichter der beiden. Es dauert ein Weilchen, bis sich die beiden Gäste Brucks mit der veränderten Gleichgewichtslage abgefunden haben. Kaum aber fühlt sich Lesseps wieder sicher, da zwingt die Neugier den Franzosen auch schon zu einer Frage, die ihn seit dem Betreten der Jacht beschäftigt.

„Würden Sie mir verraten, Exzellenz, warum Ihre Jacht den Namen ‚Deutschland' trägt. Sie sind doch österreichischer Minister!?"

Seit Bruck, noch als Direktor des Triester Lloyd, seiner Jacht den Namen „Deutschland" gab, hat er diese Frage schon oft beantworten müssen. Er tut dies übrigens nicht ungern, denn in seiner Antwort auf die Frage liegt immer ein Stückchen Aufklärungsarbeit:

„Vor allem, Herr von Lesseps, bin ich von Geburt Rheinländer. Österreich ist nur meine Wahlheimat. Den Wanderweg meiner Jugend, der mich über Frankreich, England und Griechenland nach Triest führte, will ich jetzt nicht schildern. Herr von Negrelli kennt die Stationen. Er weiß auch, wie ich nach und nach vom kleinen Kontorbeamten zum Direktor des

Triester Lloyd, zum Bevollmächtigten Österreichs bei der deutschen Nationalversammlung und zuletzt zum Minister dieses Landes geworden bin. Darüber will ich jetzt nicht sprechen. Ich will mich darauf beschränken, Ihre Frage zu beantworten.

Ich war und bin, seit ich denken kann, ein leidenschaftlicher Anhänger der gesamtdeutschen Idee. Schon lange vor dem Sturmjahr 1848 habe ich für diesen Gedanken geworben und die separatistischen Bestrebungen des deutschen Staatenbundes bekämpft. Österreich aber in irgendeiner Form in das werdende großdeutsche Wirtschaftsgebilde einzugliedern, alte, künstliche Gegensätze zu beseitigen und die dynastischen Sonderinteressen dem Volkswohle unterzuordnen, wurde mir zu einer heiligen Mission.

Damals als wir Abgeordnete des deutschen Volkes am 18. Mai 1848 unter Glockenklang in die Frankfurter Paulskirche einzogen, schien die Erfüllung meiner Sehnsucht schon nahe. Da schritt der Tiroler Bauer neben dem Arbeiter aus Sachsen, der ostpreußische Junker ging Seite an Seite mit einem Beamten aus dem Krainer Land, der ostfriesische Seemann und der Arzt aus Wien, der Schwabe und der Kärntner, der Arbeiter und der Fabrikbesitzer hatten sich gefunden, verstanden sich und dienten der gemeinsamen Sache.

Wir alle wollten damals den großen deutschen Dom erbauen, aber wir vermochten nur die Grundmauern zu setzen. Was die Herzen formten, zerstörten die Zungen, was die Vertreter des Volkes mühsam aufrichteten, untergruben die Fürsten — und so verwehte denn unser Traum im Trommelwirbel der Reaktion."

Eine schwere, ungefüge Schifferbarke kreuzt den Weg der Jacht. Rot flammt das große, lateinische Segel über einem

hohen Berg dunkler Melonen. Das Lied einer dalmatinischen Gusla klingt herüber, braune Mädchenarme heben ein flatterndes Tuch, der alte Barkenführer schwenkt die Mütze zum Gruß.

„Sehen Sie", fährt Bruck fort, „damals schien es, als sei der alte Gegensatz Österreich-Preußen unüberbrückbar. Und doch habe ich den Kampf nicht aufgegeben. Als die Politik versagte, begann ich die Wirtschaft in den Dienst der Verständigung zu stellen, warb für den Gedanken eines den ganzen deutschen Raum umfassenden Zollvereines, wollte über die Brieftaschen an die Herzen herankommen. Handel und Verkehr sollten zu Bindegliedern aller deutschen Stämme werden! Die eisernen Schienenstränge, die Kanäle und Straßen sollten Deutschland zu einem großen Wirtschaftskörper machen! Auch dieser Weg führte mich nicht ans Ziel. Die einen verstanden mich nicht, die andern wollten mich nicht begreifen. Ich bin ein Mensch aus dem Volke. Ich stehe auch heute, als Österreichs Minister, mitten unter den Schaffenden und ich weiß daher aus eigener Anschauung, daß der großdeutsche Gedanke im Volke lebt. Nicht nur allerorts im Reich, nein auch hier in Österreich. Auf den Äckern, in den Fabriksälen und in den Schulen und Kasernen der deutschen Jugend glaubt man an Deutschland! Die es verneinen, sitzen in den Klubsesseln jüdischer Bankhäuser, in den Prälatenzimmern reicher Stifte und in den Salons der feudalen Aristokratie!

Wer aber einen Kampf führt, den die Masse des Volkes billigt, der hat kein Recht zu verzagen. Darum diene ich nach wie vor dem großen Gedanken der deutschen Einigung. Daß ich zufällig österreichischer Minister bin, hat mir nie Gewissenskonflikte gebracht, denn die Ostmark war und ist, trotz Habsburg und Rom, alter, deutscher Kulturboden! Weil ich

nun so denke und handle, Herr von Lesseps, habe ich meine Jacht „Deutschland" getauft!"

„Exzellenz, ich verstehe Sie. Wir Franzosen achten nationales Fühlen. Wir werden es begrüßen, wenn Deutschland seinen Napoleon findet. Besonders dann, wenn er aus dem Schicksal des Korsen gelernt hat und Europa nicht das Schwert, sondern den Ölzweig bringt."

„Der Mann, der mein Vaterland einigt, wird kommen, wenn die Zeit reif ist. Ihm den Weg zu ebnen, halte ich für meine Pflicht."

Müde ruht Negrelli in den Kissen der Jacht. Die Anstrengungen der letzten Tage haben sein Leiden verschlimmert. Die frische Kühle der Seefahrt stärkt wohl seine Spannkraft, aber er fürchtet sich vor der Eisenbahnreise nach Wien. Er weiß, daß die Schmerzen bald wiederkommen, diese furchtbaren Schmerzen, die kein Arzt mehr zu lindern vermag.

Draußen am Horizont ist die dunkle Silhouette eines Kriegsschiffes aufgetaucht. Bruck nennt das Schiff. Es ist die Holzfregatte „Radetzky" des Tegetthoffschen Eskadre. Sie hat am frühen Morgen Triest verlassen und kehrt nun, nach einer Übungsfahrt, nach Pola zurück. Einer Trauerfahne gleich, wallt dunkler Rauch hinter dem Schiffe her.

„Nun ist Radetzky auch zur großen Armee eingerückt", sagt Negrelli und denkt des greisen Marschalls, der vor wenigen Wochen starb.

„Radetzky war auch einer jener Österreicher, die ihre deutsche Berufung nie vergessen haben", fährt Bruck fort. „Er war ein deutscher Marschall und hat als österreichischer Patriot, wie sein großes Vorbild, der Prinz Eugen, immer dem Gesamtreiche gedient. Vater Radetzky war ein glänzender Soldat, aber auch ein ganz großer, seltener Mensch."

Die Bora ist abgeflaut. Ruhig, leise gewiegt, gleitet das weiße Boot durch die blaue See. Im wirbelnden Kielwasser treiben die munteren Delphine wieder ihr Spiel.
„Nun, meine Herren", sagt Bruck, „wollen wir unsere Sache besprechen. Herr von Lesseps wird ja schon neugierig sein, warum wir ihn von Paris nach Wien und jetzt gar nach Triest gebeten haben. Also ich freue mich, meine Herren, endlich eine frohe Nachricht mitteilen zu dürfen. Was ich als Internuntius der österreichischen Regierung in Konstantinopel in zweijähriger Tätigkeit nicht erreichen konnte, scheint nun gelungen zu sein: Der Großherr ist mürbe geworden und erklärt sich bereit, den Kanalbau zu konzessionieren!"
Nur einem plötzlichen Segelmanöver, das Lesseps auf seine Bank zurückwirft, hat es Bruck zu verdanken, daß ihn der begeisterte Franzose nicht umarmt.
„Exzellenz, welch frohe Botschaft! Welch blendende Überraschung! Wie ist es Ihnen nur gelungen, dieses Wunder zu bewirken?"
„Seit Österreich eine Armee in die Donaufürstentümer einmarschieren ließ und energisch gegen Rußland auftritt, hat sich der Wind am Goldenen Horn gedreht. Der Sultan hält uns bereits für seine Verbündeten, und unser Wort gilt wieder am Bosporus. Ich darf ruhig sagen, daß es uns durch diesen klugen Schachzug gelungen ist, den englischen Einfluß in der Türkei fast ganz zurückzudrängen. Die Hohe Pforte ist unserem Kaiser zu Dank verpflichtet und bereit, einen Ferman auszufertigen, der uns den Bau des Suezkanals ermöglicht und uns gleichzeitig die Geschäftsführung auf neunundneunzig Jahre überantwortet."
Diese Mitteilung überrascht auch Negrelli. Dieser Bruck ist ja ein wahrer Hexenmeister! Wirklich der rechte Mann am

rechten Platz! Lesseps strahlt über das ganze Gesicht. Er ist mit schweren Sorgen zu dieser Aussprache nach Österreich gekommen, wollte eigentlich den Kanal ohne Zustimmung der Hohen Pforte beginnen, eine vollendete Tatsache schaffen und ist nun heilfroh, daß ihm dieser gewagte Schritt erspart bleibt.

„Baron", ruft er und versucht vergebens, sich im kreuzenden Boot zu erheben, „Baron, ich bin entzückt! Welch ein stolzer Sieg Ihrer geistvollen Politik! Oh, wie ich dieses Österreich und seine Menschen liebe! Nie werde ich vergessen, Exzellenz, was Sie für den Kanal getan haben. Paris wird durch mich erfahren, was unsere Gesellschaft Ihnen, Herr Minister, verdankt. Wie bin ich glücklich, schon jetzt die Gefühle Frankreichs verdolmetschen zu dürfen, das in meinem Freund Negrelli den Schöpfer des Bauplanes, in Ihnen aber, Exzellenz, den politischen Pionier des Werkes erblickt."

Mit einer kurzen Zwischenfrage holt Bruck den Begeisterten aus dem Himmel seines Überschwangs auf den Boden des realen Lebens zurück.

„Wie gedenkt die Compagnie universelle du canal maritime de Suez den österreichischen Anteil sicherzustellen?"

„Oh, Exzellenz, das Direktorium weiß, was es seinen österreichischen Gründern und Mitarbeitern schuldet. Undank ist ein Wort, das im Vokabulaire Frankreichs fehlt. Paris spielt mit offenen Karten, und ich verbürge mich dafür, daß Ihre Ansprüche Ihren Verdiensten entsprechen werden."

Baron Bruck ist mißtrauisch:

„Sie wissen, Herr von Lesseps, daß die oberitalienische Frage die Beziehungen unserer beiden Länder getrübt hat. Piemont rüstet gegen uns, und ihr Souverän hatte mit Cavour eine geheime Unterredung. Anscheinend besteht seit wenigen

Tagen ein Militärbündnis zwischen Frankreich und Piemont. Das kann zu einem Bruch der diplomatischen Beziehungen, vielleicht sogar zu einem offenen Konflikt führen!?"
„Aber, Exzellenz, Napoleon denkt nicht an einen Krieg. Die beiden Monarchen werden sich durch die Wühlarbeit der Turiner Kammer nicht entzweien lassen. Das geht vorüber, ist nur eine leichte Wolke, eine kleine Unstimmigkeit. Niemand in Frankreich wünscht den Krieg!"
Von der Breitseite der qualmenden „Radetzky" steigen sechs kleine, weiße Wölklein auf. Eine Salve rollt über das Meer. Dumpfes, donnerndes Grollen liegt über dem Meer. Bruck weiß, warum Tegetthoffs Schiffe Tag und Nacht Schießübungen halten und die Seebefestigungen Triests eiligst verstärkt werden. Nicht umsonst hat man die Schienenüberquerung des Karstriegels in fieberhafter Eile vollendet. Triest braucht Munition.
Die Friedensprognose des Franzosen verstummt im Nachhall der Schiffsgeschütze. Lesseps weiß, daß Frankreich rüstet. Er hat noch in der vergangenen Nacht eine geheime Unterredung mit dem Triester französischen Konsul gehabt und erhielt aus Paris die Weisung, den Österreichern keinerlei bindende Zugeständnisse zu machen.
Mit einer leichten Handbewegung verscheucht Bruck die Zukunftssorgen.
„Als Direktor des Lloyd habe ich genug Erfahrung gesammelt, um zu wissen, daß Österreich den Suezkanal braucht. Die Stadt, die da hinter uns liegt, wird, wenn erst diese Indienverbindung besteht, alle Mittelmeerhäfen überflügeln. Aber auch Deutschland wird in nicht allzuferner Zeit, mehr als bisher, am Welthandel und an Kolonien interessiert sein. Hat Deutschland aber einmal überseeische Gebiete, dann wird

es, wo immer sie auch liegen, den Suezkanal brauchen. Ob ich daher als Österreicher oder als Deutscher denke, immer muß ich verlangen, daß die Anrechte dieser Länder an die Kanalgesellschaft gesichert werden."

„Exzellenz, ich kann nur wiederholen, Frankreich kennt die Berechtigung dieser Ansprüche. In mir aber wollen Sie den Garanten Ihrer Rechte sehen. Geben Sie mir Zeit, bis sich unsere Souveräne wieder gefunden haben, und Sie werden sehen, daß unsere Abschlußverhandlungen in Paris im Geiste der Freundschaft und der Dankbarkeit geführt werden."

Negrelli bleibt stumm. Er glaubt nicht mehr an Lesseps. Gedankenvoll blickt er nach der Kimmung, über der, schwarz und unbewegt, die Rauchwolke der Fregatte liegt.

Die Jacht hat gewendet und hält wieder auf die Stadt und den Hafen zu. Langsam aufkreuzend quert das blanke Boot, mutwillig tänzelnd, die weite Bucht. Wunderbar ist der Blick auf die weiße, sanft ansteigende Stadt, die grünen Hänge und grauen Steilwände der Karstmauer. Herrlich ist dieses unbeschwerte Gleiten durch Licht und Flut.

Über Land und Meer aber liegt der Donner der Kanonen, rollt das grollende Lagenfeuer der manövrierenden „Radetzky".

KAMPF BIS ZUM LETZTEN ATEMZUG

Die Strapazen der Reise nach Triest haben Negrellis Leiden wesentlich verschlimmert. Schwerkrank kehrt er nach Wien zurück. Unerträgliche Schmerzen zwingen ihn, im Kurort Recoaro Linderung zu suchen. Es ist zu spät. Die Kur bleibt wirkungslos. Erst im Hochsommer, den der Kranke in Primiero verbringt, tritt eine scheinbare Besserung ein. Kaum aber ist Negrelli wieder in Wien, kommt auch schon ein schwerer Rückfall. Frau Lotti und die Kinder merken mit Entsetzen, daß ein vom Tod Gezeichneter heimgekehrt ist.
Die Triester Mitteilungen Brucks haben sich leider nicht bewahrheitet. Die Hohe Pforte denkt nicht daran, ihr Versprechen zu halten, verweigert nach wie vor die Ausstellung des Fermans. Ali Pascha, der Großvesir, liebäugelt wieder mit England. Dort ist Disraeli, ein erbitterter Feind der Kanalidee, Minister geworden. Schlimme Nachrichten, englische Parlamentsangriffe auf den Kanal und gehässige Auslassungen Stephensons zwingen Negrelli aus dem Krankenbett, nötigen ihn zu einem letzten flammenden Protest gegen englische Heuchelei.

Schon dem Grabe nahe, von Fieberfrösten geschüttelt und eine wehrlose Beute rasender Schmerzen, schleppt sich Negrelli am 22. September 1858 an den Arbeitstisch. Mit zitternden Händen versucht er zu schreiben. Hand und Feder versagen den Dienst. Der Kranke läßt nicht locker, diktiert der Tochter Emilie einen Artikel, der für die „Österreichische Zeitung“ bestimmt ist.
Umsonst bemüht sich das Mädchen, den Todkranken zu beruhigen. „Bitte, geh wieder zu Bett, Vater! Ruh dich aus, wir

schreiben den Aufsatz morgen. Du nimmst das Londoner Geschwätz viel zu ernst. Antworte morgen, Vater, komm jetzt zu Bett."

„Ich habe keine Zeit mehr zu warten, Emilie. Ich muß diesen Aufsatz heute noch in die Presse bringen. Außer mir wagt ja niemand, diesem Menschen entgegenzutreten. Kind, tu mir den Gefallen und schreib!"

Satz um Satz stößt der schmerzverzerrte Mund hervor. Ein Sterbender bäumt sich gegen Lüge und Verrat auf.

„Schreib, Emilie! Schreib! Wer weiß, ob ich morgen noch lebe."

Verängstigt, sorgenvollen Herzens bringt das Mädchen des Vaters Worte zu Papier:

„Wenn Sie, Robert Stephenson, in einer offenen Sitzung des englischen Parlaments erklären, der Suezkanal könne höchstens eine sinnlose Gosse werden, dann tun Sie das gegen Ihre innere Überzeugung. Es schmerzt mich zu sehen, daß Sie, den man den König der Ingenieure nennt, gegen ein Werk auftreten, das Sie als Mitglied der Studiengesellschaft einst mit ins Leben riefen.

Ich kann Sie nicht daran hindern, Ihren berühmten Namen der Lächerlichkeit preiszugeben, aber ich protestiere gegen die Art, in der Sie unser ehrliches Wollen bekämpfen. Es tut mir leid, daß Sie den Boden der Sachlichkeit verlassen haben und im Begriffe sind, Ihre Standesehre in einem Lügenfeldzug aufs Spiel zu setzen."

Immer tonloser wird Negrellis Stimme. Oft versteht Emilie die geflüsterten Worte kaum, aber tapfer bringt sie jeden Satz dieses Aufschreis gerechter Empörung zu Papier.

„Es ist Ihrer unwürdig, die Ergebnisse deutscher Geistesarbeit mit Witzen und oberflächlichen Gutachten abzutun und dem Spotte der Laienwelt auszuliefern. Mit tiefem Erröten stelle ich

im Namen der geschändeten Wissenschaft fest, daß Sie sich zum Werkzeug der politischen Kanalgegner entwürdigt haben. Ich behaupte damit, daß Sie bewußt und gegen Ihre eigene Überzeugung und Einsicht sprechen und schreiben. Englands Widerstand gegen den Kanal wird in Europa nicht verstanden, Ihr durchsichtiges Doppelspiel aber befremdet die Welt."

Ein Schwächeanfall zwingt Negrelli, das Diktat zu unterbrechen. Minutenlang liegt er mit geschlossenen Augen im Stuhl. Emilie ruft die Mutter herbei, vereint beschwören die Frauen den Mann, sich Ruhe zu gönnen, die Arbeit zu verschieben. Der anspringende Schmerz macht den Kranken willig. Schon ist er bereit, sich niederzulegen, da ebbt der Anfall ab, und schon flüstert er neue Worte, formt die Schlußsätze im letzten Geisteskampf:

„Ich klage Sie an, Robert Stephenson, aus Eigennutz einem System der Heuchelei und der Lüge zu dienen. Ich beschuldige Sie des Verrates an unserem großen, gemeinsam begonnenen Werk und überlasse es der Fachwelt, über Ihre Handlungsweise das Urteil zu sprechen.

Ihre Unkenrufe werden ungehört verhallen. Der billige Spott, mit dem Sie ein Werk des Weltverkehrs abzutun gedenken, gefährdet nur Ihren eigenen wissenschaftlichen Ruf. Über die Beweggründe Ihres Vorgehens aber wird die Nachwelt zu Gericht sitzen.

Sie, Robert Stephenson, können im Verein mit Ihren Auftraggebern unser Werk wohl erschweren und verzögern, aber nie und nimmer verhindern. Der Kanal von Suez wird mit oder ohne, wenn es sein muß auch gegen England gebaut werden. Europa aber wird den Pionieren dieser Kulturtat einst dankbar sein!"

Der Aufsatz ist beendet. Willig läßt sich Negrelli jetzt zu

Bett bringen. Er sorgt noch dafür, daß der Artikel, das letzte Denkmal seines felsenfesten Glaubens an Suez, zum Druck befördert werde; dann überläßt er sich dem unerbittlichen Geschick.

Zur selben Stunde, da Negrelli in Wien dem Helfershelfer des britischen Außenamtes die Maske vom Gesicht reißt, sieht in Paris Lesseps keinen Ausweg mehr. Er merkt mit wachsender Unruhe, daß das Kartenhaus seiner egoistischen Pläne zusammenzubrechen droht. Sein Mandat, der „Ferman" des Vizekönigs, wird von der Hohen Pforte nicht bestätigt, Enfantin, der betrogene, zur Seite geschobene Enfantin, droht mit Enthüllungen, Marie Eugenie, der kaiserliche Schutzengel wird ungeduldig, die sechshundert Millionen, die er zum Bau braucht, sind nur zu einem Bruchteil eingezahlt, kurz, Lesseps weiß nicht mehr aus noch ein. In dieser Stunde der Krise, da alle Selbstherrlichkeit, alle Schlauheit, kein noch so gewagter Schachzug mehr zu helfen scheint, wirft Lesseps die Flinte ins Korn und kapituliert vor dem Österreicher.
In einem langen Brief beschwört er Negrelli, seine Wiener, Triestiner und Leipziger Freunde wieder zurückzugewinnen. Die alte Studiengesellschaft soll in der Baugesellschaft für den Suezkanal wieder aufleben, neue Verbündete sollen geworben werden. „Sie selbst", so heißt es in dem Brief, „stehen mit zehn Gründeraktien auf der Liste der Teilhaber der neuen Gesellschaft. Der Vizekönig hat Sie zum Generalinspektor der Kanalbauten ernannt. Ich selbst darf Sie wohl mit Recht die Seele der ganzen Aktion nennen. Helfen Sie mir jetzt, Fehler der Vergangenheit gutzumachen, und führen Sie Ihre Freunde der Sache wieder zu."

Der ganze Brief ist nichts als eine Kette von Zugeständnissen. Groß muß die Not sein, die einen Mann wie Lesseps dazu zwingt, die eigene Hilflosigkeit so deutlich einzugestehen. Drei Tage nur braucht dieses Schreiben von Paris bis Wien. Ein Eilbote stellt es zu. Der Tod aber ist schneller. Negrelli soll dieses Schreiben, das Lesseps' Unterwerfung bedeutet, nicht mehr lesen.

In den ersten Morgenstunden des 1. Oktober 1858 erkennt der Hausarzt, daß es mit Negrelli zu Ende geht. Bis zum Tagesgrauen müht er sich im Verein mit der Gattin und dem Bruder des Sterbenden, dessen Schmerzen erträglicher zu machen. Als die Sonne aufgeht, läßt das Fieber nach, Nicoletto reicht dem Bruder die Sterbesakramente. Der Kranke wird ruhig, scheint zu schlafen.

Der Arzt zwingt Frau Lotti, sich ein Stündchen Ruhe zu gönnen, und spricht der Verzweifelten Trost zu. Der Priester sorgt für die Kinder, die weinend in ihren Betten liegen und die Nähe des Todes ahnen.

Negrelli liegt einsam in seinem Schlafgemach und lauscht dem Morgengeläut einer nahen Kirche. Die Schmerzen haben aufgehört, nur eine große Schwäche ist geblieben. Die Sonne flutet in breiten Lichtströmen in den Raum, und der lange Perpendikel der Berner Standuhr schwingt unablässig hin und her.

Der Glockenklang ist verstummt, und die Sonne hat sich hinter Wolken versteckt. Ein tückischer Windstoß reißt das halboffene Fenster völlig auf, wühlt sich in die Vorhänge und läßt sie tanzen wie groteske graue Gespenster.

Leise, tonlos murmelt der Sterbende vor sich hin. Italienische Wortfetzen formt der farblose Mund. Ein wegmüder Wan-

derer kehrt in das Tal seiner Jugend zurück, findet die Sprache seiner Kindheit wieder.

Leise knistern die Dielen, und doch schreitet niemand durch das Gemach.

Ganz still und unbewegt liegt Negrelli in den Kissen. Sein Gesicht ist grau geworden, seine Augen blicken in eine unbestimmbare Ferne, seine Hände aber haben noch viel, viel zu tun. Rastlos irren sie über die Bettdecke, ziehen geheimnisvolle Linien, zeichnen noch in der Todesstunde, wie sie es oft im Leben getan haben.

Auf dem Tischchen neben dem Bett flammt eine späte, rote Rose. Lautlos rieseln die samtweichen Blätter zu Boden, ohne daß ein Lufthauch sie bewegt hätte.

Immer noch zeichnet die wachsgelbe Hand an einem unsichtbaren krausen Plan, umreißt eine Kontur, verbindet entfernte Punkte und gräbt sich endlich sieghaft in den weichen Damast. Ein Uhrwerk knackt, ein Pendel erstarrt, die Berner Standuhr steht still. Kein Laut ist mehr in dem großen, friedlichen Raum.

Noch eine Linie zieht die blutleere Hand, dann bleibt sie unbewegt, als sei ihr Werk getan. Ein tiefes, warmes Leuchten entbrennt in Negrellis Augen, ehe der Tod sie verlöscht. Der letzte Atem des Entschlafenen aber haucht noch drei Worte in die versinkende Welt:

„Aperire terram gentibus!"

„Die Erde den Völkern erschließen!"

Am 3. Oktober 1858 wird Negrelli auf dem Wiener Vorstadtfriedhof zu St. Marx bestattet. Noch sind die Herbstblumen auf dem frischen Grab nicht verwelkt, und schon hat das leichtlebige Wien den Toten vergessen.

Die halbamtliche Wiener „Eisenbahnzeitung" geht mit ein paar Zeilen, die sie dem Toten widmet, zur Tagesordnung über. Die österreichische Presse hat über den Verstorbenen und sein Lebenswerk nichts zu sagen. Ein paar Lokalnotizen sind so ziemlich das ganze inländische Echo seines Schaffens. Die Staatseisenbahn-Verwaltung aber konzentriert alle Dankesschuld gegenüber einem der ersten Verkehrspioniere der Monarchie in den knappen Zeilen eines Dekretes, das der Witwe und den unmündigen Kindern den satzungsmäßigen Ruhe- und Versorgungsgenuß zusichert.

Wenn in diesen trüben Tagen etwas den Schmerz der Familie lindern kann, so sind es die vielfältigen Beweise der Teilnahme, die ihnen aus vielen Ländern Europas zukommen. Treue Freunde aus aller Welt, gedenken in herzlichen Worten des Toten. Jenseits der schwarz-gelben Grenzpfähle weiß man schon jetzt, wer Negrelli war. Das eigene Vaterland wird es erst siebzig Jahre später erkennen.

DANK VOM HAUSE HABSBURG

23. April 1860. Reichsrat Ignaz von Plener ist nicht leicht aus der Ruhe zu bringen. Der überraschenden Mitteilung des Monarchen ist aber auch sein stoischer Gleichmut nicht gewachsen. Aus der Verwirrung seiner Gefühle wird eine Frage: „Darf ich die Gründe wissen, die Eure Majestät bewogen haben, Baron Bruck seines Amtes zu entheben?"
Ein Ton der Gereiztheit schwingt durch die Antwort des Kaisers: „Mein lieber Plener, begnügen Sie sich damit, zu wissen, daß ich Sie mit der Leitung des Finanzministeriums betraut habe. Über die Ursachen der Entlassung Brucks habe ich nichts zu sagen."
Nervös greift Franz Josef nach einem Akt, schlägt ihn auf, sucht nach der Feder. Plener weiß, daß er jetzt verabschiedet ist, aber er geht nicht. Der neue Finanzminister des Habsburgerreiches hat ein Recht darauf, zu wissen, wessen man seinen Vorgänger beschuldigt. Dieser ewig grantige Despot verwechselt immer häufiger die hohen Beamten des Reiches mit Domestiken. Mutig trotzt der Reichsrat dem Unmut des Kaisers: „Verzeihung, Majestät! Ich bin ein Freund Brucks und muß klar sehen. Was liegt gegen Bruck vor? Wessen wird er bezichtigt? Warum entäußern sich Majestät dieses verdienten Mannes? Ich wage diese Fragen, weil ich mein Amt nur übernehmen kann, wenn es aus reinen Händen kommt."
Der Monarch braucht Plener. Das Schicksal des Staates hängt davon ab, wie der neue Finanzminister arbeitet. Nur dieser Umstand bewahrt Plener vor einer schroffen Entgegnung.
„Es muß Ihnen genügen zu wissen, daß ich Baron Bruck nach wie vor schätze. Ich glaube auch heute noch an ihn. Die Gründe

seiner Amtsentsetzung haben nichts mit der Führung seiner Geschäfte zu tun. Mein lieber Plener, ich erwarte in einer Woche Ihren ersten Vortrag."

Das ist deutlich. Noch immer aber geht Plener nicht. Er hat noch etwas zu sagen.

„Ich lege Wert darauf, Majestät, Baron Bruck noch heute zu besuchen. Er war mein Freund, und ich möchte nicht, daß dieser Mann an mir irre wird. Ich habe nie nach seinem Amt verlangt."

„Tun Sie das, Plener. Dann aber an die Arbeit. Sie übernehmen ein schweres Amt."

Tief neigt sich der neuernannte Finanzminister vor seinem kaiserlichen Herrn. Unsichtbare Hände öffnen die Flügeltüren, die Audienz ist zu Ende. Die Hofburg weiß bereits von dem überraschenden Ministerwechsel. Gratulanten umdrängen den neuen Mann, Gerüchte schwirren durch alle Räume, die Kamarilla ist in höchster Erregung. Bruck gestürzt! Plener Finanzminister! Alles tuschelt, raunt und klatscht. Froh, dem aufgestörten Wespenschwarm entronnen zu sein, flüchtet Plener in seinen Wagen und fährt zu Baron Bruck.

Ein Mann in grauem Mantel hält Plener an, da er die Villa Brucks betreten will.

„Wohin wollen Sie?" Der Graue weist sein Abzeichen: Geheimpolizei! Er gibt den Weg sofort frei, als Plener sich legitimiert: „Vergebung! Bitte Exzellenz!"

Der Finanzminister wundert sich. Was soll das bedeuten?

„Baron Bruck wird bewacht? Wer hat Sie mit dieser Aufgabe betraut?"

Ganz nahe tritt der Polizist heran. Flüstert hastig:

„Baron Bruck ist tot, Exzellenz."

Verständnislos sieht Plener dem Mann ins Gesicht. Ruhe! Haltung! Nur jetzt nicht denken! Er wendet sich ab, steigt die Treppe empor. Ganz langsam, Stufe um Stufe. Am Treppenabsatz hält er an, faßt nach dem Eisengeländer. Bruck tot! Das ist doch alles nicht wahr!
Mechanisch steigt Plener die letzten Stufen empor. Bleich, mit bebenden Händen, steht er vor seinem toten Freund. Vor einer Stunde ist Bruck verschieden. Nun ruht er, wie schlafend, auf dem zerwühlten Bett. Das Gesicht ist weiß wie Papier, das Handgelenk umwindet ein schmutzigroter, sinnlos gewordener Verband. Ein alter Diener schlürft mit entsetzten Augen durch den ungelüfteten, halbdunklen Raum. Der Arzt gibt Plener ungefragt Erklärungen. Der Minister hört kaum, was der junge Arzt erzählt.
Der Schreibtisch des Toten erspart ihm jede Frage. Des Kaisers Brief, darauf die anklagende Reihe blinkender Orden, das offene Rasiermesser und der blutgetränkte Perser führen eine laute Sprache.
Der Arzt erzählt von langsamer Verblutung, von Herzschwäche und Kollaps. Plener achtet nicht auf die geflüsterten Worte, sieht nur das geronnene, anklagende Blut, die furchtbaren roten Flecken im ganzen Raum. Er weiß, woran der Mann hier gestorben ist. Er kennt die Todesursache. Besser als der Arzt. Viel besser.
Der da zu erstarren beginnt, starb an seiner Sendung. Er wollte versöhnen und fand nur Haß, predigte das Gemeinwohl und ward von Selbstsucht gefällt. Dieser stille Schläfer hier, dem die Ehre mehr galt als das Leben, suchte Großdeutschland und fand nur zänkische Fürsten, träumte von einem Volk in einem Reich und stieß sich immer wieder an Grenzpfählen wund.

Was spricht dieser Quacksalber da von Selbstmord? Unsinn, Doktor! Schreiben Sie das ruhig in den Totenschein, aber es ist nicht wahr. Der Mann da hat sich nicht selbst getötet, denn ich kenne seine Mörder. Der Schnitt mit dem Rasiermesser war nur eine Formalität. Die Hand, die das tat, haben andere geführt. Ich weiß das ganz genau, Doktorchen, ich, der Reichsrat Ignaz von Plener. Aber diagnostiere nur ruhig weiter, du medizinische Blindschleiche. Die Mörder brauchen ja ein Alibi. Eines aber rate ich euch, ihr Kardinäle und Fürsten, ihr Hofschranzen und Finsterlinge: Bleibt der Bahre dieses Toten fern! Denkt an Siegfrieds Blut, das zu rieseln begann, da der grimme Hagen an seines Opfers Lager trat. War nicht auch Siegfried ein Kind des deutschen Nordens wie dieser tote Mann? Hütet euch vor der Blutprobe, Römlinge und Judenknechte!

Auf dem Schreibtisch liegt ein unvollendeter Brief. Plener beugt sich darüber, liest. Das Schreiben ist an die Suezkanal-Gesellschaft in Paris gerichtet, ist ein Protest Brucks gegen die Unterdrückung der Ansprüche Negrellis. Er reklamiert das vereinbarte Mitbestimmungsrecht Österreichs in energischen Worten.

Unvermittelt bricht das Schreiben ab. Des Kaisers Enthebungsdekret schlug dem Autor die Feder aus der Hand. Eine dünne Blutspur läuft über das weiße Papier.

Plener verabschiedet sich von dem Arzt, drückt dem alten Diener die Hand, wirft einen letzten Blick auf den toten Freund und geht, steigt die Treppe hinab, schickt den Kutscher heim und wandert ziellos in die Vorstadt. Er will jetzt allein sein. Allein mit sich und der Erinnerung an Bruck, der als Handlungsgehilfe und Kaufmann, als Lloyddirektor und Minister immer dasselbe war und blieb: ein deutscher Mann.

DAS WERK DES TOTEN LEBT

Durch den Tod Negrellis der letzten Hemmungen beraubt, ballt Lesseps seine ganze Energie zusammen, konstituiert die Baugesellschaft und setzt sich selbst an die Spitze des Unternehmens. Österreich läßt ihm völlig freie Hand. Negrelli ist tot, und Baron Bruck, der wachsame, getreue Eckart der deutschen Kanalbelange, hat alle Hände voll zu tun, die österreichische Finanzwirtschaft vor dem Zusammenbruch zu bewahren.

Am Ostermontag des Jahres 1859, ein halbes Jahr nach Negrellis Tod, wird nahe dem heutigen Port Said, der erste Spatenstich getan. Von Napoleon III., der in diesem Zeitpunkt in Europa ein gewichtiges Wort zu reden hat, tatkräftigst unterstützt, beginnt Lesseps mit dem Kanalbau. Sein Ingenieurbüro arbeitet nach Negrellis Plänen. Wie diese von Wien nach Ägypten, aus Negrellis Nachlaß in Lesseps' Hände gekommen sind, ist vorerst ein Geheimnis. Wichtig ist vorläufig nur, daß man sie hat und daß sie die Bauarbeiten bis in die letzte Einzelheit vorzeichnen.

Lesseps, der große Optimist, hat immer noch nicht mehr in der Tasche als das rechtsungültige, vom Großherrn nicht bestätigte Mandat Said Paschas und einen Bruchteil des nötigen Baukapitals. Das Rechtsfundament seines Kanalbaus verträgt keine Erschütterung, er baut im doppelten Sinn des Wortes auf Sand.

Der Leichtsinn, das Glücksvertrauen dieses Mannes hat einen heroischen Zug. Die Kühnheit, mit der Lesseps allen Krisen und Gefahren der Zukunft trotzt, erheischt Bewunderung. Was immer auch gegen seinen Charakter und gegen die Art

seiner Geschäfte zu sagen ist, eines steht fest: der Mann hat Mut, jenen Mut des Hasardeurs, der nicht davor zurückscheut, viel zu riskieren, um alles zu gewinnen.

Vier Jahre schon schafft eine Armee der Arbeit in der Wüste. Zwei Drittel des Kanals sind bereits fertiggestellt, da ergibt sich eine neue Schwierigkeit. Said Pascha stirbt, und sein Nachfolger Ismail Pascha erklärt das von seinem Vorgänger ausgestellte Mandat als ungültig. Er entzieht Lesseps alle einheimischen Arbeiter, läßt die Wasser- und Nahrungsmittellieferungen einstellen.

Ein Schiedsspruch Napoleons bringt eine Kompromißlösung des Streitfalles. Ismail gibt die Erlaubnis zur Baufortsetzung und schließt im Jahre 1866 mit der Kanalgesellschaft einen Vertrag ab, der endlich auch die Sanktion der Hohen Pforte erhält.

Nach zehnjähriger, immer wieder unterbrochener Arbeit, nach einer ganzen Kette politischer und wirtschaftlicher Krisen ist der Kanal fertiggestellt. Lesseps hat mit staunenswerter Zähigkeit, freilich auch immer wieder vom Glück begünstigt, sein Ziel erreicht.

Am 17. November 1869 gleitet die französische Kaiserjacht „Aigle" mit Marie Eugenie und Lesseps an Bord, gefolgt von fünfzig Kriegsschiffen aller europäischen Nationen, durch den Kanal. Im Rahmen einer glanzvollen, mit wahrhaft orientalischem Prunk aufgezogenen Eröffnungsfeier, gibt der Vizekönig Ismail Pascha den Suezkanal für den Weltverkehr frei. Sechstausend Ehrengäste, darunter viele Staatsoberhäupter, nehmen an den tagelangen Festlichkeiten teil. Nie vorher hat die Welt eine ähnliche Festfolge erlebt. Die glänzenden Ver-

anstaltungen des Wiener Kongresses verblassen vor dieser Siegesfeier eines königlichen Verschwenders.

Der Name Lesseps ist zu einem Weltbegriff geworden. Die höchsten Orden aller Reiche schmücken seine Brust, Frankreich verleiht ihm das Großkreuz der Ehrenlegion, Königin Viktoria von England den Stern von Indien. Als Lesseps sich, wenige Tage nach der Kanaleröffnung, in Ismailia mit der um vierzig Jahre jüngeren, reizenden Kreolin Helene Autard de Bragard vermählt, steht er am Gipfelpunkt menschlichen Glücks.

Der Name Lesseps läuft um den Erdball. *Der Mann aber, dessen Geist in Wahrheit den Kanal schuf, liegt vergessen in der Erde eines Wiener Vorstadtfriedhofes.* Er muß froh sein, daß ein Hafengäßchen in Ismailia seinen Namen trägt!

DIE WAHRHEIT IST AUF DEM WEGE

Dreißig Jahre ruht Negrelli schon in der Erde, die Goldinschrift seines Grabsteins ist längst verblaßt und sein Name verweht und vergessen. Lesseps baut gerade mit Ingenieur Eiffel den Panamakanal, da deckt ein Zufall das Geheimnis von Suez auf.

Negrellis Tochter Marie Grois, das im Jahre 1851 geborene Patenkind Radetzkys, entdeckt im Nachlaß des Vaters Schriftstücke, aus denen hervorgeht, daß dieser durch ein Täuschungsmanöver Lesseps' um die Früchte seiner Arbeit betrogen wurde. Immer wieder liest Frau Marie die verblaßten Schriftzeilen lang verschollen gewesener Aufzeichnungen. Ein alter Verdacht wird zur Gewißheit. Das von Lesseps ersonnene und von der Kanalgesellschaft verbreitete Märchen, Negrelli habe noch vor seinem Tode Baupläne und Anteilscheine an die „Compagnie maritime du canal de Suez" verkauft, ist endlich eindeutig widerlegt. Negrellis Witwe, seine Kinder und Freunde haben schon immer gewußt, daß an dieser Fabel kein wahres Wort ist. Niemals hätte der Tote daran gedacht, sich seiner Rechte freiwillig zu begeben, unter keinen Umständen hätte er diese Dokumente ausgeliefert. Lesseps' Lüge aber war nicht durch Beweisstücke zu widerlegen.

Stundenlang durchforscht Frau Marie des toten Vaters letzte Aufzeichnungen. Längst schon ist es dunkel geworden, kaum vermögen ihre Augen noch die Züge der Handschrift zu entziffern. Mit bebenden Händen entzündet Negrellis Tochter die Lampe, das Geklirr des Glassturzes verrät ihre Erregung. Sie schiebt das Bündel alter Papiere in den Lichtkegel, liest weiter, kommt nicht los von diesen Aufzeichnungen eines Todkranken.

Immer klarer durchschaut Frau Marie das dunkle Spiel, das Lesseps mit dem Erbe ihres Vaters trieb. Wie Schleier fällt es von ihren Augen. Was sie schon als Kind fühlte, als Mädchen unklar empfand, in den Jahren reifender Erkenntnis aber als sicher annahm, ist plötzlich beweisbare Wahrheit.

Schon in ihrer Kinderzeit war ihr Lesseps unheimlich. Immer hat sie ein seltsames Gefühl vor diesem Rattenfänger gewarnt. Nebelgrau steigt aus der Erinnerung ein Bild auf, gewinnt Gestalt, wird zu einer halbvergessenen Szene aus dem Elternhaus.

Lesseps ist in Wien, besucht ihre Eltern, erfüllt das ganze Haus mit Lärm und Unruhe. Der Vater verhandelt hinter verschlossenen Türen stundenlang mit dem geheimnisvollen Franzosen, die Mutter ist entzückt von der Galanterie des Parisers, und die Geschwister spielen mit den Geschenken des Gastes. Alles ist von Vaters Freund begeistert, nur sie, das trotzige sechsjährige Kind, haßt diesen Menschen, ohne ihn noch gesehen zu haben.

Als Lesseps sich verabschiedet, werden ihm die Kinder vorgeführt. Marie weiß, sie soll jetzt höflich sein, dem Fremden die Hand reichen, einen Knicks machen und für die Geschenke danken. Sie steht vor dem Gast, sieht die Augen der Eltern fragend auf sich gerichtet und bringt kein Wort über die Lippen.

Irgend etwas, das sie sich selbst nicht erklären kann, zwingt sie, den fremden Mann zu hassen, treibt ihr Tränen in die zorndunklen Augen, macht sie sinnlos vor Wut. Wortlos dreht das kleine Mädel dem Gast den Rücken und stürzt weinend aus dem Zimmer. Lesseps ist betroffen, die verlegene Mutter weiß nicht, wie sie die Unart der Tochter rechtfertigen soll, und der Vater gibt ihr tagelang kein gutes Wort.

Noch einmal erinnert sich Frau Marie, Lesseps gesehen zu haben. Seltsam eindringlich bleiben die Einzelheiten dieser zweiten Begegnung in ihrem Gedächtnisse haften.
Es ist wenige Tage nach des Vaters Tod. Die Mutter ist krank, verzweifelt, am Rande ihrer Kräfte. Niemand wird vorgelassen, wer Einlaß heischt, wird abgewiesen, keinem Besucher öffnet sich die Tür der still gewordenen Wohnung. Da erscheint, geradewegs aus Paris kommend, Ferdinand von Lesseps, läßt die Witwe um eine Unterredung bitten und wird empfangen. Stundenlang spricht der geschäftstüchtige Mann auf die weltfremde Frau ein. Zweimal betritt Marie unter Vorwänden des Vaters Arbeitszimmer, in dem die Besprechung stattfindet, bemerkt, daß die Mutter weint und daß der Franzose lebhaft auf sie einredet. Bis auf den Flur vernimmt das argwöhnische Mädel die salbungsvollen Trostworte des Gastes. Noch ehe die erwachsenen Brüder heimkommen, verläßt Lesseps mit einer dicken Mappe das Haus. Marie ahnt, daß Lesseps Dinge aus Vaters Nachlaß forträgt, aber die Mutter schweigt, spürt wohl selbst nicht, um was es eigentlich gegangen ist, und vergräbt sich wieder in ihren Schmerz. Sie vertraut dem glatten Franzosen, glaubt ihrer Kinder Rechte in die besten Hände gelegt zu haben.
Jahre später erst erfährt Marie aus Andeutungen der Mutter, daß gewisse Papiere unauffindbar sind. Wichtige Dokumente, deren Besitz jetzt ein Vermögen bedeuten würde, so die Originalbaupläne des Suezkanals, die Gründeraktien und die Aktienzeichnungen, sind aus dem Nachlaß des Toten verschwunden. Frau Lotti erinnert sich, Lesseps verschiedene Schriftstücke ausgehändigt zu haben, der Franzose aber erklärt, er habe nur belanglose Aufzeichnungen erhalten. Die Baupläne und Aktien habe Negrelli vor seinem Tod der Kanalgesellschaft verkauft.

Die ganze Familie weiß, daß Lesseps lügt. Briefe gehen hin und her, aber sie bringen keine Lösung. Der Kanal ist fertig, Lesseps' Glücksstern steht im Zenith, und niemand denkt mehr an Negrelli und seine Rechte. Eine alt gewordene Frau gibt den Kampf auf, verzweifelt daran, das Erbe ihrer Kinder retten zu können.

Die Lampe rußt. Schwarze Flocken, die sich auf die vergilbten Briefe legen, erwecken Frau Marie aus ihrer Versunkenheit. Ein Griff nach der Dochtschraube, und die Bilder der Vergangenheit sind verwischt. Zärtlich streicht eine kleine Frauenhand über die raschelnden Kronzeugen der Wahrheit. Nun ist der Kampf gegen Frankreichs mächtigste Gesellschaft nicht mehr sinnlos.

Ein Bündel Briefe nur zeugt für das Recht eines Toten. Eine schwache Frau nur rüstet zum Streit gegen Frankreichs mächtigsten Mann. Ungleich sind die Waffen verteilt, aber Frau Marie weiß, was sie will. Sie wird das Gewissen der Welt wachrütteln und Lesseps anklagen. Zwei kleine Frauenhände beginnen, an dem Koloß zu rütteln, von dem noch niemand ahnt, daß er auf tönernen Füßen steht. Der Titanensturz eines Götterlieblings beginnt. Marie Grois, die früh verwitwete Tochter Negrellis, übersiedelt nach Paris.

Im geräumigen Wartezimmer des jungen Pariser Rechtsanwaltes Poincaré ist es an diesem Vorweihnachtstage des Jahres 1890 wohlig warm. Immer wieder dreht der alte, spindeldürre Kanzleigehilfe die prasselnden Buchenscheite im Kamin mit der Feuerzange hin und her. Sein Tisch steht nahe dem Fenster, und mit frierenden Fingern läßt sich keine saubere Reinschrift machen.

Auf einem kleinen Plüschhocker, nahe dem Kamin, sitzt eine Dame. Sie hat den dunklen Schleier hochgeschlagen und verfolgt das rastlose Gehüpf der hungrigen Feuerzungen, nimmt ein Bündel Papiere aus dem Muff, unterhält sich mit den leblosen Dingen der Umgebung und wartet.

Der Rechtsanwalt Poincaré gilt als einer der aufsteigenden Sterne des Pariser Barreaus. Ein Sprecher von forensischer Beredsamkeit, unerschrocken in seinen Angriffen, und dabei ein Mann von umfassender Gesetzeskenntnis, versteht er es, sich eine Klientel zu schaffen, deren Affären immer von größtem Publikumsinteresse sind. Er ist zweifellos eitel, sicher ein Poseur, und seine geistreichen Playdoyers verwandeln den Gerichtssaal zur Bühne. Er hält auf eine gute Presse mehr als ein Schauspieler und neigt zur großen Geste, aber Paris liebt die Übertreibung, und der Erfolg gibt ihm recht.

Der junge Rechtsanwalt denkt übrigens nicht daran, der Rechtsberater der Pariser Gesellschaft zu werden. Er liebt das Geld, aber er schätzt die Macht höher. Die Advokatur ist ihm nur das Sprungbrett zur politischen Laufbahn. Schon hat er einen guten Ruf und wertvolle Beziehungen. In wenigen Jahren wird er Abgeordneter sein, in der Pariser Kammer sitzen und den Weg offen sehen zu den höchsten Stellen des Staates.

Eine halbe Stunde später sitzt Poincarés Klientin dem Anwalt gegenüber. Sie ist Österreicherin, spricht aber so gut französisch, daß der Grund ihres Besuches in wenigen Sätzen offenbar ist. „Ich bin Marie Grois, die Tochter des österreichischen Ingenieurs Alois von Negrelli. Mein verstorbener Vater war Österreichs Vertreter in der Suezkanal-Gesellschaft. Wie diese Papiere hier beweisen, ist er das Opfer einer Rechtsbeugung

geworden. Ich strenge daher, sowohl gegen Ferdinand von Lesseps als auch gegen die Kanalgesellschaft, einen Zivilprozeß an und bin zu diesem Zweck nach Paris übergesiedelt."
„Bitte, gnädige Frau, wollen Sie die Güte haben, mir kurz zu erklären, wessen Sie meinen berühmten Landsmann bezichtigen. Es dürfte Ihnen nicht unbekannt sein, daß Ferdinand von Lesseps ein Mann ist, den Frankreich hoch verehrt. Die öffentliche Meinung wird gegen Sie sein. Damit müssen Sie rechnen."
Bald weiß der Anwalt, worum es geht, hat die Beweisdokumente eingesehen und erkennt sofort, daß sich da ein Rechtsstreit entspinnt, der von sensationeller Bedeutung werden kann. Die Geschäftspraktiken der Kanalgesellschaft haben in den letzten Jahrzehnten zu einer ganzen Reihe von Prozessen geführt. Nie vorher aber ist Lesseps' Urheberrecht bestritten, ist der Präsident des Weltunternehmens persönlich einer unehrenhaften Handlung bezichtigt worden. Die Anklage dieser Ausländerin rührt an das Fundament der Gesellschaft, zerrt den großen Lesseps selbst ins grelle Licht der Öffentlichkeit. Wenn er als Vertreter dieser Anklage vor das Barreau tritt, dann sagt er dem Kapital Frankreichs, aber auch seiner Diplomatie, den Kampf an. Er weiß sofort, daß sich in diesem Streitfall das Recht der Macht beugen muß, aber er ahnt auch, daß ihm die Übernahme dieses Prozesses den Weg zu Geheimnissen eröffnet, die Einfluß verschaffen. Der Rechtsanwalt wird zweifellos unterliegen, der künftige Politiker aber gewinnen. Poincaré ist sofort entschlossen, für die Sache der Österreicherin einzutreten, aber er tut vorerst so, als zögere er noch.
„Ihre Informationen, gnädige Frau, sind klar, Ihre Beweisstücke, soweit ich das jetzt schon beurteilen kann, einwandfrei. Trotzdem frage ich Sie, was wollen Sie eigentlich? Wel-

chen Ausgang erwarten Sie von dem einzuleitenden Prozeß?"
„Ich bin eine einfache Frau und kenne die Gesetze Frankreichs nicht. Es würde daher Ihre Sache sein, mein Rechtsbegehren zu formulieren. Was ich erreichen möchte, ist in Laienworten rasch gesagt. Ich fordere, daß die ‚Compagnie maritime du Canal de Suez' die Urheberrechte meines Vaters an den Kanalbauplänen anerkennt, seine Verdienste um das Werk würdigt und von Lesseps' geistigem Diebstahl offiziell abrückt. Darüber hinaus verlange ich im Namen der von mir vertretenen Erben Negrellis die Rückgabe der von Lesseps seinerzeit rechtswidrig dem Nachlasse meines Vaters entzogenen zwei ungespaltenen Gründeranteile. Der Wert dieser unserer Familie noch immer vorenthaltenen Anteile beläuft sich derzeit auf ungefähr zehn Millionen Goldfranken."
„Wenn ich Sie recht verstehe, meine Gnädige, dann wollen Sie die Kanalgesellschaft auf zivilrechtlichem Wege zur Wiedergutmachung des Ihrer Familie zugefügten ideellen und materiellen Unrechtes zwingen. Ich stehe nicht an, Ihnen offen zu erklären, daß ihre Erfolgsaussichten in Anbetracht der ungeheuren Machtmittel des Prozeßgegners gering sind."
Entrüstet bebt die Stimme der kleinen Frau, die so fest an ihr Recht glaubt:
„Seit wann mißt man in Frankreich das Recht mit dem Maß der Macht? Dienen Ihre Gerichtshöfe der Justiz oder dem Kapital? Wird sich das gesunde Rechtsempfinden des französischen Volkes, wird sich die freie Presse dieses freien Landes nicht doch auf meine Seite stellen müssen?"
Der junge Anwalt lächelt verbindlich. Es ist nicht gut, die kleine, resolute Ausländerin allzu tief in die Kulissengeheimnisse der Pariser Justizpflege blicken zu lassen. Vorsichtig lenkt er ein:

„Ich zweifle ja nicht daran, gnädige Frau, daß Sie irgend einmal mit Ihren Forderungen durchdringen werden. In irgendeiner Form wird sich Ihr Anspruch sicher durchsetzen lassen. Nur befürchte ich, daß Ihre Nerven, vielleicht aber auch Ihre Mittel, einem Rechtsstreite nicht gewachsen sind, dessen rascher Abschluß nicht in unserer Macht liegt. Die Kanalgesellschaft aber, für die selbst ein Vermögen keine Rolle spielt, vermag das Verfahren im Berufungswege und durch eine ganze Reihe von rechtlich einwandfreien Verzögerungsmanövern auf viele Jahre hinauszuziehen. Bedenken Sie das wohl, gnädige Frau, und vergessen Sie nicht, daß ich mit der Übernahme Ihrer Vertretung meine Arbeitskraft auf unbestimmte Zeit in den Dienst Ihrer Sache stellen müßte."

„Ich weiß, was ich will, und ich bin bereit, mein ganzes, bescheidenes Vermögen dem Kampf um die Ehre meines Vaters zu opfern. Ich habe mich gestern mit Clémenceau besprochen, und Ihr Landsmann hat mir seine Freundschaft und seine Unterstützung versprochen. Auch Jaurès will seinen Einfluß in meinem Interesse geltend machen, und Ihr berühmter Kollege Chenu, der sich mit Ihnen in den Ruf teilt, Frankreichs fähigster Advokat zu sein, ist, wenn Sie ablehnen sollten, bereit, mich zu vertreten."

„Ich habe es für meine Pflicht gehalten, Sie auf die Schwierigkeiten des bevorstehenden Rechtsstreites zu verweisen. Ich mußte das tun, aber ich stehe nicht an, Ihnen zu erklären, daß es mir eine Ehre sein wird, Sie bei Ihrem Werk der Kindesliebe zu unterstützen."

„Sie sind also bereit, Ihren Namen und Ihr Können für meine Sache einzusetzen? Ich darf mit Ihrer Vertretung vor dem Pariser Gerichtshofe rechnen?"

„Gewiß, gnädige Frau! Ich habe Ihr Mandat übernommen

und bitte Sie um Unterfertigung der Prozeßvollmacht. Gleichzeitig ersuche ich um Auslieferung aller zur Fundierung der Anklage nötigen Beweisstücke"

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor! Die Papiere stehen zu Ihrer Verfügung. Was habe ich zu unterfertigen?"

Raschelnd gleitet eine Feder in energischen Zügen über das Formular.

Händereibend geleitet Poincaré die junge Frau aus seinem Büro. Dieser Prozeß reizt ihn, und da er das Beweismaterial in den Tresor legt, gleitet ein zufriedenes Lächeln über sein schmales Gesicht. Mit diesen Papieren kann man den allmächtigen Lesseps vernichten oder verpflichten. Wissen ist Macht! Mitwissen aber ist mehr! Mitwissen um dunkle Dinge Großer kann den eigenen Untergang, aber auch Aufstieg, Gewinn, Karriere bedeuten!

Poincaré lächelt, lächelt zufrieden und weiß dabei noch gar nicht, daß er in dieser Stunde einen Weg betreten hat, der im Elysée enden wird, daß ein verschleppter Prozeß nicht schmerzt, wenn man dafür eine Präsidentschaft gewinnt.

Zwei Jahre schon läuft der Prozeß der Tochter Negrellis. Auch Lesseps ist schon wiederholt vernommen worden, aber der kindisch gewordene Greis scheint jedes Erinnerungsvermögen verloren zu haben. Er hat Panama vergessen, nimmt keinen Anteil an dem, was ihm sein Sohn Charles und Ingenieur Eiffel von diesem neuen, gewaltigen Werk erzählen, und verfällt immer mehr. Zuweilen nur flackert der Lebenswille des Kranken noch einmal auf. Dann geisterte die Erinnerung an Suez durch sein Gehirn, oder der Uralte flüchtet in die Zukunft, phantasiert von der Bewässerung der Sahara,

schlägt eine Eisenbahnbrücke von Europa nach Amerika und tastet nach der Stratosphäre. Stundenlang lallt dann der zahnlose Mund des Greises Pläne vor sich hin, die an die Sterne rühren. Dann wieder weint der Halbgelähmte, greint wie ein Kind und will sterben.

Wieder ist eine Zuschrift des Pariser Gerichtes gekommen. Der Alte hat sie lange betrachtet, niemand kann sagen, ob er den Inhalt erfaßt hat. Die verschiedenen Phasen des Prozesses Grois-Negrelli contra Lesseps dringen nicht mehr ins Bewußtsein des Weltentrückten. So glaubt man, so denkt seine nächste Umgebung. Man kann sich aber auch irren. Der Kranke ist unberechenbar. Niemand weiß, wieweit er die Welt noch versteht.

Den blauen Gerichtsbrief vor sich, hockt Lesseps an seinem Schreibtisch und wühlt in den weitgeöffneten Laden. Suchend tasten die fleischlosen Spinnenfinger nach zerknitterten Papieren, lassen Orden klirren, zerknüllen die Handschreiben mächtiger Könige und wischen Aktien, die ein Vermögen bedeuten, achtlos zur Seite. Verständnislos betrachtet die Pflegeschwester die sinnlose Wühlarbeit der zittrigen Hände, sammelt unermüdlich verstreute Blätter auf und richtet immer wieder die Decken des Greises zurecht.

Rastlos durchsucht der Alte den Inhalt der Eichenladen. Zuweilen hebt er ein Stück Papier an die halberblindeten Augen, beschaut es lange und wie verloren, schrickt wieder auf und sucht hastig weiter. Dann beginnt er lautlos zu weinen, schläft erschöpft ein, wird wieder wach, beugt sich über die halbgeleerte Lade und forscht weiter. Die Pflegerin will helfen, aber der Kranke umkrallt kreischend ihr Handgelenk und wehrt keuchend ab. Unermüdlich tauchen die dürren Finger in die tiefe Lade und zerren endlich ein Stück Karton hervor.

Lange ruhen die wässrigen Augen des Erschöpften auf dem Stücklein Pappe. Wie eiserne Klammern schließen sich zehn Finger um den kostbaren Fund.

Neugierig äugt die Schwester nach dem Stück Papier und ist enttäuscht. Was da ihr Pflegling vor ihr verstecken will, ist eines Mannes Bildnis, die Lithographie eines Herrn mit Bakkenbart und hoher Stirn, der in einem Klubsessel sitzt und mit klugen Augen in die Ferne schaut. Anscheinend das Bild eines Ingenieurs, denn die Linke des Porträtierten ruht auf einer Eisenbahnkarte Europas und dem Aufriß einer Dampfmaschine. Ärgerlich wendet sich die graue Schwester ab. Welch schweres Brot, einen Narren zu betreuen!

Der Greis im Lehnstuhl hat das Bild auf die Eichenplatte des Schreibtisches gelegt, die Hände darüber gedeckt und wartet. Bleibt unbeweglich, bis die Pflegerin aufsteht und den Raum verläßt. Es wird dämmerig, man muß die Lampe holen.

In die Hände des Kranken kommt Bewegung. Farblose, spitze Fingernägel beginnen emsig zu kratzen, zerfleischen das Papier, schaben in ängstlicher Hast einen Namenszug aus der Lithographie. Wie kleine Messerchen zerfasern die Nägel den Karton, tilgen zwei Worte, kommen nicht zur Ruhe, bis dort, wo noch eben Alois Negrelli stand, eine häßliche Narbe den blanken Karton entstellt. Ein Name ist verschwunden, zwei Hände werden wieder still und unbewegt.

Als die Pflegeschwester mit der Lampe das Zimmer betritt, scheint der Kranke zu schlafen. Ruhig, friedlich liegt er im Stuhl. Eine böse Erinnerung ist gebannt, zwei Wörtchen der Anklage sind nicht mehr.

Paris, die leichtlebige, frivole Stadt an der Seine ist an diesem Sommertag des Jahres 1893 irrsinnig geworden. Vor den An-

schlagtafeln der großen Zeitungen drängen sich die Menschen, vor den geschlossenen Schaltern der Banken rasen Verzweifelte, die ihr Spargut verloren sehen, und der große Börsensaal gleicht einem Tollhaus. Rund um das Parlamentsgebäude aber wogt ein Menschenmeer, trotz der Säbel und Pferde des berittenen Polizeikordons, und heult vor Wut und hilflosem Zorn.

Auf den Boulevards schwingen die Kolporteure dicke Bündel druckfeuchter Zeitungen und brüllen ihre Sensationsnachrichten in das Gewühl der aufgeregten Menschen.

„Die Panamagesellschaft zahlungsunfähig! Der Kanalbau eingestellt! Eine Milliarde Spargelder verloren! Charles Lesseps und Ingenieur Eiffel verhaftet! Schmutzige Geschäfte der Volksvertreter! Der größte Finanzskandal der Welt! Die Bankschalter geschlossen!"

Paris ist irrsinnig geworden. Alle die hunderttausende von Rentnern, die ihr kleines Vermögen in Panamaaktien angelegt haben, alle die vertrauensseligen Beamten, Handelsangestellten und Händler, die den Schwindelprospekten zum Opfer fielen, toben vor Wut.

Plötzlich verarmte Kleinbürger, deren Notgroschen im Schlamm von Panama versunken sind, rennen auf die Straße, reißen den Verkäufern die Zeitungen aus der Hand, weinen, schimpfen und fluchen und finden kein Opfer für ihre Verbitterung.

Eine dunkle Schmutzflut ergießt sich über die aufgewühlte Stadt. Menschen, denen man blind vertraute, Institute, denen man bedenkenlos das letzte Goldstück hingab, Abgeordnete, auf die man große Stücke hielt, sind plötzlich als Helfershelfer betrügerischer Raffgier entlarvt. Abgründe tun sich auf, Geschäftspraktiken werden offenbar, vor denen der einfache

Mann schaudert. Die schamlose Bettgemeinschaft von Politik und Großkapital zeigt sich in ihrer ganzen nackten Häßlichkeit.

Da ist kein Haus in ganz Paris, an dem das Unheil vorübergeht. Keine Straße, in der nicht ein ehrlicher Mann zum Bettler geworden ist. Kein Stadtviertel, in dem sich nicht ein Betrogener in der ersten Verzweiflung erhängt. Waisen haben ihr Erbteil verloren, Greise wissen nicht, wie sie dem Hungertod entrinnen sollen, reichen Leuten winkt der Bettelstab, und Verrückte spielen lachend mit Panamaaktien, die gestern noch ein Vermögen bedeuteten und heute wertlose Papierfetzen sind.

„Ferdinand von Lesseps haftunfähig! Bestochene Abgeordnete bestehlen das Volk! Judenmord im Börsenviertel! Ins Zuchthaus mit den Betrügern!"

Tag und Nacht stampfen die Druckmaschinen der Zeitungsbetriebe, immer grauenhafter wird das Bild dieses Korruptionsskandals, in den Frankreichs beste Familien verwickelt sind. Fünfhundert Verhaftungen reichen nicht aus, alle Nutznießer dieses gigantischen Schwindelunternehmens sicherzustellen. Paris wird zu einem großen Friedhof vernichteter Existenzen, Frankreich bebt unter diesem Riesenschock, ganz Europa spürt die Erschütterung dieses Börsenskandals, der einzig dasteht in der Geschichte der Welt.

In Panama aber vernichtet die Natur das Werk der schwachen Menschenhand. Die letzten Arbeiter sind vor dem Sumpffieber entflohen. Gekippte Bagger recken ihre Eisenarme anklagend zum Himmel, Schleppzüge und Geleise versinken gurgelnd im Schlamm tropischer Flüsse, Berghalden rutschen donnernd ab und begraben den Kanal. Die Meereswogen aber umbranden halbfertige Schleusen, und wenn der Sturm

an den Wellblechdächern der verödeten Arbeiterbaracken zerrt, dann klingt es so, als hohnlache die Natur über der Menschlein Wille und Werk.

Ein Jahr ist seit dem Zusammenbruch der Panamagesellschaft verflossen. Im Salon des bäuerlichen Landhauses zu La Chesnaye steht ein schwerer Rollstuhl. In diesem Krankensessel, nahe den Fenstern der Gartenterrasse, liegt ein faltiges Wurzelmännchen, ein neunzigjähriger Greis.
Das milde Licht eines Wintermorgens überflutet das menschliche Wrack in dem dunklen Stuhl. Ein kahler Mumienkopf ruht auf den Kissen, trübe, triefende Augen blinzeln gequält ins grausame Licht und verraten, daß noch Leben ist in diesem hilflosen Skelett.
Gelähmt, taub und der Sprache beraubt, erwartet Ferdinand von Lesseps seit Monaten den erlösenden Tod, liegt Tag und Nacht, wieder zu einem hilflos lallenden Kind geworden, im Rollstuhl und hat für alle Geschehnisse seiner kleingewordenen Welt immer dasselbe grinsende Lächeln.
Dieses gefrorene Grinsen, dieser Reflex des erlöschenden Geistes, will nicht völlig erstarren. Immer noch steckt ein Restchen Leben in diesem Leib, immer noch tut das blutleere Herz einen neuen, zögernden Schlag.
Stundenlang liegt Lesseps oft völlig unbewegt in den Kissen, zweimal mußte man die verfrüht angezündete Sterbekerze wieder löschen, immer wieder tun sich die Augen auf, starren in das farblose Nichts.
Wie eine Schildwache watet seit Tagen der Tod durch den flaumigen Schnee der Gartenterrasse, haucht Eisblumen auf die Fensterscheiben, blickt prüfend in das Krankenzimmer,

preßt die Hippe an sich und umkreist mit bedächtigen Schritten das weltentlegene Landhaus.
Oben, am Fensterbrett der Mansarde hat der Gärtner schon die Trauerfahne bereitgelegt, aber der Knöcherne schlägt nicht zu. In der Tasche des alten Landarztes knistert schon der halb ausgefertigte Totenschein, aber der grausame Schnitter holt nicht aus zur überfälligen Mahd.
Beeile dich, Tod, brich diese Augen, vollende dein Werk, damit ein Sterbender nicht mehr erfährt, daß ihn Frankreich verflucht! Erwürge den Mann, der nicht zu wissen braucht, daß sein Glücksstern in Panama erlosch!
Der da auf dich wartet, hat Tausende an den Bettelstab gebracht, aber er soll nicht mehr erfahren, daß seine Name entehrt, sein Sohn dem Zuchthaus verfallen, er selber aber vom Kerker bedroht ist.
Frankreichs stolzester Sohn, den nur das hohe Alter vor dem Sträflingskittel bewahrt, der Mann, dessen Namen tausende von betrogenen Rentnern verfluchen, soll sterben, ohne zu erfahren, was aus Panama erwuchs.
Nimm diesen großen Plagiator mit dir. Überantworte diesen Mann dem Gerichte Gottes, das die Sünde der Jugend am Greise rächt, das in Panamas Schlamm den Lügner von Suez begrub.
Weltfern, sorglos grinsend blinzelt der Greis im Rollstuhl der grauen Gestalt entgegen, die lautlos den Raum betritt, röchelt tonlos auf unter der zarten Berührung einer knöchernen Faust und wird fahl und starr. Die Augen brechen, das grausige Lächeln aber gerinnt zu einer bösen Maske weltverachtender Ironie.
Wirbelnd stiebt der Schnee durch die Verandatür in den eiskalt gewordenen Raum, da der Tod sein Opfer verläßt.

Ferdinand de Lesseps ist nicht mehr. Der silberne Steckkalender am Schreibtisch des Entschlafenen zeigt den 17. Dezember des Jahres 1894.
Zwei Stunden später weht eine schwarze Fahne vom Giebel des Landhauses zu La Chesnaye.

Über zwei Jahrzehnte dauert der Prozeß zwischen der Tochter Negrellis und der reichsten Kapitalistengruppe der Westmächte. Keine Gerichtsinstanz hat den Mut, einen Schuldspruch zu fällen, der Frankreich bloßstellen und der Volkswirtschaft ungeheure Summen entziehen würde. Man weiß ganz genau, daß Negrellis Sieg über die Kanalgesellschaft eine ganze Serie weiterer Schadenersatzansprüche heraufbeschwören müßte. So wird denn das Verfahren von Jahr zu Jahr verschleppt. Im Jahre 1913 bessern sich die Erfolgsaussichten der Klägerin, die Kanalgesellschaft macht einen Vergleichsvorschlag, da bricht der Weltkrieg aus und macht alle Bestrebungen der Klageseite zunichte.
In der Nachkriegszeit ist Frankreich zu mächtig, als daß die Wiederaufnahme des vertagten Prozesses in Frage käme. Die Aktionäre der Kanalgesellschaft schwimmen im Gold und spotten aller Anstrengungen der zur Greisin gewordenen Tochter Negrellis, die unverjährten Familienansprüche durchzusetzen.
Gerade in diesen düsteren Jahren aber, da schon alle Hoffnung auf den Sieg des Rechts geschwunden scheint, vollzieht sich das große Wunder: Negrellis geistige Wiedergeburt. Die Welt entsinnt sich plötzlich des Toten, durchforscht sein Leben und setzt ihm glanzvolle Denkmäler später Erkenntnis. Die anklagende Stimme einer alt gewordenen Frau findet die Ohren

der Welt. Der heldische Kampf einer armen Waise um des Vaters Geisteserbe weckt das Gewissen der Heimat. Der Name eines Toten erwacht zu neuem Leben.

Am 17. November 1929 wird auf dem Wiener Zentralfriedhof, über dem Ehrengrab Negrellis, in Anwesenheit des Bundespräsidenten und der Gesandten vieler Länder, ein Denkmal enthüllt, dessen Baukosten Deutschland, Italien, Österreich, Ägypten, die Schweiz und die Tschecho-Sklovakei getragen haben. Das Denkmal, in Art einer altägyptischen Grabkammer ausgeführt, trägt die Inschrift:

„Ihm verdankt die Welt die Schaffung des Suezkanals."

Ein Jahr darauf, am 12. September 1930, enthüllt die Stadt Trient im Giardini di Piazza Dante im Rahmen eines nationalen Festes ein kunstreiches Negrelli-Denkmal und stellt den berühmten Trientiner in den Mittelpunkt eines wissenschaftlichen Kongresses. Senator Marconi, der die Festrede hält, würdigt Negrelli als Schöpfer des endgültigen Kanalprojekts und feiert ihn als Pionier des Weltverkehrs.

EPILOG:

DIE LÜGE VON SUEZ

Schiff auf Schiff gleitet mit gedrosselter Maschinenkraft in den Suezkanal, britische Indiendampfer, deutsche und holländische Ostindienfahrer, italienische Kanonenboote und amerikanische Luxusfahrzeuge. Hunderttausende von Menschen aus allen Ländern der Welt erleben immer wieder den eigenartigen Zauber der Durchfahrt, die aus der blauen Unendlichkeit des Meeres mit einem Schlag in die Eintönigkeit der gelben Sandwüste führt.

An der Mole von Port Said, am Mittelmeereingang des Suezkanals, erhebt sich seit 1897 die Riesenstatue Ferdinand von Lesseps'. Stolz erhobenen Hauptes, die offene Rechte wegweisend ausgestreckt, nimmt der Mann aus Bronze die Parade der durchfahrenden Schiffe ab.

Ehrfurchtsvoll staunen die Passagiere der großen Überseedampfer zu dem gigantischen Standbild empor. Sie wissen ja nicht, daß dieses Götzenbild französischer Eitelkeit nur das Denkmal einer großen Geschichtsfälschung ist! —

Sie ahnen nicht, daß der zusammengerollte Bauplan, den die Linke der Erzgestalt da oben gierig umkrallt, dem Gehirn eines Deutschen entsprungen ist: Negrelli! — Und sie bewundern die schweren Bronzekränze und denken nicht daran, daß dieser Lorbeer von einem Grab im fernen Wien stammt.

Langsam gleiten die Schiffe an der Kolossalstatue Ferdinand von Lesseps' vorüber. So langsam, daß man die Worte der Sockelinschrift entziffern kann.

Jene drei Worte, die der große Lesseps genau so von Negrelli übernommen hat, wie Plan und Werk, Nachruhm und Vermögen:

„Aperire terram gentibus!“

INHALTSÜBERSICHT

ABBILDUNGS- UND QUELLENVERZEICHNIS

Das grundlegende Werk über Negrelli ist verfaßt von Professor Dr. Ing. Alfred Birk, Technische Hochschule, Prag:
Alois von Negrelli, Die Lebensgeschichte eines deutschen Ingenieurs. Band I (1799—1848), Wien 1915, Band II (1848—1858), Wien 1925. Mit unermüdlichem Spürsinn und wissenschaftlicher Genauigkeit hat Birk alles damals erreichbare Material über Leben und Wirken Negrellis gesammelt und damit eine wichtige Bresche in das hohle Fundament der „Lüge von Suez" geschlagen.

Weiteres dokumentarisches Material ist enthalten in den Büchern: Georgi-Dufour, Urkunden zur Geschichte des Suez-Kanals, Leipzig 1913, und A. Birk und K. H. Müller, Der Suez-Kanal, seine Geschichte und seine wirtschaftspolitische Bedeutung für Europa, Indien und Ägypten. Hamburg 1925.



DIE LÜGE VON SUEZ

Über ein halbes Jahrhundert galt der gigantische Durchstich der Landenge von Suez als eine Schöpfung des Franzosen Lesseps. In langer, mühsamer Kleinarbeit ist es gelungen, einer Weltwahrheit den Weg zu bahnen, zu beweisen, daß der geistige Schöpfer dieser technischen Großtat der österreichisch-deutsche Ingenieur Alois von Negrelli war, und aufzuzeigen, welche Verdienste und Anrechte sich Deutschland und Italien um das Werden des Suezkanals erworben haben.

Vom Freiheitskrieg der Tiroler Heimat Negrellis im Jahre 1809 an erleben wir alle Kampfstationen eines reichen, arbeitsharten und doch romantisch überlichteten Lebens mit bis zum vorzeitigen Tode, der die reife Frucht dieser Lebensarbeit, die Baupläne des Suezkanals, Lesseps in den Schoß warf. Aber auch im Wasser- und Straßenbau Österreichs und der Schweiz, als Erbauer der wichtigsten Bahnlinien in Böhmen, der Lombardei und Venetien, als Generalinspektor der österreichischen Staatsbahnen stand Negrelli in der vordersten Linie der Technik. Und doch mußte auch er Undank und Neid der Mitwelt erfahren, die tragischen Spannungen der alten Monarchie an sich erleben wie seine Freunde der Feldmarschall Radetzky und der Minister Bruck.

Dieser durch 18 interessante zeitgenössische Bilder illustrierte Lebensbericht eines österreichischen Ingenieurs, der in glücklicher Mischung das romanische Temperament des Vaters mit dem deutschen Gemüt der Mutter vereinigt, liest sich in seinem spannungsreichen Ablauf und seiner anschaulichen Schilderung wie ein guter, fesselnder Roman und hinterläßt, fern aller billigen Aktualität, durch seine menschliche Wärme einen bleibenden Eindruck.

VORWERK-VERLAG
DARMSTADT / BERLIN

SUEZKANAL / MITTELMEER UND PANAMA

diese Brennpunkte der Weltpolitik und die dramatischen Machtkämpfe zwischen England und Frankreich schildert anschaulich und lebendig das fesselnde Buch:

HANS HUMMEL

Vor dem Ziel steht England

FERDINAND DE LESSEPS

Zweite Auflage
336 Seiten. Mit einer Mittelmeer-Karte. Leinen RM. 5,80

Die politischen Leitsätze des Britischen Neu-Imperialismus und des „Größeren Frankreich", die im Kampfe immer wieder aufeinander stoßen, haben sich entwickelt in der Zeit des Bürgerkönigtums und des zweiten napoleonischen Kaiserreichs. Diese Epoche mit den Merkmalen äußerer Ruhe, innerer Krisen und vielfältiger Geheimpolitik hat in Ferdinand de Lesseps einen eindrucksvollen Vertreter. In ihm verbindet sich der Geist französischer Gründerzeit mit der ihm eigenen Bürgerlichkeit und Phantasie, Skrupellosigkeit und Ausdauer zum aufgezwungenen Kampf gegen die nüchterne Weltbetrachtung der Briten und ihre verschlungene Politik. Talentierter Diplomat und talentierter Abenteurer, bricht er mit dem Bau des Suez-Kanals und der Planung des Panama-Kanals die Revolution der Weltschiffahrt und den Kampf der imperialistischen Mächte vom Zaun. Damit wird das Mittelmeer zum Weltmeer, zum Problemmeer unserer Zeit.

VORWERK-VERLAG
DARMSTADT / BERLIN

NEGRELLI-MOLDELBE

Die LÜGE von SUEZ

VORWERK VERLAG